SLUB Dresden
zell1
33.8.
3120
m002 MAG

SLUB Dresden
mit
Beilage

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

Horst Becker Sächsische Mundartenkunde

SLUB
Wir führen Wissen.

Horst Becker

Sächsische Mundartenkunde

Entstehung, Geschichte und Lautstand der Mundarten Sachsens und Nordböhmens

Mit 18 Karten

Verlag Heimatwerk Sachsen
v. Baensch Druckerei
Dresden

ZeIIA MAG m002 NM

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Ausgezeichnet mit dem 1. Preis des Reichsstatthalters
im Mundarten-Wettbewerb des „Heimatwerkes Sachsen"

1959 I D 1696

ERSTER TEIL

Die Grundlagen des Aufbaus der sächsischen Mundarten

Seite

Räumliche Grundlagen. Erste Besiedlung und frühe Geschichte 7
Die deutsche Wiederbesiedlung 12
Siedlung und Mundart 15
Die Bewegungen des Sprachausgleichs. Die obersächsische Ausgleichssprache 21

ZWEITER TEIL

Die sächsischen und nordböhmischen Mundarten

Über die Kennzeichnung einer Mundart 31
Die fünf Gruppen der sächsischen und nordböhmischen Mundarten 34
Egerländisch und Südvogtländisch 37
Das Vogtländische 41
Das Westerzgebirgische 48
Das Nordwestböhmische 59
Das Osterzgebirgische 62
Das Nordböhmische 68
Überblick über das Obersächsische 72
Das Osterländische 77
Das Meißnische 82
Das Altenburgische 89
Das Oberlausitzische 94
Das Nordostböhmische 107
Das Westlausitzische 110
Das Neulausitzische 111
Mundart und Heimat 114

DRITTER TEIL

Sächsische Mundart und deutsche Hochsprache

Sächsische Mundart und neuhochdeutsche Schriftsprache . . . 116
Die obersächsische Umgangssprache 122
Obersächsische Umgangssprache und obersächsische Mundart . . 131
Das Meißnische Deutsch 139

Anmerkungen und Nachweise 155
Weitere Nachweise 163
Anmerkungen zu den Karten 166
Schrifttum 168

SLUB
Wir führen Wissen.

Ze

ERSTER TEIL

Die Grundlagen des Aufbaus der sächsischen Mundarten

Räumliche Grundlagen

Erste Besiedlung und frühe Geschichte

Mundart formt sich aus den Kräften von Volkstum, Landschaft und Geschichte. Wenn wir die Mundarten des sächsischen Stammesbodens ergründen wollen, so richtet sich unser Blick zuerst einmal auf die Landschaft, in der sich diese Mundarten ausbreiten. Wir erkennen dann, wie sich mit dieser Landschaft bestimmte Stammestümer in der Siedlung vermählen und wie sich aus ihrer Durchdringung und aus den fortdauernden Wirkungen der politischen Geschichte die sächsischen Mundarten zu ihrem heutigen Stande geformt haben.

Der räumliche Umfang unserer Betrachtung ist durch die Grenzen des heutigen Landes Sachsen gegeben; aber wir blicken über diese Grenzen an mehreren Stellen hinaus. Zuerst einmal beziehen wir immer das Land deutschen Volksbodens in unsere Betrachtung ein, das südlich des Erzgebirges und Lausitzer Gebirges im benachbarten Nordböhmen liegt. Von alters her sind die Landstriche nördlich und südlich des Gebirges, und gerade auch mundartlich, eng miteinander verbunden; von alters her sind beide aber auch politisch in zwei verschiedene Großräume eingeordnet. Nordböhmen blickt nicht nur nordwärts über das Gebirge, sondern es blickt auch hinein in das Innere des Landes, das sich zwischen Böhmer Wald und Sudeten ausdehnt und als Königreich Böhmen innerhalb des Deutschen Reiches schon früh staatliche Einigung gefunden hat. Auf der anderen Seite ist auch das sächsische Land nördlich des Gebirges eingeordnet in einen mitteldeutschen Großraum, der sich nördlich von Thüringer Wald und Erzgebirge bis an Harz und Fläming erstreckt und, vom Ausgang des Mittelalters bis ins vorige Jahrhundert, im Kurstaat Sachsen seine politische Gestalt gefunden hat; auch hier wird unser Blick über die heutigen Grenzen hinausgehen. Von beiden wird also unsere Betrachtung der sächsischen und nordböhmischen Mundarten reden müssen:

von der engen blutsmäßigen Verbindung zwischen Sachsen und Böhmen, wie sie uns die Mundarten bezeugen, und von den verschiedenen politischen Schicksalen, die das Land — und damit auch die Mundart — nördlich des Gebirges im wettinischen Großstaat, südlich des Gebirges unter der Krone Böhmen gefunden hat.

Das sächsische Land ist gekennzeichnet durch den allmählichen Übergang von der Ebene des Nordrandes zum Gebirge des Südens. Die Hauptflüsse — Saale, Elster, Mulde, Elbe — neigen sich nach einer Mitte zu, die wir als Sächsische Tieflandsbucht bezeichnen. Der Landschaftscharakter dieses Teilgebiets ist nicht einheitlich. Zwischen weiten und früher versumpften Flußauen (Karte 1) ziehen sich ausgedehnte Grundmoränenflächen hin, im westlichen Teil (gegen Halle—Merseburg) auch größere Lößgebiete, die nach der fruchtbaren Magdeburger Börde und in die Goldene Aue hinüberleiten. Nördlich der Tieflandsbucht schließt sich ein breit nach Osten verlaufender Streifen an, der durch kärgliche Moränensande und breite Urstromtäler (wie das der Schwarzen Elster) gekennzeichnet ist. Große Heiden — Dübener, Dahlener, Torgauer Heide —, dazu im Osten die Lausitzer Teiche, bestimmen das Bild dieser spät erschlossenen Landschaft. Am Südrand des Tieflandes, gegen das Mittelsächsische Bergland zu, liegen ausgedehnte Lößgebiete — um Altenburg, zwischen Grimma und Dresden, um Bautzen —, die durch ihre besondere Fruchtbarkeit berühmt sind.

Vom sächsischen Tiefland leitet das Mittelsächsische Bergland zum südlichen Gebirgsland über, ein welliges Gelände, das neben wenigen kuppigen Erhebungen (Rochlitzer Berg) vor allem durch die tief eingeschnittenen Täler bewegtere Formen erhält. Vom südlich anschließenden Gebirgsland unterscheidet es sich durch seine Teilnahme an der eiszeitlichen Vergletscherung. Bis zu einer Grenze Greiz—Zwickau—Chemnitz—Hainichen—Roßwein—Siebenlehn—Tharandt—Schandau—Hohnstein—Rumburg—Dybin reichen die Wirkungen der Eiszeit in Gestalt und Beschaffenheit des Bodens.

Auch das Sächsische Gebirgsland zeigt im allgemeinen keine großen Erhebungen. In sanfter Neigung, nur von tiefen Flußtälern zerschnitten, steigt das Erzgebirge gegen den Gebirgskamm an, um dann nach Süden, nach Böhmen, steil abzufallen. Das Vogtland ist im ganzen niedriger und landschaftlich etwas bewegter als das Erzgebirge. Noch stärker aufgelöst ist das Mittellausitzer Bergland; hier stoßen nordöstliche und nordwestliche Richtung der Gebirgsbildung aufeinander; ohne eine durchgehende Kammlinie reihen sich einzelne Bergzüge nebeneinander. Dank dieser größeren Bewegtheit zeigt sich das Lausitzer Bergland, ähnlich wie das Vogtland, dem Verkehr zugänglicher; an diesen beiden Stellen, im Vogtland und im Lausitzer Bergland, nimmt auch die sächsisch-böhmische Grenze einen bewegteren

Verlauf. Das Lausitzer Gebirge, das den Zittauer Kessel nach Süden abriegelt, zeigt bereits eindeutig die Nordwest-Südost-Richtung der schlesischen Gebirge. Von einer besonderen Art ist das Elbsandsteingebirge, das sich zwischen Erzgebirge und Lausitz einschiebt; wenig fruchtbar, wasserarm und tief zerklüftet, ist es dem Verkehr wie der Siedlung lange Zeit feindlich gewesen.

An diesem sächsischen Gebirgsland vom Vogtland bis zum Lausitzer Gebirge hat Nordböhmen vollen Anteil; nur sieht das Landschaftsbild von Böhmen her gesehen weithin anders aus. Steil fällt das Erzgebirge ab, und tief liegen Egertal und Bielatal vor dem Gebirge; erst jenseits dieses Grabenbruchs, dem auf sächsischer Seite nur der Dresdner Elbtalkessel vergleichbar ist, baut sich im urgesteinlichen Kaiserwald und in dem vulkanischen Duppauer und Böhmischen Mittelgebirge ein mittleres Gebirgsland auf, das aber wesentlich höher ist als das mittelsächsische Bergland. Zwischen diesen Gebirgszügen und dem Erzgebirge liegen, tief eingesunken, das obere Egerbecken um Eger—Falkenau—Karlsbad, und, östlich des Duppauer Gebirges, der breite Bielagraben zwischen Komotau und Aussig.

Diese Landstriche, dazu noch das enge Elbtal zwischen Leitmeritz und Tetschen, sind die nach Klima und Boden bevorzugtesten Landschaften Nordböhmens. In Sachsen sind dies die Lößflächen und Auenränder der Leipziger Tieflandsbucht, die Lößlandschaften Mittelsachsens um Altenburg, Lommatzsch und Bautzen und der Elbtalkessel.

Es nimmt deshalb nicht wunder, daß diese Gebiete schon sehr früh besiedelt worden sind. Als alte Freilandschaften (Offenlandschaften) lagen sie gleich Inseln menschlicher Besiedlung inmitten unbewohnter Urwälder und Sumpflandschaften, die sich damals noch über das ganze Erzgebirge und auch weite Teile Nordsachsens und Nordböhmens ausdehnten (Karte 1). Seit der Jüngeren Steinzeit über die Bronze- und Eisenzeit bis in unsere Tage sind diese Landschaften dauernd besiedelt geblieben. In den Siedlern der jüngeren Steinzeit lassen sich aus den Skelettfunden bereits Angehörige der nordischen Rasse erkennen; von der jüngeren Eisenzeit an (ab 600 v. Chr.) sind die vorgeschichtlichen Bewohner als Germanen mit Sicherheit nachzuweisen; um Christi Geburt sind es in Westsachsen die Hermunduren, zu denen wenig später östlich der Elbe die Burgunden treten, während in Nordböhmen zur gleichen Zeit die Markomannen ihr Reich aufbauen. Im Laufe etwa des 6. Jahrhunderts n. Chr. ziehen die germanischen Stämme im Zuge der Völkerwanderung nach Westen ab; ihnen folgen aus dem Osten die Slawen, die sich in den alten Wohngebieten östlich der Saale niederlassen. Westlich der Saale bleibt das Land in ununterbrochen deutschem Besitz; die Saale wird damit die Grenze zwischen dem ununterbrochen deutschbesiedelten Altland und dem später wiederbesiedelten Kolonialland.

Über die Besiedlung Sachsens und Nordböhmens zur Slawenzeit, vor der deutschen Wiederbesiedlung, gibt uns Karte 1 Auskunft. Es sind noch immer die fruchtbaren alten Freilandschaften, auf die sich die Siedlung jener Zeit beschränkt; wir gehen die Reihe dieser Offenlandschaften noch einmal durch und benennen jede einzelne nach ihrem heutigen Hauptort; wir fügen dabei auch die Namen hinzu, die diese Landschaften zur Zeit der deutschen Wiedergewinnung als sorbische Gaue trugen, weil diese Gaubezeichnungen in der wissenschaftlichen Betrachtung noch heute gebräuchlich sind. Wir finden dann im Nordwesten die Leipziger Freilandschaft in der Nordsächsischen Tieflandsbucht (Gau Chutizi neben anderen Kleingauen), in Ostthüringen zwei kleinere Freilandschaften um Gera und Altenburg (Gaue Geraha und Plisni), eine Freilandschaft um Rochlitz (Rochilenze), die ausgedehnte Lommatzscher Pflege (Gau Dalaminzi oder Glomaci), die Dresdner Freilandschaft im Elbtalkessel (Gau Nisani), die Bautzner Freilandschaft (Gau Milsca) in der Oberlausitz, dazu den Gau Zagost südlich Görlitz und ein Siedelgebiet um Zittau. Daneben finden wir einige jüngere sorbische Wohngebiete in den Talniederungen um Plauen (Gau Dobna) und Zwickau.

In Nordböhmen reihen sich die alten Wohngaue an Eger, Biela und Elbe auf. Es sind dies die Gebiete von Eger, von Karlsbad (Gau Sedličane), Saaz (Lučane), Bilin (Belina), Tetschen (Dačane) und Leitmeritz.

Mit dem Aufbau einer deutschen Reichsgewalt unter den Karolingern richtet sich der Blick zum ersten Male wieder nach den Ländern östlich der Saale; 849 wird eine „Sorbische Mark" genannt. Aber erst unter Heinrich I. wird das Land jenseits der Saale dem Deutschen Reich tatkräftig wiedergewonnen. 929 besiegt Heinrich I. den starken Sorbenstamm der Dalaminzier an der Jahna (Sorbenburg Gana) und gründet noch im selben Jahre die Feste Meißen. 932 werden auch die Milzener im Lande um Bautzen unterworfen.

Das eroberte Land wurde damals in Marken eingeteilt. Von der oberen Saale ostwärts erstreckte sich die Mark Zeitz; sie umfaßte die Lande um die mittlere und obere Elster und Pleiße und reichte bis über die Zwickauer Mulde in den erzgebirgischen Grenzwald hinein. Nördlich daran schloß sich die Mark Merseburg, die das Land südöstlich dieser Stadt, den Gau Chutizi zwischen mittlerer Saale und Mulde beherrschte.

Wir geben zur Verdeutlichung dieser frühdeutschen Einteilung in Marken und Gaue eine Karte der mittelalterlichen Kirchenprovinzen (Karte 2) bei. Die Einteilung der kirchlichen Verwaltungsbezirke, der Bistümer, Archidiakonate usf. erfolgte in den ersten Jahrhunderten der deutschen Herrschaft

in enger Anlehnung an die politische Landesgliederung; diese hat sich bald verschoben, die kirchliche Verwaltungseinteilung sich dagegen bis an den Anfang der Neuzeit erhalten. Es interessieren uns an dieser Karte also nicht die Kirchenprovinzen als solche, sondern die darunterliegenden alten politischen Einheiten. So entspricht das Bistum Zeitz (das später Bistum Naumburg genannt wurde) etwa dem Gebiet der alten Mark Zeitz, das Bistum Merseburg dem der Mark Merseburg, die schon früh wieder verschwunden ist und in ihren einzelnen Teilen in die Hände der Markgrafen von Meißen, der Erzbischöfe von Magdeburg und der Bischöfe von Meißen überging.

Nördlich an die Mark Merseburg schloß sich in den Heidestrichen um Halle, Wurzen, Eilenburg, Torgau ein Gebiet an, das seinen Namen Osterland („Ostland") von den am Harz und in Nordthüringen siedelnden Niedersachsen erhalten hat, deren östliche Mark dieser Landstrich bildete.

Weitaus die größte Bedeutung erlangte unter den Marken östlich der Saale die Mark Meißen. Als vorgeschobenste Grenzmark umfaßte sie die Sorbengaue Dalaminzi (in der Lommatzscher Pflege) und Nisani (im Elbtalkessel), wirkte aber auch in den Gau Milsca (um Bautzen) hinüber. Unter der Herrschaft der Wettiner entwickelte sie sich zur beherrschenden Macht im obersächsischen Raume. Schon Konrad von Wettin, der 1123 die Mark an sein Haus brachte, vergrößerte ihren Besitz durch Erwerbung des Landes Rochlitz und der Lausitz; doch ging diese bald an Böhmen verloren.

Die Gebiete der Mark Zeitz im Vogtland und Pleißnerland blieben noch längere Zeit von der Mark Meißen getrennt. Hier wahrten sich die Kaiser ihren unmittelbaren Einfluß. Friedrich Barbarossa suchte um Altenburg und die obere Zwickauer Mulde geschlossenes Reichsgut zu bilden; später saßen hier noch reichsunmittelbare Herren, von denen die Schönburger, die Waldenburger und die Meinheringer (Burggrafen von Meißen) ihre Herrschaft bis zum Erzgebirgskamm ausdehnten. Im Vogtland gewannen seit dem Ausgang des 12. Jahrhunderts die Vögte von Weida als Besitzer der Herrschaften Gera, Greiz und Plauen eine überragende Stellung.

Böhmen nimmt zu jener Zeit politisch eine durchaus selbständige Entwicklung. Vom Innern des Landes aus bahnte sich hier schon im 9. Jahrhundert eine Einigung der zahlreichen Kleinstämme an. Das Geschlecht der Premysliden, das bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts in Böhmen herrschte, führte die Einigung weiter und krönte sie 1212 durch die Erwerbung der Königskrone. Zur Zeit der deutschen Wiederbesiedlung war also Böhmen bereits staatlich geeint und stark genug, um an einigen Punkten auch über das Gebirge hinüberzugreifen (Schlettau, Dohna, vgl. Karte 2). Nur das Egerland gehörte damals noch nicht zu Böhmen, sondern zum bairischen Nordgau (Bistum Regensburg, Karte 2).

Die deutsche Wiederbesiedlung

Dies war die Lage in den Landen östlich der Saale, als hier mit dem Ausgang des 11. Jahrhunderts die große ostdeutsche Wiederbesiedlung ihren Anfang nahm. In den ersten Jahrhunderten der deutschen Wiedererwerbung, im 10., 11. und noch bis ins 12. Jahrhundert, saß im heutigen Sachsen über den unterworfenen Sorben nur eine verhältnismäßig dünne Schicht deutscher Herren, die von Burgen und Rittergütern aus die Befriedung und Verwaltung des Landes besorgte, das in kleine Bezirke, Burgwarde, eingeteilt war. Neben ihnen fanden sich Geistliche und Mönche. Erst am Ende des 11. Jahrhunderts setzte der große Zug deutscher bäuerlicher Siedlung ein, der Ostdeutschland ein völlig neues Gesicht gab.

Jahrtausende lang waren immer nur die alten Freilandschaften besiedelt gewesen, die Lößgebiete und Talkessel des Tieflandes (Karte 1); nur spärlich war neues Wohnland dazugewonnen worden. Jetzt drang die bäuerliche Siedlung zum ersten Male in großer Bewegung in die Urlandschaft vor, in die Urwälder des Gebirges, in die Sumpf-, Heide- und Waldlandschaften des Flachlandes. Die Bewegung begann mit dem 11. Jahrhundert im westlichen Teil Obersachsens und Böhmens, erreichte im 12. Jahrhundert ihren Höhepunkt und klang mit dem 13. ab.

Vier große Siedlungsbahnen waren es, auf denen die deutschen Bauern aus dem Westen in das obersächsische und nordböhmische Land einrückten (Karte 3): eine nördliche Siedlungsbahn, die, von dem westlichen Niederdeutschland ausgehend, die Heiden und Sumpflandschaften des nördlichen Tieflandes erschloß, eine mittlere, die von Thüringen und dem deutschen Westen aus in die Ebene und das mittlere Gebirgsland vordrang und eine südwestliche, die vom Maingebiet über das Fichtelgebirge und den Frankenwald hinweg Vogtland, Erzgebirge und das nördliche Böhmen besiedelte. Diese drei Siedlungsbahnen, die vom Nordwesten, Westen und Südwesten nach dem Osten ziehen, sind für unser Gebiet die wichtigsten. In Südwesten berührt uns eine vierte, die vom Süden, von Altbayern aus nabaufwärts nach Norden, ins Egerland und Vogtland vordrang. Karte 3 stellt uns diese vier Siedlungsbahnen schematisch dar: die niederdeutsche, die mitteldeutsche, die mainische (mainfränkische) und die nordbairische.

Diese Siedlungsbahnen lassen sich sehr schön an den verschiedenen Ortsnamen verfolgen, die die Siedler den neugegründeten Wohnstätten gaben: Altenhain, Lampertswalde, Wernesgrün, Mißlareuth, Markranstädt, Taubenheim, Crottendorf, Lauterbach, Schmiedeberg, Schönfeld, Breitenbrunn, Weißenborn usf.

Diese verschiedenen Arten der Namengebung — auf grün, reuth, hain und andere — sind im Altsiedelland nur wenig verbreitet. Sie sind erst im Neusiedelland für bestimmte Gegenden und bestimmte Zeiten der Besiedlung recht in Aufnahme gekommen. Für die Bestimmung der Siedlerherkunft sind sie deshalb nicht ohne weiteres zu verwenden. Aber sie geben uns durch ihre besondere Verteilung über das Land hin ein vortreffliches Bild der Siedlungszusammenhänge: sie sagen uns, wie die Siedlungsbahnen gelaufen sind, welche Gebiete zusammenhängend erschlossen worden sind und zu welchen Zeiten dies geschah.

So sind z. B. die Orte auf grün kennzeichnend für das Vogtland (Karte 4). Sie treten hier so häufig auf, daß beispielsweise die Amtshauptmannschaft Auerbach allein 27 Orte auf grün zählt. Dieselbe Namensbildung findet sich im Frankenwald und Fichtelgebirge wieder. Von dort ist diese Art der Namengebung mit dem Fortschreiten der Besiedlung nach Osten ins Vogtland und ins Egerland übertragen worden. Damit wird ein Siedlungszusammenhang vom Frankenwald und Fichtelgebirge herüber ins Vogtland und Egerland deutlich. Es ist die mainische Siedlungsbahn, die sich in dieser Namengebung spiegelt. Das Vogtland tritt als geschlossener Siedlungsraum heraus, ebenso das Egerland zwischen Fichtelgebirge und Duppauer Gebirge. Außerhalb dieser Räume finden sich grün-Namen nur vereinzelt. Grün war das gängige Wort für die Siedlung im Vogtland und im Egerland, in anderen Gebieten und zu anderen Zeiten sind andere Wörter üblich gewesen.

Orte auf reuth (Karte 4) kommen ebenfalls im Frankenwald und Fichtelgebirge vor, auch in der Fränkischen Schweiz, sehr stark aber in der nördlichen Oberpfalz (Tirschenreuth u. a.). Im Vogtland sind sie nur ganz am Westrand (Mißlareuth u. a.) und im Südzipfel um Adorf vertreten, im Westteil des Egerlandes sind sie wieder häufiger. Diese besondere Lagerung der reuth-Orte sagt uns, daß es hier der nordbairische Siedlungszug gewesen ist, der die reuth-Namen aus der nördlichen Oberpfalz ins Egerland und ins südlichste Vogtland gebracht hat. Die reuth-Orte im westlichen Vogtland stehen wieder in einem anderen Siedlungszusammenhang. Sie gehörten ursprünglich zum Regnitzland an der oberen Saale um Hof, das nach dem Obermaingebiet gerichtet war; auch auf der Kirchenkarte (Karte 2) finden wir diese Orte vom übrigen Vogtland getrennt (Bistum Bamberg). Dieser Streifen ist, gesondert vom Vogtland, aus dem angrenzenden Obermaingebiet besiedelt worden. So spiegeln uns die Ortsnamen Richtung, Zeiten und Umfang der Besiedlung treulich wider.

Die Namen auf grün und reuth sind sogenannte Rodungsnamen; zu ihnen gehören auch die Namen auf hain, walde und rode. Es ist in ihnen ausgedrückt,

daß durch Rodung im Walde oder Hain eine Grüne, ein Stück junger Ackerboden gewonnen worden ist.

Die Namen auf hain (Karte 4) sind kennzeichnend für ein Gebiet, das das ganze Nordsachsen, die Lausitz und den nördlichen Gebirgsrand umfaßt. Wir finden sie in den alten Waldgebieten östlich Leipzig (Ammelshain), in der Dahlener Heide (Thammenhain), am Gebirgsrand um Geithain und Hartha und um Dippoldiswalde am Südrand des Nisangaues. Östlich der Elbe setzen sie sich über die Lausitz bis nach Schlesien fort.

Die Endung hain ist kennzeichnend für den mitteldeutschen Siedlungszug. Die Rodungsnamen auf hain für Waldrodungsdörfer sind in Westmitteldeutschland zuerst aufgekommen (so finden wir am Vogelsberg zahlreiche Orte auf hain); im Neusiedellande ist diese Namensbildung kennzeichnend geworden für die Siedlungsbewegung, die im Gefolge der mitteldeutschen Siedlungsbahn von den alten Freilandschaften ausgehend die Wälder des Flachlandes und des angrenzenden Gebirgsrandes erschloß.

Das ganze Gebiet des Erzgebirgswaldes westlich der Weißeritz und hinunter bis Roßwein (südlich der Eiszeitgrenze) ist so gut wie frei von Orten auf hain. Es gehört einem anderen, späteren Siedlungszug an, der neben der überall verbreiteten Endung dorf seine Gründungen auf bach, tal, berg und feld benannte. Nur um Chemnitz gibt es mehrere Orte auf hain. Hier hat, im Zusammenhang mit der Gründung des Klosters Chemnitz Anfang des 12. Jahrhunderts, die Besiedlung, von der Zwickauer Mulde herkommend, offenbar schon früh eingesetzt, als die Namengebung auf hain im sächsischen Niederland noch lebendig war.

Ein ähnliches Gebiet wie hain füllen die Orte auf walde (Karte 4); sie treten mit jenen meist vergesellschaftet auf, doch finden sie sich auch verstreut im Erzgebirge (Rückerswalde) um Annaberg. Ähnliches gilt für die wenigen Orte auf rode. Während aber die Namen auf walde westlich der Elbe neben hain sehr zurücktreten, ist das Verhältnis östlich der Elbe gerade umgekehrt; walde ist dort kennzeichnend für ein Gebiet, das die Oberlausitz (Cunewalde, Hainewalde), die rechtselbische Sächsische Schweiz (Hertigswalde) und das angrenzende Nordböhmen (Georgswalde) umfaßt; nach den schlesischen Gebirgen setzt sich diese Namensform weiter fort. Damit kündigt sich innerhalb der mitteldeutschen Siedlungsbahn eine Sonderstellung der Lausitz und ihrer Nachbargebiete an.

In Nordböhmen ostwärts vom Keilberg bis an die Lausitz fehlen, wie im Erzgebirge, diese Rodungsnamen bis auf wenige Reste; hier herrscht die Endung dorf vor. Die Siedlung hat hier erst später stattgefunden, als in dem angrenzenden Obersachsen die Namengebung auf hain nicht mehr im Schwange

war. Die Orte auf wald auf dem böhmischen Erzgebirgskamm nördlich von Teplitz haben ihre besondere Geschichte.

In Nordwesten Sachsens, um Leipzig, finden wir schließlich einige kennzeichnende Ortsnamen auf städt. Es handelt sich bei dieser Namensbildung nicht wie bisher um einen Rodungsnamen, der erst im Neusiedelland größere Verbreitung gewonnen hätte, sondern um den selteneren Fall der Übertragung einer alteingesessenen Namensbildung aus dem Altlande. Die Ortsnamen auf stedt/städt finden sich in dichter Lagerung nördlich vom Harz (Helmstedt) und im nördlichen Thüringen (Thüringer Becken) westlich der Saale. Von Harz und Goldener Aue aus setzt sich das städt-Gebiet nach dem Neusiedellande zu gegen Halle, Merseburg (Lauchstädt) fort und greift mit Orten wie Markranstädt, Lobstädt bei Borna, Mark Schönstädt bei Wurzen nach Nordwestsachsen hinein. Wir dürfen diese Namengebung dem niederdeutschen Siedlungszug zuweisen.

Damit haben sich uns die vier Siedlungsbahnen aus den Ortsnamen zu erkennen gegeben:

Der mitteldeutsche Siedlungszug, der sich in breitem Streifen am nördlichen Gebirgsrand und in der Ebene von Westen nach Osten streckt (Orte auf hain, walde, rode),

der niederdeutsche, der sich vom Nordwesten hereinschiebt (Orte auf städt),

der mainische, der im Vogtland und Egerland vordringt (Orte auf grün),

der nordbairische, der von der Oberpfalz ins Egerland und südliche Vogtland reicht (Orte auf reuth).

Wir fanden bestimmte Gebiete durch die Art der Namengebung als zusammenhängende Siedlungsräume herausgehoben: das Vogtland (grün), das Egerland (grün, reuth), Nord- und Mittelsachsen samt der Lausitz (hain, walde), die Oberlausitz mit dem angrenzenden Böhmen (Überwiegen von walde), Nordwestsachsen (städt), Erzgebirge und Nordböhmen (Fehlen der Rodungsnamen). Diese Siedlungszusammenhänge, die sich aus den Ortsnamen besonders klar herauslesen lassen, sind für die Entwicklung der sächsischen und böhmischen Mundarten von entscheidender Bedeutung gewesen [1].

Siedlung und Mundart

Das Zeitalter der deutschen Wiederbesiedlung im 11. bis 13. Jahrhundert hat auch die Grundlagen der Mundarten Sachsens und Böhmens geschaffen. Die Siedlungszüge haben die Hauptbestandteile der heutigen Mundarten — oberdeutsche, mitteldeutsche, niederdeutsche — mitgebracht, in den Siedlungsräumen haben sich diese Sprachbestandteile auseinander-

gesetzt und ausgeglichen, die Siedlungsgrenzen sind Grenzen der Mundarten geworden.

Die folgenden Jahrhunderte haben manche Veränderungen gebracht: bestimmte mundartliche Merkmale haben sich weithin ausgebreitet, andere sind verdrängt worden —, die Grundlagen der Siedlungszeit sind aber erhalten geblieben.

Die beigegebenen Mundartkarten machen uns diese Zusammenhänge sichtbar. Auf Karte 7 finden wir einige Grenzen von Spracheigentümlichkeiten zusammengestellt, die für bestimmte Mundartgebiete bezeichnend sind. So ist es z. B. ein auffallendes Merkmal des Vogtländischen und Erzgebirgischen, ein auslautendes -e in Fällen wie „Gänse", „Bänke", „Leute" abzuwerfen; es heißt also hier de gens, de benk, de lait. Wir nennen diese Erscheinungen den e-Abfall; ihre genaue Verbreitung gibt die Linie 1 der Karte 7 an. In einem eigentümlichen Bogen schwingt sich diese Linie, von Greiz—Zwickau herkommend, um Hainichen herum und läuft dann südwärts auf den Erzgebirgskamm zu; nördlich von ihr heißt es gense, südlich gens.

Diese eigentümliche Linie ist uns bereits begegnet. Es ist — im großen ganzen gesehen — die Grenze, die den Erzgebirgsurwald vom altbesiedelten Niederlande (und dessen Randgebieten) scheidet (vgl. Karten 1, 2). In Nordwesten von ihr liegen die alten Siedelgebiete an der Pleiße und mittleren Mulde (um Gera, Altenburg, Rochlitz), im Norden die Lommatzscher Pflege, im Osten der Nisangau. Es ist — wiederum im groben — die Grenze, bis zu der sich das geschlossene Gebiet der Orte auf hain nach Süden erstreckt. Es ist endlich — wenn wir an den erdgeschichtlichen Anfang unserer Betrachtung zurückkehren — die Grenze, bis zu der sich die nördliche Vereisung nach Süden geschoben hat.

Das Zusammenstimmen dieser Grenzen — nicht in jeder Einzelheit, aber im gesamten Schwung — hat nichts Wunderbares an sich: die Grenze der Vereisung beruht in ihrem feineren Verlauf auf einer Höhengrenze. Höhengrenze und Grenze der Vergletscherung schaffen zusammen die (durch Klima und Boden bestimmte) Landschaftsgrenze. Den landschaftlichen Gegebenheiten schmiegt sich die Siedlung an; der Siedlung folgt die Sprache.

Die Spracheigentümlichkeit, die durch diese Linie begrenzt ist, der Abfall des Endungs-e, ist kennzeichnend oberdeutsch. In Bayern, Schwaben, Franken wirft man das e ab, sagt gäns, leut wie im Erzgebirge. Es ist der mainfränkische Siedlerzug, der diese oberdeutschen Sprachformen aus den Gegenden um Bamberg, Würzburg, Nürnberg ins Vogtland und Erzgebirge gebracht hat; auch in der Lausitz zeigen uns vereinzelte Inseln von gäns seine Wirksamkeit.

Unsere Linie 2 der Karte 7 grenzt ebenfalls eine oberdeutsche Sprachform gegen eine mittel- und niederdeutsche ab. Es ist diesmal die Grenze eines einzelnen, aber viel gebrauchten Wortes, die Grenze zwischen net und nich für „nicht“. Auf der einen Seite heißt es „ich kumm net“, auf der anderen „ich kumm nich“. Dieses kleine Wort net (mit seinen Spielformen nit, niat u. a.) ist kennzeichnend für oberdeutsche Mundarten, nich (ni) ist mittel- und niederdeutsch. Die oberdeutsche Form net ist diesmal im Erzgebirge nicht so weit nach Osten und Norden verbreitet wie der e-Abfall bei „Gänse“, „Leute“.

Die dritte Grenze (apfel gegen appel) ist wieder die Grenze einer viele Wörter umfassenden Lauterscheinung. Für ein schriftsprachliches pf im Inlaut (westgermanisch p in der Verdopplung und nach m) ist in sächsischen Mundarten weithin ein pp üblich: äppel für „Apfel“, strump, topp und so fort. Nur im Südwesten Sachsens, im Vogtland, heißt es mundartlich epfl, strumpf, topf; hier wird man auch „verepfelt“.

Gäns, net und apfel sind allesamt oberdeutsche Sprachmerkmale, die aber in Sachsen verschieden weit verbreitet sind. Betrachten wir noch einmal die 3 Grenzlinien auf Karte 7: Nördlich vom Vogtland, im Reußischen, laufen sie noch gebündelt nebeneinander her; dann aber drehen sie sich auseinander, als ob hier ein Fächer aufgeschlagen würde. Was hat dies Auseinanderfächern der Sprachgrenzen zu bedeuten?

Diese drei oberdeutschen Spracheigentümlichkeiten sind ins Vogtland und Erzgebirge getragen worden durch den mainfränkischen Siedlerstrom. Im Vogtland war dieser Strom am stärksten; hier haben sich alle drei oberdeutschen Formen durchgesetzt. Weiter nach Osten zu nimmt seine Wirksamkeit ab; hier schieben sich von Norden Teile des mitteldeutschen Siedlerzuges dazwischen — so wie wir Orte auf hain, walde, rode verstreut auch im Erzgebirge fanden. Zu dem oberdeutschen, fränkischen Grundzug der erzgebirgischen Mundarten, wie er sich im e-Abfall ausspricht, tritt ein Einschuß mitteldeutscher Formen, der im Osterzgebirgischen (nich, appel) stärker ist als im Westerzgebirgischen (nur appel). Der mainfränkische Einfluß treppt sich von Westen nach Osten ab, es entsteht das Bild einer sprachlichen Staffellandschaft.

Das gleiche Bild ergibt sich im benachbarten Böhmen. Unsere drei Sprachlinien laufen jenseits des Gebirges in gleichem Sinne weiter; es ist, als ob die Landesgrenze für sie gar nicht da sei. Diese Lagerung der Sprachgrenzen und Sprachräume stammt eben noch aus der Zeit der ersten Besiedlung, für die die Staatsgrenze noch keine scheidende Kraft besaß. Nördlich und südlich des Gebirgskammes ist die Siedlung in wesentlichen Zügen gleich verlaufen. Der gleiche mainfränkische Siedlungszug, der sich am Nordhang des Gebirges abtreppt, ist in einem zweiten Zweige im Egertal vorgedrungen.

Außerdem aber ging die Bewegung der Siedlung über das Gebirge herüber und hinüber. Böhmische Siedlung griff an einigen Punkten (bei Schlettau, Sayda, Karte 2) auf die sächsische Seite des Kammes hinüber; noch mehr aber zogen deutsche Siedler bald nach der ersten Besiedlung vom sächsischen Hang des Gebirges in das erst später erschlossene Nordböhmen (östlich Karlsbad) weiter und verpflanzten die Mundart ihrer sächsischen Heimat in das angrenzende Böhmen.

Nur im Westteil des Böhmischen, im Egerland um Eger und Karlsbad ist eine besondere Siedlungsbewegung zu beobachten, die von Süden her die mainfränkische Siedlungsbahn kreuzt. Karte 8 macht uns diese Bewegung an der Verbreitung des Wortes enk sichtbar; enk für „euch" („i sogs enk") ist eine Sonderform, die es nur im Bairischen gibt; sie ist verbreitet in Ober- und Niederbayern, im angrenzenden Österreich und in der Oberpfalz. Es ist also einwandfrei der nordbairische Siedlungszug, der diese Form ins Egerland gebracht hat. Auch das südlichste Vogtland gehört in diesen Bereich; enk spricht hier der Zipfel um Elster und Brambach. Zur Zeit der Besiedlung hing dieser Landesteil mit dem Egerland zusammen; in der Verbreitung der Orte auf reuth (Karte 4) sahen wir ihn bereits mit diesem verbunden, auch seine Zugehörigkeit zum Bistum Regensburg (Karte 2) weist diesen Teil des Vogtlandes dem Süden zu.

Nachdem wir bis jetzt die mainfränkische und die nordbairische Siedlungsbahn als gestaltgebend für die vogtländischen und erzgebirgischen Mundarten kennengelernt haben, weist uns nun die Karte 8 die Wirksamkeit des niederdeutschen Siedlungszuges im Nordwesten Sachsens nach.

Kennzeichnend niederdeutsch ist eine Reihe von Wörtern, bei denen das Neuhochdeutsche einen langen Selbstlaut (Vokal), das Niederdeutsche einen kurzen spricht. So heißt es im Hochdeutschen „haben", „erzählen", „über", „wieder", während dafür im Niederdeutschen Formen wie hebben, vertelln, ebber, wedder gelten. Solche Kurzformen sind in dem Worte „habe" im Niederdeutschen nördlich einer Linie Köln, Kassel, Nordhausen verbreitet. In Sachsen gilt die Kurzform habbe im Leipziger Land nördlich einer Linie Borna, Grimma, Leisnig, Riesa, Großenhain (Karte 8, Linie 2), erzelln „erzählen" und ebber/übber „über" haben etwas andere Grenzen; am weitesten nach Süden, bis an die Grenze des e-Abfalls, reichen die Kurzformen von „über" (Linie 3); erzelln „erzählen" ist dagegen nur bis Zwenkau—Grimma—Dahlen verbreitet. Mit der Erstreckung der ebber/übber-Formen deckt sich ungefähr die Verbreitung der Orte auf städt (Karte 4).

So feste Grenzen und geschlossene Sprachräume wie im Vogtland und Erzgebirge hat der niederdeutsche Siedlungszug nicht entwickelt. Wir sehen die Grenzen der niederdeutschen Eigentümlichkeiten in einem breiten Schwin-

gungsfeld zwischen Süden und Norden pendeln. Daß dieses Schwingungsfeld noch weiter nach Norden reicht, zeigen uns einige weitere Linien.

Die Eigentümlichkeit, für ein anlautendes g- ein j- zu sprechen — janz für „ganz" — ist ebenfalls bestimmten niederdeutschen Strichen eigen. In Sachsen läuft die Grenze zwischen nördlichem je- und südlichem ge- in „gesagt", „gewesen" im Bogen nördlich um Leipzig herum (Linie 4), ähnlich die Grenze zwischen jlōbe und glōbe für „glaube". Außerhalb Sachsens vereinigen sich die verschiedenen Linien wieder; im Westen an der Saale (bei Dornburg zwischen Naumburg und Jena), im Osten an der Schwarzen Elster zwischen Elsterwerda und Senftenberg; auf die Ursache für die Entstehung dieses nordsächsischen Schwingungsfeldes können wir erst später eingehen.

Als mittlere Grenze der niederdeutschen Eigentümlichkeiten ziehen wir eine Linie Groitzsch—Grimma—Strehla. Das ist etwa die Südgrenze der „Leipziger" Aussprache gaffee und gind für „Kaffee" und „Kind", deren niederdeutsche Herkunft uns später ebenfalls ausführlicher beschäftigen wird. Durch diese Linie begrenzen wir die Osterländische Mundart (Karte 6), die durch die niederdeutschen Eigentümlichkeiten ihr besonderes Gepräge erhält.

In den obersächsischen Wortformen hing und ung für „hinten" und „unten", deren Verbreitung Karte 9 anzeigt, haben wir kennzeichnende Vertreter mitteldeutscher Lauteigentümlichkeiten vor uns. -nd- und -nt- sind in mitteldeutschen Mundarten (vor allem, wenn ihnen ein i oder u vorausging) „gutturalisiert", d. h. zu einem Gaumenlaut (ng) entwickelt worden. In diese Reihe gehören noch Wörter wie fing „finden", gefung „gefunden", hinger, unger „hinter", „unter", die ebenfalls weit verbreitet sind, und Wörter wie weng „wenden", enge „Ende", die sich auf engerem Raum im Obersächsischen finden.

Die Form hing „hinten", die wir als Beispiel nehmen, gilt heute außer in Sachsen auch in Schlesien, auf Altsiedelboden in Thüringen, Teilen von Hessen und vom Rheinland und war wohl früher am Rhein auch weiter nach Süden, bis ins Elsaß, verbreitet. Der mitteldeutsche Siedlungszug hat diese Form nach Sachsen mitgebracht und weithin ausgebreitet. Der ganze obersächsische Sprachraum (Karte 6) spricht heute hing, auch das niedererzgebirgische Gebiet des e-Abfalls um Chemnitz und Freiberg (Karte 7), auch das ganze Osterländische bis hinauf nach Wittenberg.

Die oberdeutsche Form dieses Wortes lautet hinten/hinden (Endung unberücksichtigt). Sie gilt im Vogtländischen, im Westerzgebirgischen und im Böhmischen und zeigt uns noch einmal den oberdeutschen, mainfränkischen Siedlungszug diesseits und jenseits der Landesgrenze. Im Osterzgebirge finden wir die Form hinn. Diese besondere Form liegt nicht nur zufällig zwischen nördlichem hing und südlichem hindn; sie ist als Zwischenform

(Kontamination) aus der Durchdringung beider entstanden. Die Zungenstellung (Artikulationsstellung) ist dabei so, als sollte hindn gesprochen werden, es bleibt aber bei nur einem (gedehnten) Mitlaut wie bei dem obersächsischen hing (Artikulationsstellung des hindn, Artikulationsart des hing). Die westerzgebirgische, oberdeutsche Form hindn und die obersächsische, mitteldeutsche Form hing haben auf osterzgebirgischem Boden miteinander gerungen, aus der Auseinandersetzung beider Formen hat sich das Osterzgebirgische in die Zwischenform hinn gerettet.

Von noch heftigeren Auseinandersetzungen erzählen die verwickelten Verhältnisse Ostsachsens. Wir finden dort nebeneinander die Formen hinten um Bautzen, hing in Schlesien, hindn im Rumburger Zipfel und der hinteren Sächsischen Schweiz, hinn in der Oberlausitz um Zittau (etwas weiter verbreitet unn „unten"), hing (neben unn) im Friedländischen.

Aus diesen verschiedenen Formen scheiden wir zuerst einmal das hinten um Bautzen aus. Diese Form ist kennzeichnend für die ehemals wendisch besiedelten Gebiete um Bautzen. Die ehemaligen Wenden haben nicht die mundartliche, sondern die schriftsprachliche, besser gesagt die umgangssprachliche Form angenommen; dies lassen unsere Karten noch in mehreren Fällen erkennen (Karten 10, 11). Das Bautzner hinten gehört also einer jüngeren Entwicklung zu. Lassen wir es aus unserer Betrachtung aus, so verbinden sich das obersächsische und das schlesische hing zu einem Gebiet. Damit wird das Gesamtbild wesentlich einfacher: ein nördliches obersächsisch-schlesisches hing steht nunmehr einem südlichen böhmischen hindn (um Böhmisch-Leipa—Reichenberg) gegenüber. Was sich dazwischen um Rumburg, Zittau, Friedland an hindn-, hinn- und hing-Formen durcheinanderschiebt, ist das Endergebnis eines Kampfes der südlichen und der nördlichen Form auf breiter Front. Das Zittauer Gebiet hat sich — gleich dem Osterzgebirgischen — in die Zwischenform hinn gerettet, der Rumburger Zipfel hat sich mit hindn dem Süden, der Friedländer mit hing dem Norden angeschlossen. Daß sich in allen diesen Gebieten ein heftiger Kampf der Formen abgespielt hat, zeigen verschiedene Sonder- und Falschentwicklungen[2]. So finden wir z. B. zwischen Zittau und Reichenberg (wo heute die Südgrenze von hinn und hindn läuft) ein Dorf mit Namen Ringelshain. 1352 wird es Rynoldi villa „Rinolds-(Reinholds-)hain" genannt; wenn nun aus diesem Rinold ein Ringel geworden ist, so zeugt das davon, daß hier zwischen ng und n, zwischen hing und hinn ein Streit und Durcheinander geherrscht haben muß. hinn hat in diesem Gebiet gesiegt; das ng in „Ringelshain" erinnert aber noch an die früheren Auseinandersetzungen.

Ähnliches läßt sich vom Rumburger Zipfel zeigen, wo heute hindn gilt. Hier finden wir für „Hühner" die merkwürdige Form hinger, weiter südlich

auch hinder. Auch diese Formen sind hervorgegangen aus einer Unsicherheit zwischen ng, nd und n, so daß auch aus einem einfachen hiner für „Hühner" ein fälschliches hinger oder hinder entstehen konnte.

Auch im Friedländischen sehen wir die Spuren einer Auseinandersetzung: Mit hing für „hinten" hat es sich für die nördliche Form entschieden, in unn „unten" klingt die südliche noch mit an.

Diese verzwickten Verhältnisse des sächsisch-böhmischen Ostens lassen uns zweierlei sehr deutlich erkennen. Einmal die besondere Stellung der Oberlausitz: hier kreuzten sich mitteldeutsche und oberdeutsche Siedlungsbahnen; die sprachliche Auseinandersetzung dieser beiden Ströme machte unser Beispiel in besonderer Klarheit sichtbar. Zugleich gab es uns aber Einblick in grundsätzliche Zusammenhänge: das Gegeneinanderabsetzen der verschiedenen Mundarten, mittel- und oberdeutscher wie niederdeutscher, ging im Osten sowohl wie im Westen Sachsens nicht einfach und kampflos vor sich, sondern brachte Auseinandersetzungen größten Ausmaßes mit sich. Von solchen Bewegungen soll uns das folgende Kapitel des näheren berichten.

Die Bewegungen des Sprachausgleichs
Die obersächsische Ausgleichssprache

Als mit dem Anfang des 13. Jahrhunderts die deutsche Wiederbesiedlung im obersächsischen Raum im wesentlichen abgeschlossen war, hinterließ sie ein buntes Bild der Siedler- und Mundartmischung. Die einzelnen landschaftlichen Siedlergruppen hatten sich damals gewiß nicht säuberlich gegeneinander abgesetzt — hie mitteldeutsche, hie oberdeutsche, hie niederdeutsche. Wohl zeichneten sich einzelne Landschaften durch ein besonderes Überwiegen einzelner Stammes- und Mundartgruppen aus, so wie sie sich durch ihre natürliche Lage für bestimmte Siedlerströme besonders willig geöffnet hatten. So hatte sich das nordwestliche Flach- und Sumpfland nach Lage und Landschaftsbildung den niederdeutschen Siedlern zuvörderst dargeboten, das Erzgebirgsland hatte den mainfränkischen Siedlern am nächsten gelegen, die Mitte Sachsens sich den mitteldeutschen Zügen am ehesten geöffnet. Damit war einer künftigen Scheidung der Mundarten wohl der Weg bereitet, aber von einer Trennung der Stämme und Sprachen, von einem Vorhandensein festumrissener Mundarten konnte fürs erste noch keine Rede sein.

Der sprachliche Ausgleich, die Bildung von Mundarten, erfolgte nun zu einem Teile in den mittleren und kleineren Siedlungs- und Herrschaftsräumen. So sahen wir, wie auf dem Boden der oberlausitzisch-böhmischen Siedlungseinheit (Beispiel „hinten") ein Ringen der Sprachelemente

stattgefunden hat, bei dem in diesem Falle schließlich die kleineren politischen und Siedlungseinheiten — Rumburger Zipfel, sächsische Oberlausitz, Friedländer Zipfel — den feineren Ausgleich durchführten. So hat das Vogtland als Einheit der Siedlung und staatlichen Verwaltung verschiedene Sprachbestandteile in sich ausgeglichen, so haben bestimmte Herrschaften und Siedlungsräume des Osterzgebirges regulierend auf Sprachbildung und Sprachausgleich gewirkt, so hat das sächsische Niederland durch den Zusammenhang seiner alten Siedlungsgebiete einen Ausgleich der Mundarten herbeigeführt. Den größten Einfluß auf die Ausgleichung und Angleichung der verschiedenen Sprachelemente haben aber die großen politischen Räume, hat in unserem Falle der meißnische Staat geübt.

Von den mitteldeutschen Marken östlich der Saale war die Mark Meißen die einzige, die sich nicht nur behauptete, sondern in der Folgezeit zum großen Territorium aufstieg. Schon Konrad, der Begründer der wettinischen Hausmacht, hatte das Gebiet der Mark um Rochlitz und Chemnitz nach Westen erweitert. Der entscheidende Schritt gelang aber Heinrich dem Erlauchten (1221—1288) mit der Erwerbung der Landgrafschaft Thüringen, der Pfalzgrafschaft Sachsen (westlich Merseburg) und des Pleißener Landes. Damit war das wettinische Gebiet in das Altland westlich der Saale erweitert, im Thüringisch-obersächsischen Raume eine Macht geschaffen, die vom Thüringer Wald bis an die Lausitzgrenze, vom Erzgebirge bis nördlich Leipzig (Landsberg) reichte. Karte 5 zeigt den wettinischen Besitzstand um 1350. Die Lausitz, eine Zeitlang auch noch das Vogtland gehören damals noch nicht zum wettinischen Bereich.

Dieses meißnische Territorium der Jahrhunderte nach der deutschen Wiederbesiedlung war die stärkste Kraft für den Ausgleich der verschiedenartigen Sprachbestandteile auf obersächsischem Boden; mit dem Hineinwachsen dieses Staates in seinen natürlichen Raum ging die Erstarkung und Ausbreitung einer meißnischen Durchschnittssprache Hand in Hand. Die Ausbildung dieser obersächsischen Ausgleichssprache muß bereits unmittelbar an die Besiedlung anschließend begonnen haben; denn mit dem Weiterschreiten der Siedlung nach dem Osten, von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an, ist auch diese obersächsische Durchschnittssprache bereits weiter nach Schlesien getragen worden. Doch war, wie sich zeigen wird, der Ausgleich im Obersächsischen um diese Zeit noch bei weitem nicht abgeschlossen.

Von Werden und Wirksamkeit der obersächsischen Ausgleichssprache gibt uns Karte 10 ein eindrucksvolles Bild. Sie zeigt die Verbreitung des Wandels von mittelhochdeutsch o zu u in Beispielen wie „Ochsen“, „gebrochen“, „Tochter“. Auf obersächsischem Boden sind diese Wörter zu uksen, gebruchen, tuchter entwickelt worden.

Im Altsiedelland ist dieser Lautwandel heute so gut wie gar nicht verbreitet. Wir wissen nicht, ob er vielleicht in Thüringen oder Unterfranken einmal vorhanden gewesen ist; ein großes geschlossenes Gebiet von u-Formen kann aber auch zur Zeit der Besiedlung im Altland westlich der Saale nicht vorhanden gewesen sein. Die große Verbreitung dieser Formen im ostmitteldeutschen Neusiedelland kann daher nicht auf die gleichmäßige Verbreitung dieser Spracheigenheit durch bestimmte Siedler des Altlandes zurückgeführt werden; sie ist vielmehr ein Erzeugnis der großen nachkolonialen Sprachvereinheitlichung und Sprachschöpfung durch die koloniale Ausgleichssprache.

Welches die Gründe für die Entstehung und Verbreitung dieses Lautwandels gewesen sein können, kümmert uns in diesem Zusammenhang nicht. Daß die Zeit dieses Wandels die ersten Jahrhunderte nach der Besiedlung gewesen sind, sagt uns der Blick auf den Osten: Schlesien hat diesen Wandel zum Teil (uksen) übernommen, auch das von Sachsen aus besiedelte Nordböhmen hat ihn, wohl im Zusammenwirken von Siedlungs- und Sprachstrom, in vollem Umfange angenommen. Auf was es uns bei diesem Beispiel aber vor allem ankommt, ist der räumliche Umfang dieser kolonialen Lauterscheinung auf sächsischem Boden. Wir sehen die Form gebruchen (ebenso tuchter „Tochter", kuchen „kochen") in einem Raum verbreitet, der von der Saale bis zur Lausitzgrenze, vom Erzgebirge bis Torgau reicht. Um Leipzig, Dresden und Chemnitz ist die Grenzführung allerdings durch jüngere, umgangssprachliche Entwicklungen etwas verändert worden und bedarf der Berichtigung. Das Vordringen von gebrochen östlich Dresden ist jung, hier ist die Grenze für frühere Zeiten auf die Linie Pulsnitz—Sebnitz zurückzuverlegen. Auch das Herausfallen Leipzigs aus dem u-Gebiet ist jüngeren Datums, wie noch vereinzelte u-Formen nördlich der Stadt zeigen. Hier müssen wir die Grenze weiter nach Norden verlegen (bis zu der gestrichelten Linie auf Karte 10), um die ursprünglichen Verhältnisse zu bekommen. Auch um Chemnitz hat das schriftsprachliche o alte Zusammenhänge aufgelöst, hier ist die Grenze südlich der Stadt zu ziehen.

Nach dieser Ausscheidung jüngerer Entwicklungen zeigt die Verbreitung der u-Formen eine bedeutende Übereinstimmung mit dem Umfang des wettinischen Landes im 14. Jahrhundert (Karte 5). Im Norden reichen die u-Formen bis zu einer Linie Halle—Bitterfeld—Torgau—Elsterwerda, die sich mit der Nordgrenze Meißens um 1300 deckt, im Osten reicht gebruchen genau bis zur Grenze gegen die Lausitz. Im Süden hat sich die meißnische Form in das angrenzende Nordböhmen verbreitet (wovon noch später zu reden sein wird), während sie im Vogtland und Erzgebirge wieder an den Schranken des wettinischen Machtbereiches haltmacht; im Westen ist die Grenze

zwischen Alt- und Neusiedelland die Grenze der u-Formen. Der Meißnische Staat hat der sich bildenden kolonialen Ausgleichssprache den räumlichen Rahmen und die Kraft ihrer Ausbreitung gegeben.

Wir wollen von den zahlreichen Beispielen, an denen die Ausbildung und Ausbreitung der obersächsischen Ausgleichssprache beobachtet werden kann, nur die wichtigsten anführen. Im ganzen Obersächsischen, mit Ausnahme der Lausitz und des Vogtlandes, ist ein mittelhochdeutsches ë (offenes e, nach ä zu) in Wörtern wie „Pfeffer", „Wetter", „dreschen", „schlecht", „Feld" durchgängig durch a vertreten. Es heißt hier also, wie Karte 11 zeigt, pfaffer, watter, draschen, schlacht, fald. (Die Entwicklung zu schlecht um Dresden ist, ebenso wie die Südausbuchtung der Grenze um Leipzig, eine jüngere, durch die Schriftsprache beeinflußte Bildung.)

Dieser Lautwandel von ë zu a kommt bereits in Mundarten des Altlandes vor, in Thüringen östlich der Werra, im Frankenwald und in Unterfranken um Würzburg. Siedler des mitteldeutschen Siedlungszuges haben a-Formen mitgebracht, auch die unterfränkischen Siedler, die wir auf einer Linie Altenburg—Meißen ansetzen dürfen (Orte auf -heim, Franken-), haben an der Durchsetzung dieser Formen Anteil. Doch ist auch hier die weite Ausbreitung der a-Formen nicht nur auf Siedlerströme zurückzuführen, sondern durch ihnen folgende Sprachströme erfolgt, die im Zuge der kolonialen Sprachvereinheitlichung von den meißnischen Kerngebieten des Niederlandes ausgingen. So sind die Formen mit a auch im Erzgebirgischen durchgesetzt worden, wo wir — bei dem vorwiegend oberfränkischen Grundzug dieser Mundart — nicht die thüringisch-unterfränkische Form pfaffer, sondern die oberfränkische Form pfeffer erwarten sollten. Daß die Formen mit a tatsächlich erst unter der Wirkung der sich bildenden obersächsischen Ausgleichssprache im Erzgebirge durchgesetzt worden sind, zeigt der Verlauf der Grenze im Böhmischen. Während die durch Siedlungszüge entstandenen alten Sprachgrenzen quer über das Gebirge laufen, wie wir unter anderem an der Linie des e-Abfalls (Karte 7) bemerkten, zieht die Grenze zwischen schlacht und schlecht vom Vogtland aus am Rande des Erzgebirges entlang bis gegen Brüx (e-Abfallgrenze in Böhmen). Westböhmen ist von den sächsischen Ausgleichsbewegungen nicht berührt worden; nur die Orte des böhmischen Erzgebirges haben, als sie in späterer Zeit zusammen mit dem angrenzenden Sachsen bergmännisch besiedelt wurden, die sächsischen Formen angenommen.

Das Schlesische hat die ausgleichsobersächsische Form, wiederum nur zu einem Teil, übernommen. Der Wandel ë zu a hat dort zu etwas anderen Bildungen geführt als im Sächsischen, ein Zeichen dafür, daß zur Zeit der Besiedlung Schlesiens die Ausbildung der kolonialen Ausgleichssprache auf meißnischem Boden zwar im Gange, aber noch nicht zum Abschluß gebracht war.

Als letztes kennzeichnendes Merkmal der obersächsischen Ausgleichssprache erwähnen wir endlich noch den Wandel des mittelhochdeutschen ô zu ū, des ê und œ zu i. Beispiele sind hūch „hoch“, schni „Schnee“ und schin „schön“. hūch „hoch“ (ähnlich „Brot“ u. a.) deckt sich in seiner Verbreitung ungefähr mit pfaffer „Pfeffer“ (Karte 11). Im Norden fällt die Grenze des obersächsischen hūch gegen die nördlichen Formen mit ō (hōch, hōk) mit der von schnie gegen schnee zusammen (Karte 12), entspricht also wiederum der Nordgrenze des markgräflichen Bereichs. Im Süden fällt wieder das Vogtland mit seiner Sonderform hüech heraus. Das Erzgebirgische hat die ausgleichssprachliche Form hūch angenommen, doch zeigt wie bei „Pfeffer“ das angrenzende Nordwestböhmische noch die alterzgebirgische Form hōch; erst das Nordböhmische östlich Brüx geht wie auch das Schlesische mit der ausgleichsobersächsischen Form.

Verwickelter und aufschlußreicher ist das Bild bei dem Wandel ê/œ zu i (Karte 12). Hier scheiden wir erst einmal die vogtländischen Formen schnie, wie u. ä. als Sonderentwicklungen aus, die uns in diesem Zusammenhange nichts angehen; ebenso die egerländischen schnäi und wäi. Dann haben wir es nur noch zu tun mit den obersächsischen Formen auf i (schni) und den nördlich und südlich angrenzenden auf ē (schnē). Im Norden liegt die Grenze zwischen ē und i für alle Wörter (Schnee, weh, gehn, sehr, böse, hört, schön) an der gleichen Stelle; die ē-Formen dringen neuerdings vor. Im Süden laufen die Grenzen für die einzelnen Wörter verschieden. Obersächsisches hiert „hört“ (ebenso sier(e) „sehr“, Linie 1, 2) ist am Nordrand des Erzgebirges stecken geblieben; auch bis ins Nordböhmische ist es nicht gedrungen. schnie „Schnee“ dagegen hat das Osterzgebirgische und Nordböhmische erobert, wieh „weh“ (Linie 3) hat auch den östlichen Teil des Westerzgebirgischen, schie „schön“ (Linie 4) endlich das ganze Westerzgebirgische gewonnen. Das Nordwestböhmische hat in allen diesen Fällen die alterzgebirgischen Formen weh „weh“ und schē „schön“ bewahrt.

Das Erzgebirge bietet uns damit das Bild einer Staffel. Im Westen, bei Greiz, laufen die Linien zusammen, nach Osten zu fächern sie breit aus. Dieses Ausfächern der Linien zeigt uns, wie sich hier die ausgleichssprachliche Lautform Schritt für Schritt, Wort für Wort ins Erzgebirge vorgeschoben hat. Zum vollen Durchsetzen hat die Kraft der kolonialen Sprachbewegung hier nicht ausgereicht, die einzelnen Linien sind in der Bewegung erstarrt. Daß diese Staffel wirklich bis in die ersten Jahrhunderte nach der Besiedlung hinaufreicht (also der kolonialen Sprachbewegung zugehört), beweist die Mundart der im 16. Jahrhundert nach dem Oberharz ausgewanderten westerzgebirgischen Bergleute; sie sprechen, ganz wie das Westerzgebirgische heute, schin neben schnē.

Die fächerförmige Staffelung der erzgebirgischen Formen zeugt aber nicht nur von dem allmählichen Vordringen der ausgleichssprachlichen Bildungen, sondern sie sagt uns auch etwas über die Richtung des Eindringens und das Zentrum dieser Bewegungen. Vom Nordosten her muß die Kraft gekommen sein, die diesen Fächer Stück um Stück herumgebogen hat. Verfolgen wir die Richtung dieses Stoßes rückwärts, so kommen wir auf eine Ausgangsstellung, die wir ganz grob mit einer Linie Leipzig—Meißen—Dresden umreißen können. Von diesem Raum um Leipzig—Meißen—Dresden—Freiberg muß die Ausbreitung dieser Formen ausgegangen sein; hier liegt das Kerngebiet der obersächsischen Ausgleichssprache.

Daß wir gerade diesen Raum als Zentrum der nachkolonialen Ausgleichsbewegungen finden, ist wiederum kein Zufall, sondern tief in der kulturellen und politischen Verfassung des damaligen Meißen begründet. Innerhalb dieses Raumes, dem außer Leipzig, Dresden, Freiberg und Meißen etwas entfernter auch Zwickau und Chemnitz, dazu die ostthüringischen Städte zugehören, lag der politische und kulturelle Schwerpunkt Meißen—Sachsens in den Jahrhunderten nach der Besiedlung; dies Land war der älteste und festeste Besitz der meißnischen Markgrafen.

Für unsere sprachliche Betrachtung ist dabei zweierlei von besonderer Bedeutung: Dieser Raum deckt sich im wesentlichen mit dem Altsiedelboden der Freilandschaften und mit dem Bereich des mitteldeutschen Siedlungszuges.

Unsere Staffel auf Karte 12, die das Vordringen ausgleichssprachlicher Eigentümlichkeiten vom Nordosten her ins Erzgebirge zeigt, erinnert uns sehr stark an eine frühere Staffel auf Karte 7. Hier sollte an den Beispielen gäns, net, apfel gezeigt werden, wie im Zuge der mainfränkischen Siedlungsbewegung oberdeutsche Sprachformen sich von Südwesten her vorschoben und sich dabei mit nördlichen, mitteldeutschen Siedlerströmen kreuzten. In beiden, so verschieden gedeuteten Fällen ist das äußere Bild überraschend gleich: das Bild einer Staffellandschaft, die sich vom Vogtland bis zum Osterzgebirge erstreckt. Das Osterzgebirgische, das Westerzgebirgische, das Vogtländische treten mit ihren Grenzen in beiden Fällen deutlich heraus, das eine Mal sind die Grenzen Absatzstellen südwestlicher und nördlicher Siedlerströme, das andere Mal Hemmstellen nordöstlicher Sprachbewegungen. Und in der Tat ist die Entscheidung, ob es sich im einzelnen Falle um Siedlerströme oder um gleich- oder entgegenlaufende Sprachströme handelt, nicht immer eindeutig zu geben. Doch ist dies Zusammenfallen von Siedlerströmen und späteren Sprachströmen wiederum nichts Verwunderliches und Zufälliges. Den gleichen natürlichen Weg, den der mitteldeutsche

Siedlungszug von den alten Freilandschaften gegen das Gebirge nahm, gingen auch die späteren Sprachströmungen, die ja wiederum von der gleichen meißnischen Kernlandschaft ausstrahlten. Und da die Ausbildung der meißnischen Ausgleichssprache der Besiedlung auf dem Fuße folgte, ist eine Scheidung von Siedlungsstrom und Sprachstrom für die ersten Jahrhunderte oft kaum möglich.

Wir erklärten z. B. das Vorhandensein von Formen wie appel „Apfel" im Westerzgebirgischen aus dem Einzug mitteldeutscher Siedler ins Erzgebirge. Diese Erklärung wird richtig sein. Sie schließt aber nicht aus, daß diese mitteldeutsche Form sich endgültig durchgesetzt hat erst unter der gleichlaufenden Wirkung des ausgleichsobersächsischen Sprachstromes, der diese Form gegen andere gestützt und zum Siege geführt hat. Entsprechend hat sich im Vogtländischen die Form apfel trotz einigen mitteldeutschen Siedleranteils deshalb unangefochten durchsetzen können, weil dieser Landesteil außerhalb des meißnischen Machtbereichs, dafür aber in Verbindung mit dem oberdeutschen Südwesten blieb.

Eine Möglichkeit, Siedlungsstrom und späteren Sprachstrom zu unterscheiden, bietet in vielen Fällen das Verhalten des Böhmischen: Für die Siedlung bildete die Staatsgrenze kein Hindernis, die Siedlerströme gingen über sie hinweg. Für die späteren Sprachausgleichsbewegungen bildete sie (wenn auch nicht immer und nicht überall) eine hemmende Schranke. Überall, wo zwischen Sachsen und Böhmen die Landesgrenze Sprachgrenze ist, ist sie das erst durch nachkoloniale Sprachausgleichsbewegungen geworden.

Ausgangspunkt der meißnischen Ausgleichsbewegungen war der Raum um Leipzig, Meißen, Freiberg, Dresden. Damit ist aber auch schon angedeutet, welchen Inhalts, welcher Art und Herkunft die Sprachformen waren, die von diesem Raum aus vorgetragen wurden. Mitteldeutsche, niederdeutsche und oberdeutsche Siedlerscharen haben sich auch in diesen Raum ergossen; doch haben die mitteldeutschen hier von vornherein die Überzahl gestellt. Damit war auch den mitteldeutschen Spracheigenheiten das Übergewicht gesichert (wenn auch, im Hinblick auf die gesamtdeutschen Verhältnisse damaliger Zeit, dem Oberdeutschen eine gewisse kulturelle Stoßkraft nicht abgesprochen werden darf). In der Tat ist die obersächsische Ausgleichssprache in wesentlichen Punkten mitteldeutsch. hüch „hoch", schnie „Schnee", schlacht „schlecht", hing „hinten", treuch „trocken" u. a. sind mitteldeutscher Herkunft, appel ist mitteldeutsch und niederdeutsch.

Daß das Erzgebirgische durch vom Norden wirkende Sprachbewegungen stärker mitteldeutsche Eigenheiten erhalten hat als ihm lediglich aus mitteldeutschen Siedleranteilen zugekommen wären, ließ unsere Betrachtung schon

mehrmals erkennen. Vor allem muß das Osterzgebirgische ursprünglich eine stärker oberdeutsch-mainfränkische Grundlage gehabt haben. Bedeutender noch ist die Zurückdrängung des Niederdeutschen durch die mitteldeutsche Ausgleichssprache. Was wir an niederdeutschen Merkmalen des Osterländischen feststellten (Karte 8, S. 17f.) sind ja nur einige wenige niederdeutsche Eigentümlichkeiten. Ganz entscheidende Merkmale des Niederdeutschen fehlen, so vor allem der niederdeutsche Stand der Mitlaute: ōpen „offen", pund „Pfund", tīd „Zeit", kat „Katze" und anderes mehr. Nun müssen im Osterländischen von vornherein neben den niederdeutschen auch starke mitteldeutsche Siedlerscharen vorhanden gewesen sein. Die Einlagerung dieses Landes in den markmeißnischen Bereich hat aber die Vermitteldeutschung dieses Gebietes ganz entscheidend befördert; Reste des niederdeutschen Konsonantenstandes (plickn „pflücken" u. ä.) finden sich nur noch am Nordrand der alten markmeißnischen Grenze zwischen Bitterfeld und Wittenberg. Von großer Bedeutung für die Vermitteldeutschung des Osterlandes war es dabei, daß Leipzig als einzige osterländische Stadt dem engeren meißnisch-obersächsischen Kulturraum zugehörte. Die Einbeziehung des Osterländischen ist zu einem großen Teil über die Sprache Leipzigs gegangen, die sich in vielen Fällen der der meißnischen Städte anglich. Betrachten wir so noch einmal das nordwestsächsische Schwingungsfeld auf Karte 8, so finden wir, daß diejenigen niederdeutschen Eigentümlichkeiten am weitesten nach Süden reichen, die die Leipziger Stadtsprache bis heute gehalten hat, also vor allem die Kürzen in übber, drübber, widder. Die Eigentümlichkeiten dagegen, die Leipzig in der Angleichung an die meißnischen Nachbarstädte seit Jahrhunderten verdrängt hat, so vor allem die Aussprache j- für g- (jlōbe), sind nach Norden abgedrängt worden. Das Schwingungsfeld der niederdeutschen Formen um Leipzig ist dadurch bestimmt, welche niederdeutschen Eigentümlichkeiten Leipzig gehalten und welche es gegen die meißnischen eingetauscht hat. Als Achse dieses Schwingungsfeldes tritt die Linie Leipzig—Meißen—Dresden überzeugend heraus; die Aufhängepunkte im Osten und Westen liegen auf den Grenzen des markmeißnischen Bereichs.

In einigen Fällen hat aber auch Leipzig seinen niederdeutschen Anteil in die obersächsische Ausgleichssprache hineingegeben. Osterländisch sind die Formen fund „Pfund", färd „Pferd", die in die obersächsische Ausgleichssprache (auch ins Schlesische) übergegangen sind. Sie sind heute bis Chemnitz, Freiberg, Dresden, aber nicht im Gebirge verbreitet, kennzeichnen also den obersächsischen Kernraum der kolonialen Mark. Auch die Durchsetzung der Formen bōm „Baum", klēd „Kleid" gehört zu den Fällen, wo der niederdeutsche Nordwesten Sachsens bei der Bildung der obersächsischen Ausgleichssprache gestaltend mitgewirkt hat.

In Böhmen ist ein sprachlicher Ausgleich nach der Zeit der Wiederbesiedlung nicht in gleicher Weise wie in Sachsen zustande gekommen. Der Landesmittelpunkt Prag stand ja hier nicht in unmittelbarer räumlicher Verbindung zu den deutschen Mundartgebieten, die sich am Sudetenrand und am Südwestrand des böhmischen Kessels ausbreiteten; dazwischen lag tschechisches Sprachgebiet. Daß der deutsche Siedlungsboden sich nur wie ein Kranz um die Landesmitte legte, über diese aber nicht zusammenwuchs, hat die Ausbildung einer nachkolonialen Ausgleichssprache in Böhmen verhindert. Nur an von außen kommenden Sprachausgleichsbewegungen hat Nordböhmen teilgenommen: das Land an der oberen Elbe um Aussig, Teplitz, Leitmeritz geriet, wie wir sahen, unter den Einfluß der obersächsischen Ausgleichssprache; im oberen Egertal bis etwa Brüx wirkten fränkische, in Nordostböhmen schlesische Spracheinflüsse. Diese Sprachbewegungen haben in den einzelnen Mundarten Züge herausgehoben und verstärkt, die ihnen schon durch die Besiedlung eigen waren, haben hier obersächsische oder schlesische, dort fränkische Merkmale stärker hervortreten lassen, eine Ausgleichssprache eigener Art aber nicht geschaffen.

Was wir in diesem Kapitel über Wesen und Wirkungen der sprachlichen Ausgleichsbewegungen in der Zeit nach der deutschen Wiederbesiedlung gefunden haben, hat uns die Einsichten des vorangehenden Abschnitts über den Aufbau der sächsischen und nordböhmischen Mundarten aus den Kräften der Siedlung in mancher Hinsicht verschwierigt, verändert und ergänzt. Wir sehen in der Gestaltung unserer Mundarten nicht mehr nur Siedlerströme wirksam; neben diese treten Sprachströmungen, die verändern und umgestalten. Wir sehen die Vermischung der Siedlermundarten nicht mehr nur auf dem engen Raum von Siedlungseinheiten geschehen, wir sehen darüber hinaus übergreifende Ausgleichsbewegungen wirksam. In der Schaffung einer obersächsischen Ausgleichssprache fanden diese ihren sinnfälligsten Ausdruck. Die Kräfte, die am Aufbau der sächsischen Mundarten mitgewirkt haben, erwiesen sich damit als vielgestaltig und verschlungen. Sie zu überschauen, ihre Wirksamkeit gegeneinander abzuwägen, ist außerordentlich schwierig. Aber diese Schwierigkeit besteht notwendig und mit Recht. Der Aufbau einer Sprachlandschaft auf einem so großen Raum wie dem obersächsischen, der Ausgleich so vielfältiger Mundartbestandteile ist kein einfacher Vorgang, der mit einigen wenigen Worten und Begriffen erläutert werden könnte. Hinzukommt, daß die Anfänge dieser Sprachgestaltung immerhin 800 Jahre zurückliegen, daß hier jüngere Überschichtungen abgedeckt werden müssen, ehe Schlüsse auf die ursprünglichen Verhältnisse gewagt werden können. Nur aus der Zusammenschau aller, siedlungsgeschichtlicher, herrschaftsgeschichtlicher, sprachgeschichtlicher

und politischer Zusammenhänge ist eine Beurteilung des mundartlichen Aufbaus möglich.

Mit wenigen Kernsätzen dürfen wir zusammenfassend noch einmal die gestaltenden Kräfte der sächsischen Mundartbildung umschreiben: Den Grund gelegt zum Aufbau der heutigen sächsischen Mundarten hat die Bauernsiedlung der ostdeutschen Wiederbesiedlung. Die Siedlungszüge und Siedlungsräume haben die Mundartgebiete geschaffen, sie haben auch die Hauptbestandteile der heutigen Mundarten mitgebracht. Unmittelbar auf die bäuerliche Landnahme folgten die Bewegungen des Sprachausgleichs. Die Vereinheitlichung der Mundartbestandteile ging einmal innerhalb der kleinen und mittleren Siedlungseinheiten vor sich, die vor allem dann zu geschlossenen Mundartgebieten wuchsen, wenn sie sich über die Zeit der Siedlung hinaus als politische Räume erhielten. Das gilt vor allem vom Vogtland und von der Oberlausitz. Die größten Bewegungen des Sprachausgleichs erfolgten aber auf dem Boden und durch die Kraft des Meißnischen Staates. Noch während der Besiedlung entstanden die Grundzüge einer meißnischen Durchschnittssprache, die sich als obersächsische (meißnische) Ausgleichssprache in den ersten Jahrhunderten nach der Besiedlung über den ganzen Raum der meißnischen Mark ausbreitete.

Neben die sprachschaffende Wirksamkeit der Siedlerströme trat damit die Wirkung der Sprachströme, die von der meißnischen Kernlandschaft um Leipzig, Meißen, Dresden, Freiberg aus nach Norden und Süden ausstrahlten und im Norden die mitteldeutschen, im Süden die mainisch-oberdeutschen Eigentümlichkeiten zurückdämmten. Die Bahnen dieser Sprachströmungen stimmten mit den Siedlungsbahnen der mitteldeutschen Siedlung weitgehend überein, gingen doch beide die naturgegebenen Wege von der gleichen Landschaft aus; auch der Inhalt dieser nachkolonialen Sprachbewegungen war im wesentlichen mitteldeutsch. Durch dieses gemeinsame Wirken weitausgreifender mitteldeutscher Siedlung und weitausgreifender mitteldeutscher Sprachströmungen haben die sächsischen Mundarten zwar keine volle, aber doch eine gewisse Einheitlichkeit auf mitteldeutscher Grundlage erhalten; die Linien, die die Siedlungszeit gezogen hat, schimmern darunter immer noch durch.

ZWEITER TEIL

Die sächsischen und nordböhmischen Mundarten

Über die Kennzeichnung einer Mundart

Der vorangegangene erste Teil hat uns in Siedlungsströmen und Ausgleichsbewegungen, Siedlungsräumen und Ausgleichsräumen die Grundlagen der sächsischen Mundartbildung aufgewiesen. Er hat uns damit die Möglichkeit gegeben, nunmehr die einzelnen Mundarten, jede für sich, in ihrer Besonderheit und Einmaligkeit zu erkennen und darzustellen. Eine solche Darstellung der einzelnen Mundarten, wie sie der folgende zweite Teil geben soll, wird zuerst einmal die Grundlagen der Mundartbildung auf dem engen Raum jedes Mundartgebietes darlegen, wird den Vorgang der Siedlung im einzelnen verfolgen, die politischen und wirtschaftlichen Schicksale jedes Teilgebietes so umreißen, wie wir das bereits im Großen für das Land Sachsen getan haben. Nachdem so die Ausbreitung und Abgrenzung jeder Mundart ihre geschichtliche Begründung erfahren hat, soll die Mundart als Mundart beschrieben und geschildert werden. Eine solche Kennzeichnung einer Mundart kann im wesentlichen nach drei Gesichtspunkten geschehen: nach dem klanglichen Gesamtcharakter, nach lautlichen Merkmalen und nach Besonderheiten des Wortschatzes.

Jede Mundart hat ihren bestimmten Klang, der im Ganzen der Rede, in Lautbildung, Tonstärke, Tonfall und Satzrhythmus unmittelbar zu hören ist. Wenn man z. B. in nichtwissenschaftlicher Darstellung das „weiche" Obersächsisch dem derben, knorrigen Oberlausitzisch gegenüberstellt, so meint man, daß sich die beiden Mundarten in der Art ihrer Lautbildung und Tongebung grundsätzlich unterscheiden. Im Obersächsischen werden die einzelnen Laute sowohl wie die Silben ohne merkliche Spannung gebildet, wirken daher „weich"; das Oberlausitzische dagegen setzt die energisch geballten Silben scharf gegeneinander und erzeugt damit jenen derben, knorrigen Gesamteindruck. Ebenso ohrenfällig sind die Besonderheiten des Tonfalls, der Melodie, Eigentümlichkeiten, die wir gemeinhin als

„Singen“ bezeichnen. Wir hören das „Singen“, das heißt die ungewohnte Melodie, der uns fremden Mundarten, das eigene Singen hören wir nicht. So hört der Vogtländer das „Singen“ des Obersachsen, der Obersachse das „Singen“ des Vogtländers. Was das „Singen“, das heißt die Melodieführung dieser beiden Mundarten unterscheidet, liegt vor allem in der verschiedenen Tonhöhe der betonten Silbe. Im Satz herrscht ein Auf und Ab der Tonhöhe; betonte Silben werden höher gesprochen als unbetonte. Diese Höhe der betonten Silbe liegt aber im Vogtländischen noch ein ganzes Stück höher als im Obersächsischen. In dem Satz „Das weiß ich freilich nicht“ wird das „freilich“ im Vogtländischen viel höher über die durchschnittliche Tonlage hinausgehoben als im Obersächsischen.

Mit dieser Melodieführung hängt die rhythmische Gliederung des Satzes eng zusammen, die Frage also, ob die Mundart kurze Sätze oder lange Sätze bevorzugt, ob sie das betonte Wort an den Schluß, kurz vor den Schluß oder mehr nach dem Anfang stellt. So kann das Obersächsische dank seiner geringen Spannung die Sätze länger bauen als das Vogtländische, das durch sein starkes Auf und Ab der Tonhöhe auf kürzere Sätze angewiesen ist.

Alle diese Dinge sind für die Kennzeichnung einer Mundart außerordentlich wichtig. Aber abgesehen davon, daß gerade hier in der Erforschung unserer Mundarten noch beträchtliche Lücken klaffen, daß solche klanglichen Unterschiede im Schriftbild nur sehr schwer hörbar zu machen sind, ist auch mit der vollkommenen Schilderung des Klangcharakters die Kennzeichnung einer Mundart noch nicht erschöpft. Unerläßlich ist dazu die Angabe bestimmter lautgesetzlicher Besonderheiten.

Auch diese lautlichen Besonderheiten einer Mundart sind bereits dem Laien ohrenfällig. „Die machen alles mit dem ā“ heißt es etwa von den Bewohnern des Westerzgebirges, die bām, klād, bārg für „Baum“, „Kleid“, „Berg“ sprechen. „Die machen alles kurz ab“ sagt man von den Osterzgebirgischen, die in gens, lait, gsōt, phaln „Gänse“, „Leute“, „gesagt“ „behalten“ das e weglassen. In Neckversen zieht man die Nachbarn mit ihren lautlichen Besonderheiten auf. So spielt das klassische Gespräch zweier altenburgischer Eheleute „Hong ha hong? Ha hong häng!“(„Hing er unten?“ „Er hing hinten“) auf die kennzeichnend altenburgische Senkung des i zu e, des u zu o an. Mit „Hu^{i}ch åk w$\bar{i}$ da sēga bumbat und d$\bar{i}$ mutta schna^{i}cht dazu“ („Horch nur, wie die Uhr pumpert, und die Mutter schnarcht dazu“) wird der besonderen, r-losen Seifhennersdorfer Mundart von den Oberlausitzer Nachbarn ein Denkmal gesetzt.

Auch wir haben bereits mit bestimmten lautlichen Merkmalen gearbeitet. So kennzeichneten wir die obersächsische Ausgleichssprache durch bestimmte Lautmerkmale: a für ë, u für o, ū für ô, $\bar{i}$ für ê/œ: schlacht, uksen, hüch,

schnî. Wir bemerkten dabei, daß auch die lautlichen Merkmale einer Mundart nicht einfach nur eine Summe beziehungsloser Einzelheiten sind, sondern daß die einzelnen Laute ein Gefüge bildeten. So entwickelten sich z. B. im Obersächsischen ê und ô, im Altenburgischen i und u durchaus gleichlaufend und innerhalb gemeinsamer Grenzen. Damit gibt auch die Kennzeichnung einer Mundart nach ihren lautlichen Hauptmerkmalen ein ungefähres Bild vom lautlichen Ganzen dieser Mundart. Gegenüber der Kennzeichnung nach dem Gesamtklang ergibt sich dabei der Vorteil, daß die lautlichen Merkmale für jeden zu hören und für jeden verständlich im Schriftbilde festzuhalten sind.

Hinzu kommt, daß nicht nur die Grenzen zusammenhängender Laute, sondern auch die Grenzen nichtzusammenhängender Lauterscheinungen sich zu gemeinsamen Strängen bündeln. So sind die obengenannten Lautmerkmale der obersächsischen Kolonialsprache lautlich nicht sämtlich aneinander gebunden, decken sich aber weitgehend in ihrem Verbreitungsgebiet. Dieses sich Bündeln der Lautgrenzen zu wirklichen Mundartgrenzen macht die Lauterscheinungen zur Abgrenzung und Kennzeichnung von Mundarten so besonders geeignet, wesentlich geeigneter als die Abgrenzung nach bestimmten Wörtern.

Jede Mundart hat auch ihre Besonderheiten des Wortschatzes. Wir wissen, daß man in Sachsen eine Treppe hinaufsteigt, in Süddeutschland eine Stiege, daß man in Sachsen zur Ausbesserung des Wasserrohres den Klempner holt, in Süddeutschland den Spengler. Solche Verschiedenheiten des Wortschatzes gibt es auch innerhalb der sächsischen Mundarten. So erhält man im Obersächsischen als bestrichene Brotscheibe eine Bemme, in der Oberlausitz eine Schnitte (Schnîte), im Erzgebirge eine Fiz, im Vogtland ein Stück Brot (Keil Brot, Rampfl Brot u. ä.). So findet man auf dem Mittagstisch im Obersächsischen Erdbirnen (Ärbern), im Erzgebirge und Vogtland Erdäpfel (Ardepl, Erdepfel u. ä.).

Die Fälle, in denen sich noch auf diese Weise bestimmte Wörter bestimmten Mundarten zuweisen lassen, sind aber nicht zu häufig. Die Wörter sind viel beweglicher als die Laute, viel selbstherrlicher und unabhängiger. Nur selten haben einmal zwei Wörter das gleiche Verbreitungsgebiet, und nur teilweise decken sich die Grenzen von Wörtern mit denen bestimmter kennzeichnender Lauterscheinungen. Sehr oft dagegen legt sich das Verbreitungsgebiet eines Wortes quer über verschiedene Mundartgebiete hinweg. Zur Abgrenzung und Kennzeichnung von Mundarten sind also mundartliche Wörter sehr viel weniger geeignet als Lauterscheinungen.

Wenn wir also im folgenden die einzelnen Mundarten abgrenzen und kennzeichnen, so werden wir das vor allem an Hand bestimmter Lauterschei-

nungen tun; auf bestimmte klangliche Besonderheiten und Eigenheiten des Wortschatzes werden wir nur von Fall zu Fall verweisen.

Die fünf Gruppen der sächsischen und nordböhmischen Mundarten

Die Vielzahl der Mundarten Sachsens, Nordböhmens und Ostthüringens, die wir auf Karte 6 bezeichnet finden, ordnet sich aus ihrer verwirrenden Fülle zu überschaubaren Einheiten, wenn wir sie nach bestimmten Merkmalen zu Gruppen zusammenfassen. Zu solcher Gruppenbildung gibt die beste Handhabe das Verhalten der einzelnen Mundarten zu den mittelhochdeutschen Zwielauten (Diphthongen) ou (ouw) und ei, wie wir es auf Karte 13 dargestellt finden. Leitworte sind „Baum" („Augen"), „Kleid" und „Frau".

Unsere neuhochdeutschen Zwielaute au und ei sind doppelter Herkunft: Einmal sind es Laute, die schon in althochdeutscher Zeit (vor 1000) au und ei waren. Dazu gehören unsere Fälle Baum, Augen, Kleid und Frau. Zum anderen aber sind es Laute, die erst im Übergang zum Neuhochdeutschen (nach 1200) zu au und ei geworden sind. Dazu gehören die au und ei in „Haus" und „Eis", die mittelhochdeutsch noch hûs und îs lauteten. Wir haben es in der folgenden Betrachtung nur mit den alten au und ei zu tun.

Im äußersten Süden, im Egerländischen und Südvogtländischen, bleibt das alte ou als Zwielaut åu erhalten; es heißt dort åugn „Augen", tåugn „taugen", fråu „Frau". Nur vor Lippenlauten wird das u mit dem folgenden Konsonanten verschmolzen, das au damit zu ā: lāb „Laub", bām „Baum". Auch das alte ei bleibt als Zwielaut bewahrt, und zwar wird es zu oa in einsilbigen, zu oi in zweisilbigen Wörtern: kload „Kleid", kloida „Kleider", hoass „heiß", hoissn „heißen". Dieses Mundartgebiet mit Erhaltung der Zwielaute, das in den Bereich unserer Betrachtung mit dem Egerländischen und Südvogtländischen hineinragt, nennen wir die bairische oder nordbairische Mundartgruppe.

In allen anderen Mundarten unseres Gebiets sind ou und ei durchgängig zu einfachen Lauten (Monophthongen) geworden, und zwar können wir dabei zwei große Gruppen unterscheiden: die mainfränkisch-erzgebirgische, die bām und klād spricht, und die obersächsisch-schlesische, in der es bōm und klēd heißt. Obersächsisch und Schlesisch gehen grundsätzlich zusammen, nur in der Behandlung von mittelhochdeutsch ouw (frouwe „Frau", houwen „hauen") gehen sie getrennte Wege. Im Obersächsischen ist dieses ouw durch ā vertreten; hier gilt frā „Frau" und (fast ausgestorben) hām „hauen"; im Schlesischen heißt es dagegen frō und hōn oder hōm (untermischt mit schriftsprachlichen Formen).

Danach erhalten wir zu der schon genannten nordbairischen Gruppe

die mainfränkisch-erzgebirgische (bām, klād),
die obersächsische (bōm, klēd, frā),
die lausitzisch-schlesische (bōm, klēd, frō).

Wir erkennen in dieser Gruppenbildung die Wirksamkeit der Siedlerzüge wieder: den nordbairischen im Süden, den mainfränkischen im Erzgebirge und im Egertal, den mitteldeutschen und niederdeutschen in Nordsachsen und Schlesien. Wir bemerken auch die besondere Stoßkraft des Obersächsischen, das seinen Formen bōm und klēd bei weitem den größten Raum errungen hat.

Zur mainfränkischen Gruppe (bām und klād) gehört das Vogtländische, das Westerzgebirgische und das Nordwestböhmische (vgl. zu diesen Mundartbezeichnungen immer Karte 6). Am Nordostrand des Westerzgebirgischen, nördlich einer Linie Zwickau—Annaberg, gilt klād.

Zur obersächsischen Gruppe gehört das Meißnische, das Osterländische und das Altenburgische. In der noch zu erläuternden Form frå hat das Altenburgische eine gewisse Besonderheit bewahrt.

Zwischen der mainfränkischen und der obersächsischen Gruppe bleiben zwei Mundartgebiete übrig, das Osterzgebirgische und das Nordböhmische. Das Osterzgebirgische spricht bå̄m und klād. Dies sind kennzeichnende Mischformen: bå̄m ist die Mitte zwischen dem westerzgebirgischen bām und dem obersächsischen bōm, klād ist die Mitte zwischen westerzgebirgisch klād und obersächsisch klēd. Damit erweist sich das Osterzgebirgische als Mischmundart zwischen der obersächsischen und der mainfränkischen Gruppe.

Im Nordböhmischen gilt das mainfränkische bām und das obersächsische klēd. Auch das Nordböhmische ist damit eine Mischmundart zwischen dem Mainfränkischen und dem Obersächsischen; doch ist die Art der Mischung hier grundanders: Während das Osterzgebirgische eigene Zwischenformen entwickelt hat (bå̄m, klād), hat das Nordböhmische vom Obersächsischen die eine, vom Mainfränkischen die andere Lauterscheinung unverändert angenommen.

Auch zwischen der obersächsischen und der schlesischen Gruppe sind Besonderheiten zu bemerken, die sich auf die unterscheidende Lautgruppe ouw beziehen. Hier findet sich in einem kleinen Gebiet um Pulsnitz, Kamenz, Elstra die Sonderform frå̄. Auch dies ist eine Zwischenform zwischen dem obersächsischen frā und dem lausitzisch-schlesischen frō(e) und kennzeichnet die westlausitzische Mundart als Übergangsmundart zwischen dem Schlesischen und dem Obersächsischen.

Das Neulausitzische fällt mit seiner schriftsprachlichen Form frau (die sich auch schon in die Sächsische Schweiz verbreitet hat) heraus und zeigt

damit wieder seinen stark schriftsprachlichen (umgangssprachlichen) Charakter. Das Nordostböhmische scheidet sich vom Oberlausitzischen, mit dem es sonst zusammengehört, nur durch die besondere Aussprache der ē und ō als $ē^{i}$ und $ō^{u}$: $klē^{i}d$, $frō^{u}$.

So sind die drei Wörter Baum, Kleid und Frau (oder besser die drei Lauterscheinungen, für die sie beispielhaft stehen) mehr als nur ein zufälliges Mittel zur Abgrenzung und Zusammenfassung der sächsischen Mundarten. Sie bezeichnen die wirkliche Stellung jeder einzelnen Mundart im Gefüge der ostmitteldeutsch-obersächsischen Mundartlandschaft. Sie sagen, ob eine Mundart überwiegend mainfränkisch oder überwiegend obersächsisch oder eine Mischung beider ist; sie sagen, ob eine Mundart zum Lausitzisch-Schlesischen oder zum Obersächsischen oder zwischen beide gehört. Um dieser kennzeichnenden Bedeutung willen sollen diese drei Lauterscheinungen noch einmal in Form einer Übersicht zusammengestellt werden.

Nordbairische Gruppe

Südvogtländisch und Egerländisch: augn, bām, kload/kloida, frau

Mainfränkisch-erzgebirgische Gruppe

Vogtländisch, Westerzgebirgisch, Nordwestböhmisch } bām, klād, frā

(Westerzgebirgisch klād am Nord- und Nordostrand weist auf obersächsische Beimischung).

Mainfränkisch-obersächsische Mischgruppe

Osterzgebirgisch bām̊, klād, frā̊ (Zwischenformen)
Nordböhmisch bām, klēd, frā (Auswahl aus beiden Gruppen).

Obersächsische Gruppe

Meißnisch, Osterländisch } bōm, klēd, frā
Altenburgisch bōm, klēd, frā̊
(Gewisse Sonderstellung des Altenburgischen).

Lausitzisch-schlesische Gruppe

Oberlausitzisch bōm, klēd, frō(e)
Nordostböhmisch $bō^{u}m$, $klē^{i}d$, $frō^{u}(e)$
Neulausitzisch bōm, klēd, frau (schriftsprachlicher Einschlag)
Westlausitzisch bōm, klēd, frā̊
(Übergang zwischen Obersächsisch und Lausitzisch-schlesisch).

Egerländisch und Südvogtländisch

Zur Zeit der deutschen Wiederbesiedlung gehörte das Egerland zum bairischen Nordgau (Oberpfalz), der schon vor 1000 ein Aufnahmegebiet bairischer Neusiedler war. Im 11. Jahrhundert erreichte die Siedlung vom Süden aus, der Straße Regensburg—Eger folgend, das Egerland; die reuth-Orte bezeichnen diesen Siedlungszug. Wichtig für die Erschließung des Landes wurde die Stadt Eger, die 1061 zum erstenmal genannt wird, und das Kloster Waldsassen, das 1132 gegründet, die Rodung tatkräftig vorwärtstrieb. Im 12. Jahrhundert drang die Siedlung bis an die Nordgrenze des Nordgaues vor, die in der Grenze des Bistums Regensburg erhalten geblieben ist (Karte 2). Diese Gaugrenze wurde als Siedlungsgrenze auch die Grenze der nordbairischen, egerländischen Mundart gegen das angrenzende Vogtländische; sie schlägt den Südzipfel des Vogtlandes (um Adorf und Brambach) zum Bereich der egerländischen Mundart.

Weiter nach Osten drang die Siedlung, dem Egerlauf folgend, im 13. Jahrhundert bis in die Gegend von Schlackenwerth vor; das Duppauer Gebirge blieb noch bis ins 14. Jahrhundert dem Deutschtum unerschlossen. Diesem Fortschreiten der Siedlung egerabwärts (dem die Verbreitung der egerländischen grün-Orte, Karte 4, entspricht), folgt der weitere Verlauf der nordbairischen Mundartgrenze nach Osten. Sie läuft am Südrand des Erzgebirges entlang bis zum Keilberg und wendet sich dann südostwärts nach dem Duppauer Gebirge, zeigt sich also auch hier als alte Siedlungsgrenze.

Der Zusammenhang des Südvogtlandes mit dem Egerland wurde sehr bald gelöst; 1357 kam der Zipfel um Adorf und Brambach in seiner heutigen Begrenzung an die Markgrafen von Meißen. Seit dieser Zeit blieb das Südvogtland vom Egerland politisch getrennt, die mundartliche Zugehörigkeit zum Egerländischen hat es von der Zeit der Besiedlung bis heute bewahrt. Zu dieser Erhaltung hat beigetragen, daß dieser südvogtländische Zipfel längere Zeit ein abgesprengter Besitz der Markgrafen geblieben ist; denn der größere Teil des Vogtlandes blieb noch bis ins 15. Jahrhundert von Sachsen getrennt. So blieb das Südvogtländische, wie das übrige Vogtland, von den ausebnenden Wirkungen der meißnischen Durchschnittssprache verschont. Doch hat sich sein nördlicher Teil, um Markneukirchen—Bad Elster, in einigen Lauterscheinungen nach und nach dem angrenzenden Vogtländischen angeschlossen. So sind unter anderem die egerländischen oa und oi für mittelhochdeutsch ei (kload, kloida) heute nur noch in der Südspitze des Südvogtländischen um Raun—Bad Brambach zu finden, die bairischen, umlautlosen Formen (zu)ruck „zurück" sind aus ihm überhaupt verdrängt. Im ganzen

aber hat das Südvogtländische seine egerländische Art durchaus bewahrt; auch von der Ausbildung einer Zwischenmundart kann nicht die Rede sein. Das Südvogtländische ist nichts anderes als der politisch zu Sachsen gehörige Teil des egerländischen Mundartgebiets, und als Teil des Egerländischen soll es auch von uns betrachtet werden [3].

Die egerländische Mundart ist heute im wesentlichen nordbairisch (auf das besondere Bairische werden wir noch hinweisen), zeigt daneben aber auch einigen mainfränkischen Einschlag. So ist die Entwicklung des gedehnten o zu ua in uafm „Ofen" wohl mainfränkisch, ebenso die Angleichung des d in unner „unser" und anner „ander", die a-Tönung des auslautenden -e in naia „neue" u. a. Das Egerländische kennt auch nicht die alten bairischen Wochentagsnamen Ertag und Pfinztag für „Dienstag" und „Donnerstag"; sie finden sich erst ein Stück südlicher.

Diese sprachliche Stellung des Egerländischen entspricht der Durchdringung von nordbairischen und mainfränkischen Siedlerzügen. Der mainfränkische Einschlag ist nördlich vom Egerländischen, im Vogtländischen und Westerzgebirgischen, überwiegend und tritt auch östlich vom Egerland, im Nordwestböhmischen, wieder beherrschend hervor. Im Egerländischen hat sich das Nordbairische, dank des stärkeren Siedleranteils und der fortdauernden Verbindung zu Regensburg, durchgesetzt und so den unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem Obermaingebiet und dem Nordwestböhmischen überdeckt.

Wie klingt nun diese egerländische Mundart? Wir geben als erste Probe einen Spruch, der zu einem sogenannten Bauopfer gehört. In ein neugebautes Haus soll man als erste Seele, die „dem Bösen" verfallen ist, nicht einen Menschen, sondern einen Hund hineinlassen und dazu sprechen:

Dåu bäisa håust dean Hu^{n}d,
Låu u^{n}s alla blaim gsu^{n}nd.

Das heißt auf hochdeutsch: Da, Böser, hast du den Hund, laß uns alle bleiben gesund.

In diesem kurzen Sprüchlein tritt schon die ganze Eigenart des Egerländischen zutage, nämlich die Unzahl der Zwielaute. Im Hochdeutschen gibt es in diesen zwei Zeilen nur einen einzigen Zwielaut in „bleiben", im Egerländischen gibt es deren sechs: dåu (aus mittelhochdeutsch dâ), håust (aus hâst), låu (zu lân „lassen"), bäisa „böser" und dean „den".

Dieselbe Eigenart tritt uns im folgenden Spruch entgegen: Wōs ma haint tåun koa, söll ma neat af morgn afschöim. „Was man heute tun kann, soll man nicht auf morgen aufschieben."

Oder in einem der „Rundas", der egerländischen Schnadahüpfln:

Spöigl dåu bråuch i koin
U kaf ma näimols oin,
I käia ras Fensta üm
U sia mi drin [4].

„Spiegel, da brauch ich keinen und kauf mir niemals einen, ich kehr's Fenster um und seh mich drin."

Diese Vielzahl der Zwielaute ist das Hauptkennzeichen des Egerländischen. Es hat zuerst einmal die alten Zwielaute bewahrt (åugn „Augen", kload, kloida); es hat aber auch die mittelhochdeutschen Zwielaute uo und ie (mittelhochdeutsch bruoder „Bruder", liep „lieb") in der merkwürdigen Form der „gestürzten" Zwielaute fortgeführt, so daß aus einem uo ein åu, aus einem ie ein äi/öi geworden ist: tåu^{n} „tun" (mittelhochdeutsch tuon), bråuda „Bruder", spöigl „Spiegel", schöim „schieben". Außerdem hat es aber die einfachen Langlaute â, ô, ê, œ zu ähnlichen Zwielauten entwickelt: dåu „da", schlåufm „schlafen"; bråud „Brot", gråus „groß", schnäi „Schnee", käian „kehren", bäisa „böser".

Diese letzten Zwielaute gibt es unter den bairischen Mundarten nur im Nordbairischen; sie klingen auch grundanders als die Zwielaute, die das angrenzende Vogtländische in diesen Fällen kennt: brüet „Brot", schnie „Schnee", bies „böse". Doch besitzt zu allem Überfluß das Nordbairisch-egerländische auch noch diese Zwielaute für andere Fälle: uafm „Ofen" (mittelhochdeutsch kurzes o), neat „nicht", dean „den" u. a. So kann man den Reichtum an Zwielauten mit Recht als Hauptmerkmal des Egerländischen bezeichnen; die Zwielaute sind es, die auch dem Laien zuerst auffallen und die der egerländischen Mundart den urtümlichen Klang verleihen.

Daneben finden wir in unseren Mundartproben einige Erscheinungen, die auf die Zugehörigkeit des Egerländischen zum Bairischen besonders hinweisen. Dazu gehört das i für „ich" (bråuch i koin), mi für „mich". Dazu gehört die Entwicklung des (alten und neuen) au zu ā/a vor l und Lippenlauten: kaf „kaufe", af morgn afschöibm, fāl „faul". Bairisch ist auch die Entwicklung des -er zu -a: bäisa „böser", käia „kehre", oberdeutsch die Nasentönung in hu^{n}d „Hund", u^{n}s „uns" (stark durch die Nase zu sprechen!). Das folgende Liedchen auf die faulen Musikanten zeigt noch mehr solche bairische Besonderheiten:

Diaz fāln Musikåntn,
diaz låut's enk halt Zait,
wenn's neat Bankanōtn
in d' Seckl ai^{n}schnait[5].

(Diaz „ihr“, låut „laßt“, enk „euch“.)

Das Wort enk gibt es nur im Bairischen; es ist ursprünglich ein sogenannter Dual, der „euch zwei“ bedeutete; im Bairischen hat er aber die Bedeutung der Mehrzahl angenommen. Ähnliches gilt von der Form diaz „ihr“, in der der alte, im Bairischen erhaltene Dual ez (sprich: es) enthalten ist. Auch das bairische afi „hinauf“ (aus: auf-hin) und die bairische Endung -i für -ig: firdi „fertig“ sind im Egerländischen und Südvogtländischen zu Hause.

Wir stellen am Schluß diese eigenartigste unserer sächsischen Mundarten noch einmal in einer längeren Probe vor.

Ein alter Hirt erzählt von den Zwergen, die die heißen Quellen von Karlsbad, Franzensbad und Marienbad hervorrufen:

„Döi Zwargla sölln va weit dåu druam hea sā (her sein), wåu da Hiawōgn (Heerwagen, Großer Bär) mid da Deistl hiweist, wåu's ganz Gåua gfröist (ganze Jahr friert) u åls in Schnäi u Eis vagrōm ligt, dass nöi nex fürakråun (nie nichts hervorgeraten, wachsen) könnt va ran (von einem) Grāsl, va dera äiwinga (von der ewigen) Költ, wenn unna Herrgott dean Zwarglan neat gschåfft häit (befohlen hätte), dass untan Eadbuan (Erdboden) an äiwis (ewiges) Fāia dahaltn möin (Feuer unterhalten müssen), dass a si dawärmt, u dass wōs wåksn koa für Lait u Vöich (Vieh), wenns ā nea ra Zweidal (auch nur ein Zweiglein, d. h. ein wenig) is; — u gwålti vül hoiss Wåssa möins ā dahitzn (müssen sie auch erhitzen), dēs ās da rean (das aus der Erden) assalafft (herausläuft), u an Schnäi zam (zusammen) wegbaisst.

In unnan Bergn san übrisch (übrigens) gnåuch sua Stoi (genug so Steine) wöis d' Zwargla bråuchn, za ran (zu einem) rēcht tichtinga Stoafāia, dēs åffa (nachher, Füllwort des Egerländischen) lång u lång furtbrennt, wenns a mål oazundn is; s' is ā ra gåuts doal (auch ein gut Teil) hoissa, åls dēs fāia, wōs mia hom, u bråucht zan Brenna neat a mål a Lūft dazåu. Dēs san ōba (aber) åffa neat d' Stoakuhln, wöi druntn z' Folkanåu (Falkenau), oba (oder) sist wåu (sonst wo), döi d' Menschn ā brennat måchn kinna, u ā in da rean (in der Erden) gfunna wean, dēs san d' Gbirgsstoi selba u döi ålmachtinga Felsn, döi bis z' Innast in d' Weltkugl āilånga (hineinlangen), u döi Stoafelsn kinna döi Zwargla brinnat (brennend) måchn.

Dea va rinan (der von ihnen, d. h. von den Zwergen) mid sain Laitn af Karlsbōd hikumma ris (ist), dēs woa da gräist (größte) u vül gschaita åls di oin (die einen, d. h. die anderen). Dea håut sein gråussn Wåssakestl (Wasserkessel) akrāt zwischn zwäi rēcht tichtinga

Felsn fest aigmåuat, dass a håut neat a sua u nead sistnåu (nicht ſo und nicht ſonſtwie) imfåln kina. Ea hāut åffa sa Stoafāia druntn oazundn, u kocht håut da kestl u gsuan (geſotten), dås a Fraid woa, u kocht u sprudlt haint nū (noch) wöi ållamål, u wiad ā furtkochn zan Tråust vüla dausnd u dausnd Menschn[6].

Das Vogtländiſche

Vor der großen oſtdeutſchen Siedlungsbewegung beſtanden im Vogtland zwei größere Inſeln menſchlicher Siedlung: der Gau Dobna, das heißt die Freilandſchaft um Plauen und Oelsnitz, und eine kleinere, unbenannte Offenlandſchaft im Mündungsgebiet der Göltſch um Elſterberg, Greiz und Mylau (vgl. Karten 1 und 14). Benachbart lagen die Freilandſchaften um Hof (das Regnitzland) und Eger, im Nordweſten der ausgedehnte Orlagau um Saalfeld und Pößneck, weiter öſtlich der große Gau Geraha um Gera und Weida, ſowie ein kleineres Siedlungsgebiet um Schleiz, das ſogenante Wiſentaland.

Die deutſche Beſiedlung, die im weſentlichen im 12. Jahrhundert vor ſich ging, erfolgte nun ſo, daß von den vorhandenen Freilandſchaften die Siedlung vorwärtsgetrieben und der trennende Wald niedergelegt wurde. Zuerſt griff die Siedlung im Nordweſten aus dem frühbeſiedelten Orlagau hinüber in das Wiſentaland. Von der kleineren Freilandſchaft um Schleiz dehnte ſich die Siedlung nach Saalburg—Lobenſtein und gegen Mühltroff—Zeulenroda aus. Dieſe erſte, ſtark von Thüringen ausgehende Siedlung reichte, wenn auch nicht bedeutend, auch ſchon in die Gebiete um Mylau und um Plauen hinein, wie die Flurformen einiger Orte verraten. Auch der Ortsname Foſchenroda bei Mylau darf ſeiner Endung nach als thüringiſch angeſehen werden.

Beſtimmend für das ſächſiſche Vogtland wurde aber nicht der thüringiſche, ſondern der wenig ſpäter einſetzende mainfränkiſche, vor allem oberfränkiſche Siedlerzug, der ſich über das ganze Vogtland und Erzgebirge ausbreitete. Auch dieſe Siedlungsbewegung, für die die Waldhufenanlagen kennzeichnend ſind, drang von den alten Offenlandſchaften aus vor, alſo von dem Gau Dobna um Plauen—Oelsnitz und dem Lande um Mylau. Von Mylau aus wurde das untere Göltſchtal bis in die Gegend von Lengenfeld beſiedelt, vom Gau Dobna aus der öſtlich angrenzende Wald erſchloſſen. Die Reihe der kleinen Herrſchaften öſtlich von Plauen — Schöneck, Falkenſtein, Auerbach, Treuen —, die alle auf Rodungsboden liegen, zeigen das Vordringen der Siedlung von Dobnagau aus nach Oſten. An der Waſſerſcheide der Elſter und Göltſch gegen die Mulde machte die Siedlung halt — was oſtwärts an der

oberen Mulde lag, blieb Urwald. Nur das Kirchberger Becken, das schon zur Mulde entwässert, wurde im Zusammenhang mit dem Vogtlande aufgesiedelt. Als Siedler sind in diesem östlichen Striche Leute aus Oberfranken und der angrenzenden Oberpfalz wahrscheinlich; der Flurname Knock (für Hügel) weist in diese Gegend.

Politisch gehörte das Vogtland zur Zeit seiner Besiedlung verschiedenen Herrschaften an. Bald aber erlangten die Vögte von Weida eine beherrschende Stellung. Um 1180 erhielten die Herren von Weida, wahrscheinlich von Kaiser Barbarossa, die Vogtei über Land in der südlichen Mark Zeitz. Auf Grund dieser reichsvogteilichen Macht dehnten sie ihren Besitz weit in das Rodungsland aus. Im 13. Jahrhundert (um 1238) verzweigten sie sich bereits in die drei Nebenlinien Weida, Gera und Plauen; von Plauen spaltete sich später (um 1306) die Linie Reuß ab.

Für uns sind die Vögte von Plauen von besonderer Wichtigkeit. Ihnen gehörte im 13. und 14. Jahrhundert — unmittelbar oder mittelbar — der größte Teil des Vogtlandes: die Herrschaften Plauen, Schöneck, Falkenstein, Auerbach, Treuen, Kirchberg-Wiesenburg, Mühltroff, Pausa, gelegentlich auch Mylau — kurzum das Gebiet, das wir heute nach ihnen das Vogtland nennen. Im 15. Jahrhundert fielen diese Besitzungen an die Wettiner, blieben aber bei der Landesgliederung, die Vater August 1577 vornahm, im Vogtländischen Kreis als besondere Verwaltungseinheit erhalten.

Diese geschichtlichen Schicksale des Vogtlandes in Siedlung und Herrschaftsbildung haben die Grundlagen für den mundartlichen Aufbau des Vogtlandes geschaffen. Karte 14 gibt uns davon ein Bild nach den Grenzen der wichtigsten vogtländischen Mundartmerkmale. Wir erkennen zuerst, von allen Sprachlinien unzerschnitten, ein vogtländisches Kerngebiet um Plauen; es umfaßt den Gau Dobna und die östlich angrenzenden, von ihm aus besiedelten Rodungsherrschaften (Schöneck, Falkenstein, Auerbach, Treuen). Nördlich angrenzend finden wir ein von vielen Parallellinien zerschnittenes vogtländisch-thüringisches Mischgebiet, in dem sich oberdeutsche und mitteldeutsche Sprachformen stufenweise durchdringen. Die alten Siedel- und Herrschaftsgebiete treten dabei als Gebiete von Untermundarten deutlich heraus.

Das Orlaland (um Pößneck) und das Geraland (um Gera—Weida) zeigen die stärksten thüringischen Züge. Hier gilt das mitteldeutsche epl (gegen vogtländisch epfl, Karte 14, Linie 2), das thüringische schlacht (gegen vogtländisches schlecht), das kolonialsprachliche hüch (gegen das vogtländische hüech), üne/öne (vogtländisch äne). Daneben finden sich hier auch noch einige fränkisch-oberdeutsche Bestandteile (stick-l „Stückchen", bām „Baum" u. a.).

Südlich von Pößneck—Weida zeigen sich neben thüringischen Merkmalen überwiegend oberdeutsche, mainfränkische Bestandteile. Hier gilt bereits das vogtländische epfl (Karte 14, Linie 2) und der oberdeutsche Abfall des -e in „Gänse", „Leute" (Linie 3). Mit dieser Linie des e-Abfalls deckt sich die Grenze von nördlichem gebruchen gegen vogtländisches gebrochen, von nördlichem nich gegen vogtländisches net; dies ist die Hauptgrenze für die oberdeutschen Einschläge in der südostthüringischen Mundart. Diese wichtige Sprachlinie spiegelt die alte Grenze zwischen dem Orla- und Geragau einerseits und den Ausbau- und Herrschaftsgebieten um Schleiz und Greiz anderseits; in ihrem westlichen Teil entspricht sie auch der alten Grenze zwischen dem Erzbistum Mainz (dem der Orlagau angehörte) und dem kolonialen Bistum Naumburg (Karte 2).

Die nächste wichtige Sprachscheide ist die Grenze des n-Abfalls (Linie 4). Auslautendes -n in Fällen wie „Mann", „Wein" u. a. fällt im Vogtländischen und Westerzgebirgischen ab südlich einer Linie, die von Lobenstein aus an der Nordgrenze des Vogtlandes entlang bis über Werdau zieht. Nördlich davon heißt es mann, wain, südlich mā, wai. Was zwischen dieser Linie und der des e-Abfalls liegt, ist das Gebiet der reußischen Mundart, die um Schleiz—Lobenstein und Greiz gesprochen wird; sie ist eine Mischmundart zwischen dem Thüringischen und Vogtländischen [7].

Das Siedlungs- und Herrschaftsgebiet um Elsterberg und Mylau gehört im wesentlichen zum Vogtländischen. Nur in schlacht für „schlecht", gald für „Geld", nāwel für „Nebel" (Linie 5) hat es teil an einer kennzeichnend obersächsisch-thüringischen Eigentümlichkeit. Diese Formen gehören, wie wir wissen, auch der obersächsischen Kolonialsprache an, können also auch durch Sprachströmungen hierher gebracht worden sein, zumal diese Landstriche dem vögtischen Herrschaftsbereich nicht unmittelbar zugehörten. Doch wissen wir aus Flurformen und Ortsnamen (Foschenroda), daß gerade hier auch thüringische Siedler mit am Werke gewesen sind, dürfen also diese a-Formen auch schon dem Einfluß dieser Siedler zuschreiben. Die Südgrenze dieser Formen fällt mit der Südgrenze der Siedlungskerne und Herrschaften Elsterberg und Mylau zusammen.

Im Nordosten nimmt noch das Gebiet des Kirchberger Beckens eine Sonderstellung ein. Es ist im Zusammenhang mit dem Vogtland besiedelt worden und hat als Herrschaft Wiesenburg ununterbrochen den Vögten gehört. Seine Mundart ist in kennzeichnenden Punkten noch vogtländisch; doch ist dieser Grenzraum den andringenden nordöstlichen Sprachbewegungen immer so stark ausgesetzt gewesen, daß er in manchen Fällen (epl „Apfel", schlacht „schlecht") sich dem angrenzenden Westerzgebirgischen angeglichen hat.

Von diesen Randerscheinungen abgesehen, zeigt das Vogtländische eine merkliche Geschlossenheit. Zwei Lauterscheinungen verdeutlichen diese Geschlossenheit am sinnfälligsten. Einmal hat das Vogtländische mittelhochdeutsches ô (und gedehntes o) zu einem Zwielaut üe (halblanges ü, stark verkürztes e) entwickelt, ebenso ê/œ (und gedehntes e/ö) zu ie. Es heißt also im Vogtländischen hüech „hoch", brüet „Brot", gie „gehn", schie „schön". Mit hüech „hoch", brüet „Brot" (Karte 14, Linie 1) grenzt sich das Vogtländische geschlossen gegen die umgrenzenden Mundarten im Westen, Norden, Osten und Süden ab; nur im Südwesten, bei Hof, besteht ein schmaler Übergang zum Oberfränkischen, aus dem dieser Lautwandel stammt.

Ebenso kennzeichnend vogtländisch ist ein zweiter Lautwandel, die Entwicklung eines früheren mundartlichen ō (aus mittelhochdeutsch â, ô, gedehntem a und o) vor n zu einem leicht nach å geneigten ā-Laut: vogtländisch māndich „Montag", āne „ohne", mā „Mann", hānich „Honig". Neigung zu diesem Lautwandel war teilweise schon im Fränkischen vorhanden; zu diesem Umfang und zu dieser Schärfe hat ihn aber erst das Vogtländische entwickelt. Mit hānich aufs brüet grenzt sich das Vogtländische eindeutig gegen alle Nachbarmundarten ab. Der räumliche Bereich dieser Lauterscheinungen ist der Vogtländische Kreis Kursachsens, das alte Vogtland der Vögte. Innerhalb dieses Herrschaftsbereichs ist in den Jahrhunderten nach der Besiedlung, abseits der kolonial-meißnischen Bewegungen, ein sprachlicher Ausgleich lebendig gewesen, der das Land der Vögte von Plauen zu einer mundartlichen Einheit gebildet und in dieser Einheit erhalten hat. Heute wird dieser einheitlich vogtländische Bereich durch obersächsisch-umgangssprachliche Spracheinflüsse von Norden und Nordosten her angegriffen, das Vogtländische zieht sich mehr und mehr auf sein südliches Kerngebiet zurück. Für den ursprünglichen Mundartaufbau des Vogtlandes dürfen wir aber zusammenfassend wiederholen:

Wie im Egerland hat auch im Vogtland die Siedlung den Grund der Mundartbildung gelegt. Die Siedlungseinheiten um Schleiz, Greiz, Elsterberg, Mylau, Kirchberg, vor allem aber im Dobnagau um Plauen sind als Mundarträume erkennbar. Wichtig ist dabei, daß diese Siedlungseinheiten auch als Herrschaftsräume erhalten geblieben sind. Die bedeutsamste sprachbildende Kraft nach der Besiedlung ging aber von dem Herrschaftsbereich der Vögte von Plauen aus; im Lande der Vögte, im Vogtländischen Kreis Kursachsens, bildete sich das Vogtländische zur sprachlichen Einheit.

Welches nun die Haupteigentümlichkeiten der vogtländischen Mundart sind, hat uns Karte 14 schon angedeutet. Zusammen mit dem Westerzgebirgischen, gegen das Obersächsische und Thüringische, kennt das Vogtländische den Abfall des -e (gens, lait, Linie 3) und den Abfall des -n (Linie 4): mā

„Mann“, ā „an“, getā „getan“, wai „Wein“ u. a.; auch in der Endung -en fällt das n ab nach n und Selbstlauten: käne „kennen“, schnaie „schneien“. „Wer vil kā, muss vil tā“ (tun), heißt es im Vogtländischen.

Zusammen mit dem Westerzgebirgischen spricht das Vogtländische auch bām für „Baum“, ā für „auch“ (Karte 13). ā für „auch“ kommt in dem vogtländischen Kinderliedchen vor:

Ich bi a klāner Soldād,
zi ā mit ins Feld,
dō kā ich frei schissn
und kost't ā kā Geld [8].

Hier tritt in kā „kein“, klā „klein“ auch das ā für ei auf, das das Vogtländische ebenfalls mit dem Westerzgebirgischen gemeinsam hat. Das Reußische (nördlich der n-Abfall-Linie) hat dafür zuerst ā, weiter im Norden ē (kē), das Südvogtländisch-egerländische oa und oi. Solche Unterschiede sind dem Vogtländer geläufig; im Vogtland gibt es „a brāts (breites) brēt (Brett)“, im Reußischen „ä brēts brāt“.

Es gibt noch eine ganze Reihe von Eigentümlichkeiten, die das Vogtländische mit dem Westerzgebirgischen gemeinsam hat, ruhen doch beide auf derselben mainfränkischen Grundlage. Dazu gehört das -ng für -gen: āng/aung „Augen“, ling „liegen“, dazu gehört das g- für j-: dr gung (Junge), 's gār „Jahr“; dieses g- findet sich auch noch bis ins Altenburgische und Osterzgebirgische. So heißt eins der vogtländischen „Rundas“:

Söll mr net lustig sei,
sann gū (sind ja) net krank, net krank,
unnre paar lēding gōr
dauern net lang! [9].

Auch das net für „nicht“ ist vogtländisch und westerzgebirgisch, obersächsisch-thüringisch heißt es nich, egerländisch niat. Vogtländisch und Westerzgebirgisch stimmen weiter überein in der Erhaltung des o in oksen, gebrochen (Karte 10), während das Obersächsisch-thüringische dafür u einsetzt. So heißt ein vogtländischer Spruch zum Beerenlesen:

Rolle rolle roll,
mai Topf is voll,
rolle rolle beer,
mai Topf is leer.
Kimmt mai mutter mit der Uefmgāwl
schlāt mich nauf mein schwarzen Schnāwl,
sōg ich: schlāt när net sū sēr,
hō gū an Topf voll schwarze Bēr [10].

Obersächsisch würde es hier heißen: mai tup is full; im Vogtländischen ist aber topf (von dem älteren tüepf abgesehen) die mundartliche Form. Hier heißt es auch epfl und nicht epl, strumpf und nicht strumb wie im übrigen Sachsen. pf für pp und mpf für mp ist eine von den (innerhalb Sachsens gesehen) rein vogtländischen Besonderheiten. Dazu gehört auch die Erhaltung des ë in „Geld", „schlecht", „Nebel" u. a. gegen die obersächsischen, thüringischen und erzgebirgischen Mundarten, die ja dafür ein a setzen (Karte 11). Wenn es also im Erzgebirgischen heißt:

Ich winsch aich a langes Lām,
das mag aich Gott vun Himmel gām[11],

heißt der Reim im Vogtländischen Lēm und gēm. Und wenn es vorhin hieß, im Vogtländischen gäbe es a brāts brēt, im Reußischen a brēts brāt, so wird auf die gleiche, kennzeichnende Verschiedenheit angespielt. In diesen Fällen hat das Vogtländische eine entschieden oberdeutsche Eigenart gegen das Mitteldeutsch-obersächsische bewahrt. Dazu gehört auch, daß es in „gesagt" (Lautgruppe -age-) als einzige sächsische Mundart das g erhält. Vogtländisch heißt es gesockt (am Nordrand gesöcht), im Westerzgebirgischen gesåt, im Südostthüringischen gesēt. Oberdeutsch ist auch niks für „nichts", das aber auch im Vogtländischen vor dem sächsischen nischt schon schwindet, kennzeichnend oberdeutsch ist schließlich die Eigentümlichkeit, an bestimmte Wörter ein -n (nach Lippenlauten -m) anzuhängen: sāfm „Seife", hiefm „Hefe", stūm „Stube" (Übernahme des -en aus den gebeugten Formen von schwachgebildeten Hauptwörtern)[12]. Mit solchen Besonderheiten erweist sich das Vogtländische als die sächsische Mundart der mainfränkischen Gruppe, die ihren oberdeutschen, genauer *oberfränkischen Grundzug am reinsten bewahrt* hat.

Aus Teilen des Oberfränkischen übernommen ist auch das Hauptkennzeichen des Vogtländischen, die (halblangen) Zwielaute für ô und gedehntes o, ê/œ und gedehntes e/ö: brüet „Brot", hüech „hoch", d(r)üem „oben", gie „gehn", schie „schön", hiefm „Hefe", iel „Öl" u. a. Mit diesen Eigentümlichkeiten grenzt sich, wie wir sahen, das Vogtländische heute nach fast allen Seiten ab; wo man küeln nain üefm tut, wo das Kind a schie rüet reckl hat, ist Vogtland. Eindeutig vogtländisch ist auch die weitgehende Wandlung von mundartlichem ō zu ā (vgl. oben S. 44): schā „schon", āne „ohne", hānich „Honig". „Wer vil kā, muss vil tā", das reimt sich in Sachsen nur im Vogtland. Mit der entschiedenen Durchführung solcher Lautentwicklungen hat sich das Vogtländische auch von dem angrenzenden, eng verwandten Oberfränkischen des Regnitzlandes getrennt und zur durchaus selbständigen Mundart entwickelt[13].

Wir hören sie zum Schluß noch einmal in einer längeren Probe. Wir lassen die kleine Geschichte dabei in der Rechtschreibung, in der sie ihr Verfasser Willy Rudert geschrieben hat. Abweichend von unserer Schreibung ist hier der Zwielaut üe durch uo (gruoss), ie (aus œ) durch üö (schüö) wiedergegeben, während „miet" und „siech" als langes i zu lesen sind.

Af der Wannerschaft

Der Götzen Fried war e gruoßer, starker Trämel. Hoot en Nacken wie e dreigährigs Öchsel, e Pår Händ derzu wie de Backmuldern und Finger vornedra, waßsetterschi (wirklich) su gruoß wie de Samegorken. Seine Händ warrn eem zen Aufleedern wie geschaffen. Wuo's kaa wing Prügelei geem hoot, do hoot's ne Fried ober aa net gefalln, und wenn ne Sunntig ben Tanz partu kaa Streit wern wott, do komt's passiern, aß er korzerhand ne erschten besten dra der Ausschenk e Schell neigelangt hoot, aß eem nooch der Töbes luosgiehe mußt. Ach hoot's ne do gefalln, wenn's halbe Dorf über ihn nei is und er links und rechts seine gepfefferten Hormeln (Schläge) austaaln kumt. Do lacht orndlich sei Harz miet fer lauter Fraad. Wenn er nooch aa e poar Krahler drinne Gesicht miet hammtrögt derva, dös macht ne nischt aus. Do strahnt (streckt) er siech zefrieden nei sei Bett und sogt siech: „När alle Tog e sötte (solche) Prügelei sött's geem! — Ach, dös war doch zu schüö heut!"

Nu hoot doch dere Zeit jeds gunge Börschel, dös e ehrlichs Handwark derlarnt hatt, als Gesell af de Wannerschaft giehe müssen. Su hoot aa der Götzen Fried emoll sei Ränzel geschnürt und langt san Leuten de Händ zen O'schied hie.

„Mach mir sei kaa Schand epper (etwa)!" maant sei Voater ze ihn, und sei Mutter sogt: „Giehe in Gottes Name!", und der Fried tippelt o.

Er war ober naht ganz bis Öberlauterboch nüber, do fung's sachte a ze tröpfeln, und 's wur immer arger, bis af aamoll 's Wasser sprengstützenweis ven Himmel ro'schütt. „Naa!" sogt siech do der Fried, „do wirscht de doch tropfeklitschenaß!" und will drin Wirtshaus 's Wetter o'warten. 's hoot ober sei ne ganzen Tog net aufgehärt mit draschen, aß der Fried ben allerbesten Willn net watterkumt. Und wie's geeng Ummst (Abend) ewing noochlößt, do verlahnt's aa net ersicht, aß er wattermacht. „Wür iech eem die Nacht noch emoll derhamm schlofen. Dös Schlofgeld kast de dir noch emoll derhalten!", su denkt er und saabelt korzerhand dös korze Stückel Weeg af Falkenstaa wieder zu.

Seine Leut hamm freilich de Aang net garschtig aufgerissen, wie er wieder insoot kam und sei Sach soget.

„Nu, do giehe när ost nauf de Kammer und lo' diech ven kann Menschen sehe. Lachen diech doch sünst de Leut aus!", und der Fried giehet aa gleich ze

Bett. Ne annern Früh bezeiten, eh's lichtelt, wott er nooch wieder aufraaßen (abreisen). —

Nu hoot der Fried wie lank net eischloofen känne. 's mocht lank in der elften Stunn geween sei, wie er endlich sachte eiduseln wott. Do hoot's af aamoll dunten der Gaß rümkrawallt und rümgespukt. En „Schoofkopf" härt er rüber- und en „Brummochs" wieder nüberflieng, und gleich drauf hoot's geklitscht, wie wenn aans recht orndliche Schelln krieget. Do, unner Fried gähling ven san Bett derhöhfahrn und hie de Dachluck, war aans, und ven do aus hoot er gesehe, wie siech drunten der Gaß zwee Kerl enanner dorte rümgebatalligt und gelascht hamm. Ball log der aane uomauf und hoot ne annern gedrosselt, und ball war'sch ümgedreht. Dös war e regelrechte Prügelei geween.

E ganze Walle guckt der Fried stillerschweingst miet zu. Nooch ober fange seine Samegorken sachte miet a ze kribbeln, und wie siech die zwee do drunten wieder emoll su recht nei ne Dreck getitscht hamm, do ka siech der Fried fei nimmer länger halten. „Ihr Himmelhund, ihr!", su ruft er ven seiner Dachluck aus no, „itze wenn iech net af der Wannerschaft wär, do gnad euch Gott! [14]"

Das Westerzgebirgische

Das Gebiet an der oberen Zwickauer Mulde und Zschopau, in dem heute die westerzgebirgische Mundart gilt, war bis zur großen deutschen Besiedelung Urwald. Nur um Zwickau lag ein sehr kleines vordeutsches Siedlungsgebiet. Hier und um Chemnitz begann die Rodung in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts; von diesen beiden Gebieten aus schob sie sich weiter nach Süden vor. Wir können dabei zwei nebeneinanderliegende Siedlungsstreifen unterscheiden:

Im Westen schritt die Siedlung im Tal der Zwickauer Mulde und des Schwarzwassers flußaufwärts; die Straße von Zwickau über Lößnitz—Schlettau—Preßnitz und eine weitere Straße über Schwarzenberg nach Böhmen bildeten die Anmarschwege der Siedler. Der Umfang dieser Siedlungseinheit entspricht dem westerzgebirgischen Anteil des Bistums Naumburg, Archidiakonat trans muldam (Karte 2).

Im Ostteil des Westerzgebirgischen ging die Siedlung von der Gegend um Chemnitz—Waldenburg aus und erschloß die Flußgebiete der Würschnitz und Zwönitz und das Gebiet der oberen Zschopau um Wolkenstein und (dem als Stadt erst später gegründeten) Annaberg. Wichtig waren dabei die Straßen von Chemnitz nach Preßnitz und über Zschopau nach Komotau. Diese Siedlungseinheit deckt sich mit dem Bereich des Bistums Meißen (Archidiakonat Chemnitz) im Westerzgebirge.

Ein kleiner Zipfel um Schlettau—Cranzahl scheint über den leicht gangbaren Preßnitzer Paß hinweg von Böhmen aus erschlossen worden zu sein. Die Zugehörigkeit dieses Gebietes zum Erzbistum Prag (Karte 2) weist auf einen solchen frühen Zusammenhang mit Böhmen hin.

Wir verfolgen jetzt den Gang der Siedlung in den beiden Hauptsiedlungsstreifen im einzelnen. Im Bereich der Zwickauer Mulde schritt die Siedlung in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts flußaufwärts; führend waren dabei die Grafen von Hartenstein aus dem Hause der Meinheringer. 1173 wurde, unter ihrer Anteilnahme, das Klösterlein Zelle bei Aue begründet; um diese Zeit werden auch die Dörfer um Aue angelegt worden sein. Von hier aus drang die Besiedlung um 1200 in das Schwarzwasser- und Mittweidatal bis Markersbach vor. Als später, 1233, von den Meinheringern das Zisterzienserkloster Grünhain ins Leben gerufen wurde, erhielt die Siedlung in diesem Gebiet noch einmal einen Auftrieb. Von der großen Herrschaft Schwarzenberg, die das Schwarzwasser- und oberste Muldengebiet umfaßte, wurde nur der nördliche Teil erschlossen, der Süden blieb noch jahrhundertelang Wald und schied damit das sächsische Westerzgebirge vom böhmischen Egerland.

In der ersten Zeit waren die Meinheringer von Hartenstein im oberen Muldengebiet führend; später gewannen die Herren von Schönburg hier großen Besitz. 1406 gehörte ihnen außer ihrem Stammsitz Glauchau auch Lichtenstein, Hartenstein, Schlettau, Preßnitz und Hassenstein in Böhmen. Ihr Besitz reichte längs der Straße Zwickau—Preßnitz—Kaaden muldeaufwärts und bis ins Egertal hinunter.

Im Ostteil des Westerzgebirgischen waren es vor allem die Herren von Waldenburg, die von ihrem Stammsitz Wartha (Neukirchen südlich Chemnitz), später Waldenburg aus die Besiedlung vorwärts trieben. Sie waren die Besitzer der großen Herrschaft Wolkenstein, die unmittelbar südöstlich an ihre Neukircher Besitzungen anschloß und sich in breitem Streifen bis an den Gebirgskamm erstreckte. Sie haben dieses Land besiedelt und bis zu ihrem Aussterben 1478 in Besitz behalten.

Weiter im Osten, im Tal der Flöha, grenzt ein anderes Siedelgebiet an, das wir bei der Behandlung des Osterzgebirgischen besprechen. Der Heinzewald und Lengefelder Wald und die Wälder an der Schwarzen Pockau sind die Restwälder zwischen den Siedlungsgebieten an der oberen Zschopau und denen an der Flöha. Im Süden, gegen das Böhmische, blieben auch hier große Waldstrecken unbebaut.

Die Erschließung der Wälder auf dem Kamm des Westerzgebirges war vor allem das Werk der zweiten großen Siedlungsbewegung, die mit der Entdeckung der Silberschätze über das Westerzgebirge hinwegbrauste.

Schon im 13. Jahrhundert gab es im Westerzgebirge, vor allem um Eibenstock, um Thum, Ehrenfriedersdorf, Geyer, einen Bergbau auf Zinn; doch hatte dieser nur geringe siedlungsbildende Kraft. Ganz anderes gilt von der Siedlung, die mit dem Silberbergbau um 1500 einsetzte. Als 1470 das erste Berggeschrei auf dem Schneeberge ertönte, wurde eine Siedlungsbewegung eingeleitet, die über ein Jahrhundert hinweg das Westerzgebirge in Bewegung erhielt. Überall wurden plötzlich Silberschätze entdeckt, neue Bergstädte schossen wie Pilze aus der Erde: Schneeberg 1470, Annaberg 1492, Joachimsthal 1517, Marienberg 1421 — um von ihnen nur die größten zu nennen. Ältere Orte, wie Geyer, Ehrenfriedersdorf, Eibenstock, nahmen einen neuen Aufschwung. Man hat errechnet, daß sich in den Jahren 1450 bis 1590 die Bevölkerung des westerzgebirgischen Bergbaugebiets ungefähr verachtfacht hat.

Dieser Bevölkerungszustrom konnte nicht nur aus dem Westerzgebirge selbst kommen; fremde Einwanderer hatten an ihm großen Anteil. Für Schneeberg, das zuerst gegründet wurde, nennt der Stadtchronist Meltzer Franken, besonders Nürnberger, als Zuwanderer, dazu auch Zwickauer, Freiberger, Leute aus dem Meißnischen und aus Niedersachsen. Mit der Anlage neuer Bergstädte strömte die Bevölkerung weiter. Von den ersten fünfhundert Einwohnern Marienbergs, über die wir urkundliche Zeugnisse besitzen, kam der überwiegende Teil aus anderen Orten des Westerzgebirges, vor allem aus Annaberg und Joachimsthal. Die Landesgrenze bildete keinerlei Hindernis, die Bewegung flutete hinüber und herüber. Als Joachimsthal gegründet wurde, strömten die Bergleute von Scheibenberg und Annaberg zahlreich dorthin, später wanderten sie zum Teil wieder ab. Diese Freizügigkeit des Bergmanns, die ihn vom schollengebundenen Bauern so sehr unterschied, war ein verbrieftes Recht. Sie gehörte zusammen mit der Freiheit, an beliebiger Stelle Erz zu suchen. „Wo eyn man ercz suchen will, daz mag her thun mit rechte", hieß es im sächsischen Bergrecht.

So hat um jene Zeit im Westerzgebirge, auf der sächsischen wie auf der böhmischen Seite des Kammes, ein großer Zuzug und eine große Vermischung der Bevölkerung stattgefunden. Die Grenzen der alten Herrschaften wurden für die freizügige Bergbevölkerung unwesentlich; alte Städte wie Wolkenstein, die als Marktorte einem fest umrissenen ländlichen Wirtschaftsbezirk vorstanden, verloren an Bedeutung, die neuen Bergstädte blühten auf und schufen ein neues, weithin einheitliches Wirtschaftsgebiet; die Unterschiede zwischen Stadt und Land wurden durch die in beiden siedelnden Bergleute ausgeglichen.

Diese neu geschaffenen Verhältnisse wurden auch kaum verändert, als nach der oberflächlichen Ausbeutung der Erzlager schon im 16. Jahrhundert ein

merklicher Rückgang des Bergbaues einsetzte. Manche der Bergleute wanderten ab; so wurde um jene Zeit die westerzgebirgische Kolonie im Oberharz, mit den Bergstädten Clausthal, Zellerfeld, Lautenthal, Wildemann, Altenau, Andreasberg gegründet, die die westerzgebirgische Mundart jener Zeit bis heute bewahrt haben. Die Mehrzahl der Bergleute blieb jedoch im Erzgebirge und wandte sich Ersatzbeschäftigungen zu. So wurde damals der weniger reiche, aber zuverlässigere Bergbau auf Zinn wieder aufgenommen, Eisenhämmer, vor allem im oberen Muldental, angelegt, bald auch die Spitzenklöppelei und Posamentenindustrie eingeführt, auch die landwirtschaftliche Erschließung des Gebirges weitergetrieben. So ist die große Dichte der westerzgebirgischen Bevölkerung aus jener Zeit bis auf unsere Tage erhalten geblieben.

Diese besondere Geschichte des Westerzgebirges hat auch der westerzgebirgischen Mundart ihren besonderen Stempel aufgedrückt. Was wir heute unter Westerzgebirgischer Mundart verstehen, füllt, in seltener Geschlossenheit, einen Raum, der im Westen an das Vogtländische anschließt, im Osten durch eine Linie Zschopau—Zöblitz sehr scharf begrenzt wird, im Süden auch die Kammorte des böhmischen Erzgebirges einschließt und sich im Norden durch eine weniger feste Grenze vom Obersächsischen abtrennt (Karte 6). Dieser Raum deckt sich mit dem Bereich des westerzgebirgischen Bergbaus.

Innerhalb dieses großen Mundartgebietes lassen sich keinerlei Untergliederungen feststellen. Wohl gibt es geringe mundartliche Verschiedenheiten zwischen dem westlichen und dem östlichen Teil, zwischen den Kammgegenden und tieferen Lagen; aber diese Unterschiede sind fließend. Sie beruhen darauf, daß vom Nordwesten und Nordosten her jüngere Sprachbewegungen ins Westerzgebirge eindringen und sich dort allmählich ausbreiten. Festumgrenzte Untermundarten gibt es im Westerzgebirgischen nicht.

Damit unterscheidet sich das Westerzgebirgische grundsätzlich von seinen Nachbarmundarten im Westen und Osten. In den wesentlich kleineren Mundartgebieten des Vogtländischen und des Osterzgebirgischen grenzen sich Untermundarten aus, die auf alten Siedlungs- und Herrschaftseinheiten beruhen. So finden wir im Vogtländischen die beiden Siedlungskerne um Plauen und Mylau, im Osterzgebirge die Siedlungs- und Herrschaftsgebiete um Sayda und um Frauenstein mundartlich wirksam. Innerhalb des Westerzgebirgischen ist von alten Siedlungs- und Herrschaftsgrenzen keine Spur mehr zu entdecken. Die wichtige Siedlungsgrenze zwischen dem oberen Muldegebiet und dem Gebiet an der oberen Zschopau (Bistum Naumburg gegen Meißen) tritt als Mundartgrenze nicht in Erscheinung, obwohl sie auch als Grenze bedeutender Herrschaften — hie Meinheringer und Schönburger, dort Waldenburger — jahrhundertelang erhalten geblieben ist. So gründlich

hat die zweite, die bergmännische Besiedlung die mundartlichen Verhältnisse innerhalb des Westerzgebirgischen ausgeebnet und vereinheitlicht, daß die Grenzen der ersten, bäuerlichen Siedlung im Westerzgebirge getilgt worden sind. Der rege Verkehr zwischen den Bergstädten, das Hin- und Herfluten der bergmännischen Bevölkerung, hat das Westerzgebirgische zu einer Einheitlichkeit gebildet, die in anderen sächsischen Mundarten unbekannt ist.

Der heutige mundartliche Aufbau des Westerzgebirges ist ein Werk der Bergbaubewegung um 1500. Was ihm aus der Zeit der ersten, bäuerlichen Besiedlung zugrunde liegt, können wir nur erahnen. So wird die Grenze des Westerzgebirgischen gegen das Osterzgebirgische, die durch den Lengefelder Wald und die Wälder an der Pockau hindurchgeht, schon als Siedlungsgrenze eine gewisse mundartliche Wirksamkeit gehabt haben; doch hat sie sicher damals nicht die trennende Schärfe besessen, die sie heute auszeichnet. Die Unterschiede zwischen dem Westerzgebirgischen und dem Osterzgebirgischen waren zur Zeit der ersten Besiedlung geringer als heute.

Schärfer war die Grenze zwischen dem Westerzgebirgischen und dem angrenzenden Böhmischen, vor allem in ihrem westlichen Teil zwischen Aschberg und Keilberg. Vom Egerland aus war die Siedlung nicht bis auf den Kamm heraufgestiegen, im sächsischen Teil hatte sie bereits weit vor ihm haltgemacht. Der breite Streifen des Kammwaldes bildete eine natürliche Grenze, hinter der sich auf der einen Seite das Westerzgebirgische, auf der anderen das Egerländische entwickelte. Erst das Vordringen der Bergbausiedlung vom Norden her hat das Kammgebiet dem Westerzgebirgischen gewonnen und die Grenze der beiden Mundarten Ort neben Ort auf der alten Nordgrenze der egerländischen Siedlung und Mundart festgelegt. Weniger scharf, aber vorhanden, war die Grenze, die sich im Ostteil des Westerzgebirgischen zwischen diesem und dem Nordwestböhmischen durch den Gebirgswald hinzog; auch hier hat die Bergbausiedlung das Westerzgebirgische später bis auf den Kamm hinaufgeschoben.

Im Westen berührte sich das Westerzgebirgische mit dem Vogtländischen ursprünglich nur auf schmalem Raum im Gebiet des Kirchberger Beckens. Hier beruht die Mundartgrenze auf einer alten Siedlungsgrenze, die als Ostgrenze des vögtischen Bereiches weiter gewirkt hat. Weiter im Süden, zwischen Auerbach und Eibenstock, berührten sich Vogtländisch und Westerzgebirgisch in der ersten Zeit noch nicht. Hier war ja noch dichter Wald, hinter dem sich im Westen das Vogtländische zur einheitlichen Mundart ausbildete. Erst im 16. Jahrhundert, nach dem Ermatten des westerzgebirgischen Silberbergbaus, wurde dieses Waldgebiet an der oberen Mulde von abwandernden westerzgebirgischen Bergleuten besiedelt; damals entstanden die Hammerwerke und Siedlungen von Blauenthal an muldeaufwärts, und damals wurde

dieses Gebiet, das politisch zum Vogtland, zu den Herrschaften Auerbach und Falkenstein gehörte, der westerzgebirgischen Mundart gewonnen. Seit dieser Zeit setzen sich auf der vogtländisch-westerzgebirgischen Grenzlinie kennzeichnend bergmännische Wörter gegen alte vogtländische Ausdrücke ab. So gilt im oberen Muldengebiet um Schneeberg — Rautenkranz das bergmännische „Fahrt" (für Leiter) gegen das vogtländische „Leiter", das kennzeichnend bergmännische läfkarrn (für einen einrädrigen Karren) gegen die alten vogtländischen Ausdrücke röwal (Radwelle) und röwar (Radbere), so grenzt sich auf der vogtländisch-westerzgebirgischen Grenze alteingebürgertes „Glückauf" gegen „Guten Tag" ab [15].

Diese kennzeichnend bergmännischen Ausdrücke sind hier, ohne daß den meisten ihre bergmännische Herkunft bewußt ist, in den Wortschatz der ganzen, bäuerlichen wie städtischen Bevölkerung eingegangen. Dies ist für die Wirkung der bergmännischen Siedlung auf die alteingesessene westerzgebirgische Mundart kennzeichnend. Die Umgestaltung der alten westerzgebirgischen Mundart durch die bergmännische Siedelbewegung ging nicht so vor sich, daß sich etwa eine neue bergmännische Sprache neben eine solche der alten bäuerlichen Bevölkerung setzte; sondern aus der eingesessenen bäuerlichen Mundart (oder aus den bäuerlichen Mundarten des Westerzgebirges) und den eingebrachten Spracheigenheiten der Bergleute bildete sich im Bereich der westerzgebirgischen Bergbaulandschaft eine neue, einheitliche Mundart, die sich in allen Bevölkerungsschichten durchsetzte. Wichtig war dabei, daß auch die Dörfer des Westerzgebirges von einer starken bergmännischen Bevölkerung erfüllt waren.

In welcher Richtung nun die lautliche Umgestaltung der alten westerzgebirgischen Mundart ging, welche Eigentümlichkeiten ausgemerzt, welche neu eingeführt wurden, dafür war die Herkunft der Einwanderer ausschlaggebend. Zum Teil kamen diese, wie wir wissen, aus den Orten des Westerzgebirgischen selbst, zu dem auch Zwickau zu rechnen ist; hier war also ein Unterschied zwischen alteingesessener und neu eingebrachter Mundart nicht vorhanden; zum Teil kamen sie von auswärts. Uns werden Franken, darunter Nürnberger, genannt, dazu Meißner, besonders Freiberger, auch Niedersachsen. Diese Einwanderer sprachen zwar nicht Westerzgebirgisch; aber sie gehörten (bis auf die Niedersachsen) gerade den beiden Mundartgebieten zu, deren Spracheigentümlichkeiten bereits in der alten westerzgebirgischen Mundart enthalten waren; war doch diese bereits eine Mischung aus mainfränkischen und obersächsischen Bestandteilen. So war die bestehende westerzgebirgische Mundart bereits eine Art Ausgleichsmundart zwischen den eingebrachten Mundarten der Einwanderer. Das hat zur Folge gehabt, daß sich die alte westerzgebirgische Mundart durch die Spracheinflüsse der

Einwanderer in ihrem Grundbestand nicht entscheidend gewandelt hat, sie hat sich nur stärker vereinheitlicht und in sich ausgeglichen. In einigen Fällen hat sie sich unter dem Einflusse der Zuwanderer aber doch verändert; wir können eine solche Wandlung an einem besonders schönen Beispiel beobachten, das uns Karte 15 zeigt.

Mit dem Abfall des Endungs=e in den oberdeutschen und damit in den erzgebirgischen Mundarten — de gens, de lait — hängt eng zusammen auch der Ausfall des -e- in den Vorsilben ge- und be-. So heißt es gsogt oder gsåt für „gesagt", gfolln, gfun(d)n, bstelln, phaln „behalten" usf. Betrachten wir (Karte 15, Linie 1) das Verbreitungsgebiet solcher verkürzter Formen bei „gesagt", so finden wir, daß sich in der Tat die Verbreitung des e=Ausfalls im Vogtländischen und vor allem im Osterzgebirgischen mit der des e=Abfalls (Linie 2) deutlich deckt. Nur im Westerzgebirge sagt man wohl de gens, de lait, aber durchaus ge-såt, ge-flüng, ge-folln usf. In einem merkwürdigen Bogen geht die Grenze zwischen den Formen mit und denen ohne e südlich um das Westerzgebirgische herum. Wie ist dieses sonderbare Herausfallen des Westerzgebirgischen zu erklären?

Man könnte vielleicht daran denken, daß sich hier schon zur Zeit der ersten, bäuerlichen Besiedlung das mitteldeutsche ge- gegen das oberdeutsche g- durchgesetzt haben könnte; aber das ist aus vielen Gründen unwahrscheinlich. Dieses westerzgebirgische Gebiet deckt sich zu wenig mit den Siedlungseinheiten der bäuerlichen Besiedlung; außerdem ist die ganze Linienführung für die Zeit der ersten Besiedlung ohne Beispiel; stufte sich doch damals der mainfränkisch=oberdeutsche Einfluß durchaus gleichmäßig von Westen nach Osten ab (s. Karte 7). Das Reststück, das im Osterzgebirge stehen bleibt, ist in sich keinerlei Einheit, es kann nicht anders beschrieben werden denn als das Stück, das von dem e=Abfall=Gebiet übrig bleibt, wenn man das Westerzgebirgische herausschneidet. Daß sich das Westerzgebirgische tatsächlich erst später aus einem ursprünglichen Zusammenhang mit dem Vogtländischen und Osterzgebirgischen gelöst hat, dafür spricht aber noch ein weiteres. In genau dem gleichen westerzgebirgischen Gebiet, in dem man ge-såt und ge-loffm („gelaufen") spricht, gelten auch die für das Westerzgebirgische so kennzeichnenden Formen gelām „glauben", gelog „Glocke", gelick „Glück", gelås „Glas", gelånds „Glanz", gelitsern „glitzern", genåd „Gnade" (Karte 15, Linie 3). Ihre Entstehung wird uns nun deutlich: Einstmals wurde auch im Westerzgebirge gsåt und gloffm gesprochen, dann wurde diese Kürzung rückgängig gemacht, statt gsåt wieder ge-såt, statt gloffm wieder ge-loffm gesagt, und dabei wurden auch alle die Wörter, die mit gl- anlauten — Glas, glauben, Glocke, glitzern usf. — fälschlich mit zu gel- entwickelt. Wie dies geschehen konnte und wann das geschah, sagt uns ein letzter Blick auf Karte 15: Das

Verbreitungsgebiet der westerzgebirgischen Formen ge-sā̊t und ge-lām deckt sich genau mit dem Gebiet der westerzgebirgischen Bergbauorte des 16. Jahrhunderts, die wir auf Karte 15 eingezeichnet finden. Die einwandernden mitteldeutschen und niedersächsischen Bergleute brachten Formen wie ge-sagt und ge-laufen mit; diese Formen setzten sich durch, die alteingesessene Bevölkerung gab ihre verkürzende Aussprache auf und tat das so gründlich, daß sie nun fälschlich auch geleich, gelā̊s, gelā̊nds, genā̊d sagte und so die Formen entstehen ließ, die heute das Westerzgebirgische von anderen Mundarten so kennzeichnend abheben. Als im 16. Jahrhundert erzgebirgische Bergleute nach den Harzstädten abwanderten, nahmen sie solche Formen schon mit. Dort finden sich heute geleich, gelig, gelām, gesā̊t, daneben nur vereinzelt auch glām, gsā̊t, gschicht; die Durchsetzung der ge-Formen im Westerzgebirgischen muß also damals schon so gut wie abgeschlossen gewesen sein.

Eine andere westerzgebirgische Rückentwicklung, die wahrscheinlich durch bergmännische Einwanderer eingeleitet worden ist, hat sich erst langsamer durchgesetzt. Die alten erzgebirgischen Formen ār, ār für „Ei", „Eier", die offenbar als zu grob mundartlich empfunden wurden, wurden im Westerzgebirgischen durch ai, aier ersetzt (Karte 18); rund um das Westerzgebirgische findet sich noch ein Kranz von Formen wie ār im Vogtland, ēr(e) im Thüringisch-obersächsischen, ār im Osterzgebirge, ōa im Egerland; die Harzkolonie hat noch das alte westerzgebirgische ār bewahrt.

Für das Eindringen weiterer mitteldeutscher Eigentümlichkeiten haben die bergmännischen Neusiedler vielleicht den Boden bereitet. Unter dem Zeichen eines solchen Eindringens obersächsisch-umgangssprachlicher Formen steht das Westerzgebirgische in den letzten Jahrhunderten, vor allem seit dem 19. Jahrhundert. Dabei sind zwei große Strömungswege zu unterscheiden. Der erste und wichtigste kommt in der Gegend von Zwickau herein und geht, den alten Siedlungswegen folgend, muldeaufwärts nach dem Industriemittelpunkt Aue und von dort aus schwarzwasser- und muldeaufwärts bis Annaberg, Eibenstock und weiter. Der zweite kommt in breiter Front über das Osterzgebirgische vom Nordosten herein; Strahlpunkt dieser Strömung ist Dresden, hinter der ersten steht Leipzig.

So sind z. B. heute die ehemals für das ganze Vogtländische und Westerzgebirgische kennzeichnenden Dehnungen einsilbiger Wörter: dīsch „Tisch", kōb/kūb „Kopf, dōb/dūb „Topf" u. a. m. vom Nordwesten her aus dem Westerzgebirgischen bis über die Landesgrenze hinaus verdrängt worden; nur am Ostrand, um Thum—Marienberg, gelten sie noch. Im gleichen Muldengebiet hat sich das obersächsische zwē „zwei" gegen eingesessenes zwā, zwā bis an die Landesgrenze vorgeschoben; auf der ganzen Strecke von Zwota bis Satzung grenzt diese das sächsische zwē gegen das in Böhmen bewahrte

altwesterzgebirgische zwā (und egerländisch zwoa) ab. Vor 60 Jahren konnte man die alten westerzgebirgischen Formen dïsch und zwā auch in der Gegend von Schwarzenberg und Schneeberg noch antreffen.

Vom Nordosten herein sind die alten erzgebirgischen Formen gebrent, (ge)kent, „gebrannt", „gekannt" (mit Umlaut des a zu e) bis jenseits einer Linie Mulde—Schwarzwasser—Mittweida verdrängt und durch Formen mit a — gebrant/gebront — ersetzt worden; das Oberharzische hat noch das alte gebrent übernommen.

So hat die heutige westerzgebirgische Mundart eine sehr verwickelte Entstehungsgeschichte: Von der ersten, bäuerlichen Besiedlung her war sie eine Mundart von vorwiegend oberfränkischem Charakter, der durch mitteldeutsche Siedler auch einige obersächsische Einschläge beigemengt waren. In den ersten Jahrhunderten nach der Besiedlung gingen die Sprachströmungen der meißnischen Ausgleichssprache über das Westerzgebirgische hinweg und brachten weitere mitteldeutsche Spracheigentümlichkeiten herein. Die bergmännische Siedlungsbewegung um 1500 löste die von der ersten Besiedlung her innerhalb des Westerzgebirgischen bestehenden Sprachgrenzen auf und formte das Westerzgebirgische zur durchaus einheitlichen Mundart; sie dehnte deren Bereich nach Süden und Westen bedeutend aus, bis an die Grenzen der alten bäuerlichen Siedlungsgebiete im Vogtland und Egerland. Sie veränderte den Charakter der westerzgebirgischen Mundart nicht grundlegend, weil die neuen Siedler weitgehend aus den Landschaften kamen, die sich schon in der alten westerzgebirgischen Mundart sprachlich durchdrungen hatten; in einigen Fällen brachte sie aber doch sprachliche Veränderungen hervor. In den Jahrhunderten nach der bergmännischen Besiedlung, vor allem seit dem 19. Jahrhundert, stand das Westerzgebirgische stark unter dem Einfluß obersächsisch-umgangssprachlicher Einflüsse, die, vom Nordwesten und Nordosten kommend, den oberfränkischen Grundzug der westerzgebirgischen Mundart weiter zurückdrängten.

Wir können danach die Haupteigentümlichkeiten des Westerzgebirgischen zu Gruppen ordnen, die auf die jeweilige Herkunft dieser Erscheinungen Bezug nehmen:

1. Alte mainfränkische Eigentümlichkeiten, die das Westerzgebirgische mit dem Vogtländischen gemeinsam hat und die bei der Besprechung des Vogtländischen schon gewürdigt worden sind:
   e-Abfall : kï „Kühe", kerch „Kirche",
   n-Abfall : mā „Mann", fai „fein".
   (kennzeichnendes Wort der westerzgebirgischen Rede: „dås wess (weiß) ïch fai net"; die bekräftigende Bedeutung dieses fai ist nur noch sehr schwach).

-gen wird -ng : āng „Augen“, lēng „legen“, flīng „fliegen“.
ou wird ā : bām „Baum“, kāfm „kaufen“.
ei wird ā (am Nord- und Nordostrand ā̊): klād „Kleid“.
j- wird g- : gung „Junge“, gächer „Jäger“ (wahrscheinlich erst nach der Besiedlung ausgebreitet).
Kennzeichnende Einzelformen:
net „nicht“, dō für „hier“, geloffm „gelaufen“ (osterzgebirgisch glā̊fm, obersächsisch gelōfm), ham/hom „(wir) haben“ (osterzgebirgisch und obersächsisch hon/hun) schī (aus „schön“) für „schon“ u. a. [16].

2. Mitteldeutsche Eigentümlichkeiten, die das Vogtländische nicht kennt:
-pf- wird -p- : epl „Apfel“, strump „Strumpf“.
Durch mitteldeutsche Siedler vorbereitet waren vielleicht einige der
3. Eigentümlichkeiten, die die obersächsische Ausgleichssprache im Westerzgebirgischen durchgesetzt hat (die also auch das Osterzgebirgische und Obersächsische, aber nicht das Vogtländische kennt):
ë wird a : schwaster „Schwester“, schlacht „schlecht“.
ô wird ū : lū „Lohn“, brūt „Brot“.
ê/œ wird ī : gī „gehn“, schī „schön“, aber schnē „Schnee“.
(Vgl. hierzu das Kapitel über die obersächsische Ausgleichssprache, S. 50 ff.)
4. Eigentümlichkeiten, die das Westerzgebirgische im Zusammenhang mit der bergmännischen Erschließung des Westerzgebirges angenommen hat:
ge-, be- bleiben ge-, be- : gesā̊t „gesagt“, behaln „behalten“ (Osterzgebirgisch und Vogtländisch (meist) g-, b-). Dafür wird aber gl- zu gel-, gn- zu gen- : geleich „gleich“, genā̊d „Gnade“. Altes ār/ār, „Ei(er)“ ersetzt durch ai, aier.
5. Alte oberfränkische Eigentümlichkeiten, die das Westerzgebirgische heute unter dem Einfluß des Obersächsischen mehr und mehr aufgibt und zum Teil schon aufgegeben hat:

Dehnung einsilbiger Wörter, die auf einen Mitlaut enden: dīsch „Tisch“, kōb/kūb „Kopf“, dōb/dūb „Topf“, īch „ich“.

Altes zwā/zwā̊ „zwei“ wird ersetzt durch zwē, altes fīr „vor“ (vor dem Dorfe) durch fōr, fer [17].

Die eben genannten Verdrängungen kommen vom Nordwesten her muldeaufwärts ins Westerzgebirge. Am Ostrande östlich Thum—Annaberg finden sich die alten Formen noch mehr oder weniger erhalten.

Vom Nordosten her dringt ein: gebrant/gebront, (ge)kant/(ge)kont gegen altes westerzgebirgisches gebrent, kent.

Um nun von der westerzgebirgischen Mundart als ganzer einen Begriff zu geben, wählen wir aus der reichen Überlieferung des westerzgebirgischen Volksschlages einige kennzeichnende Lieder und Sprüche aus:

Ein erzgebirgiſches Wiegenlied:

Schlof, Kind, ich will dr schie singe,
ich will dr dei Bettl racht huch aufschwinge,
ich will dir'sch huch aufbettn,
sell dich niemand aufweckn.

Ein Verschen zum Spieß ausrecken:

Hier reck ich mein Spieß iwrn Herrn sein Tiesch,
is dr Herr ä guter Mā, steckd'r mir a Krappl nā.

Ein Verschen zum neuen Jahr:

Ich winsch eich ā e neies Gahr,
das alte is vergange.
Daß 's besser ward wies alte war,
meh kā mr net verlange.

Ein Vers beim Viehhüten:

Michēle is vorüber,
mei Vieh kā rüber un nüber,
kā in Nachbars Kraut und Möhrn,
kā's der Bauer net verwehrn.

Ein Lied vom Klöppeln:

Ach, wenn 'r ner käm,
und dås er mich nähm,
und dås ich ner wack
vun Klipplsack käm.
Nu is 'r gekumme
und hōt mich genumme;
Nu bi ich noch sarner (ſehrer)
zun Klipplsack kumme [18].

Im Weſterzgebirgiſchen jenſeits der Landesgrenze haben ſich manche Eigentümlichkeiten beſſer erhalten, z. B. die a-Tönung unbetonter e-Laute. Sie fällt uns in der folgenden Zaubergeſchichte aus der Gegend von Bärringen auf:

Gazauwerta Millich

Mer håm in Wåld gaarwet (gearbeitet) un dō wår ā a Mā aus Zwittermil drbei. Za Mittōch håm mr unnern Kåffe gakocht un håm ner schwårzn ghåt, kānr hōt Millich ghått. „Wenn mr ner a wink Millich hettn"

mānt ānr va uns. „Nu, wenns wetr nischt is als Millich", sōcht dar Zwittermiller drauf, „dī wār ich aich vrschåffn". Un dō hōtr's Håcknhalm (Hackenſtiel) ineren Bām ōdr Stock naigaschūm un hōt nōchrt gamolkn [19].

Zum Schluß noch einige Verſe vom Heiligabendlied, einem Lied des 19. Jahrhunderts:

Heit is der heilge Ohmd, ihr Mād,
kummt rei, mr gießen Blei.
Lob, läf när gleich zr Hannelies,
die muß beizeiten rei.

Ich hō mr ā ä Licht gekāft
fer zwēäzwanzich Pfeng,
mr homs gleich in ä Tippl gestellt
der Lächter is ze eng.

Mr hom ā sachzn Butterstolln,
su lank wie de Ufenbank
Un wemmer die gegassn hom,
do sei mer alle krank.

Ne heiling Omd im Mitternacht,
do läfft statt Wasser Wei,
Wenn ich mich ner net färchten tät,
Ich hult mer'n Topp vull rei [20].

Das Nordweſtböhmiſche

Der nordweſtböhmiſche Mundartraum (Karte 6) umfaßt die Landſchaft oſtwärts von Keilberg und Duppauer Gebirge bis gegen Brüx; Hauptorte dieſes Gebietes ſind Kaaden, Komotau und Saaz. Die Grenze gegen das Egerländiſche im Weſten iſt ziemlich ſcharf zu ziehen; nach Oſten iſt die Grenze fließender. Hier liegt ein Grenzſaum, der ungefähr die Breite zwiſchen den Linien von net/nich und gäns/gänse (Karte 7) einnimmt. Im Norden gehört der Gebirgskamm noch zum angrenzenden Weſterzgebirgiſchen, ſoweit etwa, wie ſich die weſterzgebirgiſchen Formen schlacht und schī (Karte 11 und 12) vom Norden hereinſchieben.

Den Kern dieſes Gebietes bildet der alte Lutſchanergau um Saaz, Kaaden, Komotau. Am Nordrande dieſer alten Freilandſchaft ſetzten ſich deutſche Siedler im 13. Jahrhundert, vor allem in deſſen zweiter Hälfte, in den Tälern des Gebirgshanges feſt; bis an den Kamm des Gebirges wurde die Siedlung

herangetragen, doch ohne daß dieses Waldgebiet schon damals bis zum heutigen Umfang gerodet wurde. Bis 1300 sind schon zahlreiche deutsche Ortsnamen nördlich einer Linie Kaaden—Komotau belegt. Südlich davon ging die deutsche Landnahme langsamer voran; sie hat noch bis ins 14. Jahrhundert und darüber hinaus angedauert.

Das nordwestböhmische Gebiet ist also wesentlich später besiedelt worden als das angrenzende Westerzgebirge, dessen Erschließung ja im wesentlichen noch in das 12. Jahrhundert fällt, später besiedelt auch als das westliche Egerland. Die Besiedlung ging hier auch nicht in so großer Bewegung vor sich wie in diesen angrenzenden Gebieten, sondern mehr in kleineren Etappen. Beides ist für die Herkunft der Siedler wichtig: Es sagt, daß diese nur zum Teil von weither gekommen sein werden, zum guten Teil aber dem Bevölkerungsüberschuß der jungbesiedelten Gebiete des Neulandes entstammten. Für den Anmarsch dieser Siedler kamen vor allem drei oder vier Straßen in Frage. Eine alte Straße kam von Eger her nach Kaaden; auf ihr konnten Siedler aus dem Egerland oder weiter aus Mainfranken herankommen. Mehrere Straßen führten über das Erzgebirge östlich vom Keilberg. Dieser östliche Teil des Westerzgebirges ist ja wesentlich niedriger als der westliche, und so sind hier von altersher wichtige Straßen nachweisbar. Die bedeutendste führte von Zwickau (auch von Chemnitz) über den Preßnitzer Paß nach Kaaden. Ebenfalls alt und als „alte Straße" im 13. Jahrhundert belegt ist die Straße von Chemnitz über Zöblitz nach Komotau; neben ihr ging auch noch eine zweite über Reitzenhain.

Diese zahlreichen alten Verkehrsverbindungen Nordwestböhmens mit dem Lande jenseits des Gebirges, denen auch politische Verbindungen (Herrschaft der Schönburger im Kaadner Land) und kulturelle Beziehungen (Magdeburger Stadtrecht in Komotau) zur Seite stehen, machen einen starken Anteil westerzgebirgischer Siedler an der Erschließung Nordwestböhmens wahrscheinlich, umsomehr, als die nordwestböhmische Mundart der westerzgebirgischen außerordentlich nahe steht. Außerdem ist aber auch ein Zuzug oberfränkischer Siedler längs des Egertales anzunehmen, zumal sich manche oberdeutsch-mainfränkische Eigentümlichkeiten auch noch östlich Brüx im Böhmischen finden, der mainfränkische Siedlungszug im Eger- und Bielatal also auch noch weiter gegangen ist. Bei diesen Zuwanderern von Westen her wird es sich mehr um solche aus dem fränkisch-oberdeutschen Altlande gehandelt haben als um solche aus dem Egerland. Im westlich angrenzenden Egertal oberhalb Klösterle war ja in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und im 14. der egerländische Landesausbau um Schlackenwerth und Duppau selbst noch im Gange (Orte auf grün); nur vom Duppauer Gebirge aus sind egerländische Siedler auch in den Südostteil des Nordwestböhmischen um Podersam eingedrungen, wie

die Verbreitung des egerländischen enk (Karte 8) beweist. Sonst fehlen typisch egerländische Merkmale dem Nordwestböhmischen völlig.

Dank ihrer westerzgebirgischen und oberfränkischen Siedlergrundlage ist die nordwestböhmische Mundart dem Westerzgebirgischen eng verwandt. Was sie von diesem unterscheidet, liegt im wesentlichen darin, daß das Nordwestböhmische an den Sprachveränderungen, die das Westerzgebirgische durch die obersächsische Ausgleichssprache, durch die Bergbausiedlung und durch spätere obersächsische Sprachbewegungen erlitten hat, nicht teilgenommen hat. Karte 12 zeigte uns, wie die ausgleichsobersächsischen Formen schnī, wī, schī(n) „Schnee", weh, schön" die alten schnē, wē, schē des Westerzgebirgischen zurückgedrängt und zum größten Teil gänzlich vertrieben haben; das Nordwestböhmische hat sie unverändert bewahrt. Nur der böhmische Nordrand mit den Bergstädten Weipert, Schmiedeberg, Kupferberg, Sonnenberg, Sebastiansberg, Katharinaberg geht meist mit dem Norden, dem er durch Siedlung und frühe wirtschaftliche Zusammenhänge zugehört.

Wir geben jetzt eine Probe der nordwestböhmischen Mundart, die uns die Übereinstimmungen und Unterschiede zum Westerzgebirgischen deutlich macht. Es handelt sich um eine „Einladung" zu einem Ball der Saazer Gurkenpflanzer, „Gorgnbeldser" und „Gorgnlödscher" genannt, die auf ihrem jährlichen Ball einen König wählen.

Ailōding

Åm 23. Jenner werd im Sōl åm Osdrow in Sōds a gorgnbāl ōkholn un dō wērn hold ole gorgnbeldser un gorgnlödscher aiglōn. Um e elfe in der Nocht werd der Gorgnkēnich un saine Minisder gwēld. No, un dås rechd schē werd, werd um e dswelfe in der Nochd de Grēning un e faierlicher Umdzūch gmochd. Wail mer ōwer haier schēne gorgn hom woln, muss fai ā a schēner Kēnich gwēld wērn. De Mūsich werd desmōl de Schitznkobell besorgn und dos se brāf spīln, werd der Kobellmāsder selwer mitdō. Ōgfonge werd um e ochde. Wēr nai wil, dsōld 40 Kraidser. Kummts fai olle, sunsder krīcht er a schlechds Jōr. Fīr a guds bīr un wos gūds dse esn sorchd schō der Werd [21].

Wir bemerken zuerst die Übereinstimmungen mit dem Westerzgebirgischen:

e-Abfall:	Schitznkobell (-kapelle).
n-Abfall:	fai, nai, ōgfonge (angefangen).
ā für ou:	ā „auch" (reicht noch weiter ostwärts bis über die Elbe).
ā für ei:	Kobellmāsder.
-ng für -gen:	besorng.
-ing für -ung:	ailōding, grēning.

Zu diesen westerzgebirgisch-oberfränkischen Eigentümlichkeiten gehören ferner net „nicht", unner „unser"; außerdem aber kennt das Nordwestböhmische wie das Westerzgebirgische das mitteldeutsche p für pf in epl und strump.

Deutlich sind aber auch die Unterschiede zum Westerzgebirgischen:

ë bleibt e: recht, schlechts (westerzgebirgisch racht).
ô bleibt ō: schō „schon", brōt (westerzgebirg. brūt) [22].
ê und œ sind ē: schē, schēner „schön, schöner", (westerzgebirgisch schī).

Dies sind Formen, die das Westerzgebirgische zugunsten der ausgleichssprachlichen aufgegeben, das Nordwestböhmische aber bewahrt hat. Vielleicht gehören dazu auch noch einige weitere Fälle, in denen das Nordwestböhmische zusammen mit dem Vogtländischen gegen das Westerzgebirgische und Obersächsische steht: tō „tun" (mitdō) (vogtländisch tā, westerzgebirgisch tū), niks „nichts", g(e)wēn „gewesen" (westerzgebirgisch gewāsen) u. a.

Das Nordwestböhmische hat ferner, wie wir an mehreren Beispielen beobachten können, den e-Ausfall in den Vorsilben ge- und be- beibehalten (während ihn die Bergbausiedlung im Westerzgebirgischen rückgängig gemacht hat): ōkholn „abgehalten", gwēld, gmochd. Auch an den Sprachbewegungen, die seit den letzten Jahrhunderten vom Nordosten (und Nordwesten) über das Westerzgebirgische hinweggehen, nimmt das Nordwestböhmische viel weniger Anteil. So gelten hier unangefochten die alten westerzgebirgischen Formen gebrent, (ge)kent, sogar auch wend, benk „Wand", „Bank". Auch die Kürzungen bei mittelhochdeutsch uo und üe, die sich im Westerzgebirgischen vom Nordosten her durchgesetzt haben, finden im Nordwestböhmischen schwerer Eingang. Dort finden sich, auch schon zurückgedrängt, sūng „suchen", fis „Füße", die im Westerzgebirgischen gegen östliches suchn und fiss schon fast verschwunden sind.

Alle diese Beispiele zeigen das Nordwestböhmische als Bewahrer alter Formen, die im Westerzgebirgischen verdrängt worden sind. Das Nordwestböhmische ist, so dürfen wir sagen, im wesentlichen Punkten eine ältere Sprachstufe des Westerzgebirgischen [23].

Das Osterzgebirgische

Das Gebiet der osterzgebirgischen Mundart umfaßt einen Raum, der sich südlich von Freiberg und nördlich der Landesgrenze von dem Tale der Flöha bis zum Tale der Wilden Weißeritz erstreckt (Karte 6 und 13). Auch dieser Landstrich war wie das Westerzgebirge vor der deutschen Ostkoloni-

sation ein Teil des erzgebirgischen Urwaldes, der keinem der alten Gaue zugehörte. Ostwärts von ihm, jenseits der Weißeritz, begannen die Grenzwälder, die dem Nisangau zugehörten (vgl. den Bereich des Archidiakonats Nisan, Karte 2). In jenem Gebiet östlich der Weißeritz, das sprachlich zum Obersächsischen gehört, ist auch die Siedlung vom Elbtalkessel aus, den Tälern der Müglitz und Roten Weißeritz folgend, vorgedrungen. Die Orte auf hain und walde (Karte 4), die gleich östlich der Wilden Weißeritz beginnen, zeigen diesen Siedlungszusammenhang deutlich. Der Tharandter Wald und der südlich davon gelegene große Waldbezirk zwischen Dippoldiswalde und Zinnwald (in den die Orte Schmiedeberg, Kipsdorf, Schellerhau, Rehefeld, Altenberg u. a. erst später hineingebaut worden sind) sind die Restwälder zwischen den Neusiedelgebieten des südlichen Nisangaues und denen des Osterzgebirges.

Im Osterzgebirge selber können wir mehrere kleinere Siedlungskerne feststellen. Am besten geschichtlich faßbar ist ein Siedlungsgebiet um Sayda. Hier griffen die böhmischen Herren von Riesenburg, im Bunde mit den Mönchen von Ossegg, bereits um 1200, der alten Straße Öderan—Brüx folgend, über den Kamm herüber und legten eine Reihe von Dörfern an. Dieses Siedlungsgebiet, das ursprünglich auch kirchlich zum Bistum Prag (später zur Propstei Riesa) gehörte, bewahrte als Herrschaft Sayda-Purschenstein, heute als amtshauptmannschaftliches Zweigamt Sayda, seine Zusammengehörigkeit. Ein anderer Siedlungskern scheint um Frauenstein gelegen zu haben; ein kleines Siedlungsgebiet war auch das Seidenbachtal östlich Lengefeld, das später zur Herrschaft Lauterstein gehörte, während das obere Flöhatal um Olbernhau zum Teil etwas später erschlossen wurde. Die höheren Kammlagen blieben auch im Osterzgebirge noch längere Zeit unbesiedelt; hier hat auch die westerzgebirgische Bergbaukolonisation keine Neurodungen bewirkt; das Osterzgebirge ist ein bäuerliches Land geblieben. Erst nach dem Dreißigjährigen Kriege haben vertriebene Evangelische aus Böhmen, sogenannte Exulanten, die Spielzeugdörfer um Seiffen — Heidelberg, Ober- und Niederseiffenbach, Deutsch-Katharinenberg, Deutsch-Neudorf, Deutsch-Einsiedel, Neuwernsdorf u. a. — angelegt.

Das kleine osterzgebirgische Mundartgebiet zeigt also eine sehr zusammengesetzte Besiedlungsgeschichte. Es grenzt sich zwar nach Osten gegen das Siedlungsgebiet des Nisangaues, nach Westen gegen die Siedlungsräume an der oberen Zschopau um Wolkenstein, nach Norden gegen die Siedlungskerne um Schellenberg und auf dem Zellaer Klosterland gut ab, ist aber in sich keine Siedlungseinheit, sondern aus verschiedenen kleineren Siedlungskernen zusammengesetzt, die auch in der Folgezeit als getrennte Herrschaften bestehen geblieben sind.

Trotzdem hat diese Landschaft kennzeichnende Mundartformen ausgebildet. Das Osterzgebirgische ist, wie wir früher schon andeuteten, eine Zwischenmundart zwischen dem Westerzgebirgischen und dem Obersächsischen, und zwar eine Zwischenmundart besonderer Art: Sie nimmt nicht nur einmal eine Besonderheit von dieser, einmal von jener Mundart an, sondern sie hat in den verschiedensten Fällen kennzeichnende Zwischenformen ausgebildet, wie sie in dieser Zahl keine andere Mundart Sachsens und Böhmens besitzt. Dazu gehören als kennzeichnendste die schon besprochenen Formen bǎm und klǎd für „Baum" und „Kleid" (Karte 13), die aus westerzgebirgisch bām und obersächsisch bōm und westerzgebirgisch klād und obersächsisch klēd gebildet sind. Im gleichen Raum gilt aber auch hinn „hinten" (ebenso unn „unten", gfunn „gefunden"), das aus obersächsisch hing und westerzgebirgisch hindn gemischt ist (Karte 9), ebenso alle „alte" („der alte Mann"), in dem westerzgebirgisch alde und obersächsisch āle vereinigt sind.

Wie sind nun diese Zwischenformen und wie ist diese Zwischenmundart entstanden? Wir stellten oben fest, daß das Osterzgebirge kein einheitlicher Siedlungsraum war und auch späterhin keinen geschlossenen politischen Raum gebildet hat, sondern immer in mehrere Teilgebiete aufgespalten war. Es ist uns deshalb unwahrscheinlich, daß die osterzgebirgische Mundart allein aus der eigenen Kraft dieser Landschaft durch den Ausgleich von Siedlermundarten entstanden sein sollte; hier müssen stärkere Kräfte von außen mitgewirkt haben.

Bekräftigt wird uns diese Annahme durch eine genauere Betrachtung der heutigen Mundartgrenzen. Die Sprachlinien nämlich, die das vorwiegend oberfränkisch bestimmte Westerzgebirgische und das stärker obersächsisch durchsetzte Osterzgebirgische auf einer Linie Zschopau—Zöblitz scheiden, gehen größtenteils nicht gradlinig ins Böhmische hinein, sondern laufen der Landesgrenze entlang erst ein ganzes Stück nach Osten. Die böhmischen Orte des Osterzgebirges südlich der Landesgrenze sprechen eine Mundart, die der westerzgebirgischen in wesentlichen Punkten entspricht. So finden wir dort kennzeichnend westerzgebirgische Besonderheiten, die im ganzen sächsischen Osterzgebirge fehlen (und auch nicht allgemein nordböhmisch sind). Dazu gehört der n-Abfall (lū „Lohn", mā „Mann"), der Wandel -gen zu -ng (āng „Augen", osterzgebirgisch ǎchn), die Verkleinerungssilbe -le in maierle (osterzgebirgisch maierchen „Mäuerchen") u. a. m.

Nach allem, was wir über die Wirksamkeit der Landesgrenze als Hemmstelle sächsischer Sprachbewegungen wissen, müssen wir aus dem Weiterlaufen der westerzgebirgisch-osterzgebirgischen Sprachscheiden auf der Landesgrenze nach Osten folgendes schließen: Im Osterzgebirgischen haben starke obersächsische Sprachbewegungen vom Nordosten, vom Elbtalkessel her, ober-

deutsch-oberfränkische Eigentümlichkeiten verdrängt, die sich jenseits der Landesgrenze und im Westerzgebirgischen erhalten haben. Früher muß also das Osterzgebirgische einen stärker oberfränkischen Charakter gehabt haben und dem Westerzgebirgischen enger verwandt gewesen sein. Die Betrachtung der Ortsnamen und geschichtliche Überlegungen stützen diese Annahme. Die kennzeichnenden Ortsnamen des mitteldeutschen Siedlungszuges sind dem Osterzgebirgischen so gut wie unbekannt, sie treten erst nördlich von ihm stärker auf — Grünhainichen, Weißenborn, Dorfhain. Dafür finden sich aber im oberen Flöhagebiet mehrere Ortsnamen, die nur in oberdeutschen Mundarten Entsprechungen haben: Forchheim, Ansprung (früher Aschberg), Lippersdorf, Olbernhau. Die Herren von Riesenburg und die Mönche von Ossegg als Kolonisatoren des Saydaer Landes kamen beide aus dem Egerland. Auch diese Zeugnisse sprechen für einen starken oberdeutsch-mainfränkischen Siedleranteil an der Erschließung des Osterzgebirges. Durch die größere Nähe zum obersächsischen Kerngebiet um Meißen—Dresden—Freiberg sind aber die oberdeutschen Eigenheiten des Osterzgebirgischen sehr stark der Verdrängung ausgesetzt gewesen. Erst an der Grenze gegen das Westerzgebirgische und Böhmische fanden die sächsischen Sprachbewegungen stärkeren Widerstand. Hier stauten sich die obersächsischen Sprachströme und bildeten die Zwischenformen heraus, die das Osterzgebirgische heute kennzeichnen.

Heute ist das Osterzgebirgische stärker obersächsisch als oberfränkisch. An oberdeutschen Eigentümlichkeiten besitzt es vor allem noch den e-Abfall und e-Ausfall (phaln „behalten"), oberdeutsch sind die Dehnungen in dīsch, kūb „Tisch", „Kopf" u. a. westlich der Mulde. Sehr stark zurück geht der oberfränkisch-oberpfälzische Wandel von -er zu -a (brūda) und die mainfränkische a-Tönung des unbetonten -e (gūta ala frå). Von den oberdeutsch-obersächsischen Zwischenformen bām, klād, hinn, ale sprachen wir schon ausführlich.

Gegenüber dem Westerzgebirgischen fehlen also an wichtigen oberfränkischen Besonderheiten der n-Abfall, der Wandel -gen zu -ng, net für „nicht", die Verkleinerungssilbe -le (nach bestimmten Lauten), die Endsilbe -ing für -ung (Versåmlung); Eigenheiten, die sich, wie wir sahen, zum guten Teil im böhmischen Osterzgebirge erhalten finden.

Eine Sonderstellung innerhalb des Osterzgebirgischen nehmen die Spielzeugdörfer um Seiffen ein. Hier haben die vertriebenen Evangelischen aus Böhmen manche böhmische Eigentümlichkeit bewahrt. So gilt hier neben dem echt osterzgebirgischen klād das böhmische bām, statt des osterzgebirgischen hinn das böhmische hindn (Karten 13, 9); hier gibt es auch den böhmischen Ausdruck „Knödel" gegen die sächsischen „Klöße". Vor allem aber kennen die

Dörfer des Seiffner Winkels nicht den osterzgebirgischen e-Abfall und e-Ausfall. Hier haben sich die nordböhmischen Siedler aus der Gegend von Dux (die neben anderen hier eingewandert sind) mit ihren ungekürzten Formen gänse, ge-falln und be-haln durchgesetzt. Auf den Karten 7 und 15 tritt diese Sonderstellung des Seiffner Winkels deutlich heraus. Ähnliche Verhältnisse finden sich an der Grenze des Vogtländischen und Westerzgebirgischen in den Exulantensiedlungen des Klingenthaler Grundes.

Im folgenden sollen uns einige osterzgebirgische Sprachproben, Sprichwörter, Redensarten, Verse, die Eigenart des Osterzgebirgischen verdeutlichen. Wir geben die Redensarten und Sprichwörter in der Schreibung wieder, die ihr Aufzeichner vor 60 Jahren für die merkwürdigen Lautverhältnisse des Osterzgebirgischen gewählt hat.

A hund, dār nîch bîlt, un a frā̊, di nîch schîlt, îs kās nischt nîz in haus [24].

Kennzeichnend sind dabei die Zwischenformen frā̊ „Frau" und kā „kein". Außerdem fallen aber die Zwischenlaute î und û auf, die den Charakter der „Zwischenmundart" noch verstärken.

An alr bār (Bär) larnt saln (selten) tanzn.
Hier finden wir die Zwischenform al- „alt".
Wend kinr klān sein, trātns en ûfn kū̊p, wens grū̊s wārn, ûfs harz.

In kū̊p liegt die mainfränkische Dehnung vor, in klān sein fehlt dagegen der mainfränkische n-Abfall (westerzgebirgisch: klā sei).

Sat nor ûfn plōn, ûn nîch ûfn mōn (die heiratslustigen Mädchen sollen auf den Plan, das Feld, den Besitz, und nicht so genau auf den Mann sehen). mōn „Mann" ist die kennzeichnende Form des Osterzgebirgischen: Dehnung des einsilbigen Wortes, aber kein Abfall des -n.

Wār sîch gūt bett (bettet), werd gūt rūchn. rūchn „ruhen" lautet im Westerzgebirgischen rūng wie āng „Augen".

Wār weit lāft, ûn teir kāft, ûn an frā̊ nimt, dî ār nîch kent, dos bleibt a nor bîs on sei end.

Hier fallen nicht nur die regelmäßigen Zwischenformen frā̊, lāft (läuft) auf, sondern dazu das kāft für „kauft". Diese umgelauteten Formen käufen, gläuben waren früher im ganzen Obersächsischen (nicht Oberdeutschen) sehr weit verbreitet. Heute sind sie nur noch in abgelegenen Restgebieten bewahrt gegenüber dem neuobersächsischen kōfn. In vielen Fällen ist heute das Osterzgebirgische ein Restgebiet altobersächsischer Formen. So hat sich hier auch das im Obersächsischen sonst verschwundene ock für „nur" (kumm ock hār, gieh ock!) erhalten, das sich dann weiter ostwärts im Schlesischen wiederfindet.

Zum Schluß noch ein Verschen, das den obersächsischen Einschlag des Osterzgebirgischen gegenüber dem Westerzgebirgischen besonders zeigt.

Dr Mūntch isn Suntch sei Brūda,
n Dinstch dō treimas (treiben wir's) Lūda
Dr Mittwuch dos is å sū a Tōg,
n Dunnaschtch ich nischt mochen mōg,
n Freitch, do is da Sunntch ball rōn,
n Sunnūmd fang ch å ni erscht ōn.

Zum Vergleich ein ähnliches Verschen aus dem Westerzgebirge:

Måntich git de Woch å,
Dinstich sei mr wūlgetå,
De Mitewoch is de Woch halb aus,
n Donnerschtich sei kāne Borten
(Klöppelspitzen, Posamenten) in Haus,
n Freitich geggt (jagt) de Mutter de Kinner naus,
'n Sunnōmd wider rei,
Dos mr n Sunntich besamm sei
Bei en guten Hirschbrei [25].

Hier werden die zahlreichen Unterschiede der beiden Mundarten in der Behandlung der Selbstlaute deutlich. Osterzgebirgisch heißt es Wuch, Mittwuch, Dunnaschtch, westerzgebirgisch Woch, Mitewoch, Donnerschtich. Im Osterzgebirgischen steht wie im Obersächsischen (Karte 10 „gebrochen", „Ochsen") u für o; genauer ist es ein ů, das die Mitte zwischen o und u einnimmt.

Dann heißt es osterzgebirgisch Mūntch gegen westerzgebirgisch Måntich, osterzgebirgisch Sunnūmd gegen westerzgebirgisch Sunnōmd. Das mittelhochdeutsche â ist unter obersächsischem Einfluß im Osterzgebirgischen zu ů geworden; im Westerzgebirgischen ist es zu ô, vor n zu å geworden. So heißt es auch osterzgebirgisch gbrůcht (mittelhochdeutsch brâht), westerzgebirgisch gebråcht.

Das Osterzgebirgische ist im Stand der Selbstlaute überwiegend obersächsisch und nicht oberfränkisch (wie z. B. ein Vergleich mit dem Vogtländischen zeigt). Es hat aber für die meisten dieser Laute merkwürdige Zwischenlaute entwickelt, so daß es nicht nur bå̄m und klā̄d, sondern auch bi̊st „bist", bi̊ „bin", fi̊(l) „viel", ri̊wa „herüber", ůks „Ochse", ůf „auf", dů̄m „oben", stů̄b „Stube", brů̄t „Brot", gschlů̄fm „geschlafen" u. ä. spricht. Der Aufzeichner der oben wiedergegebenen Redensarten hat diese

Zwischenlaute deutlich erkannt. Sie kennzeichnen für jeden ohrenfällig den Charakter des Osterzgebirgischen als einer Mundart des Übergangs [26].

Das Nordböhmische

Das Gebiet der nordböhmischen Mundart erstreckt sich in einem breiten Streifen von Brüx im Westen bis an die Orte Kreibitz—Böhmisch-Leipa—Dauba im Osten, umfaßt also das ganze Böhmische Mittelgebirge links und rechts der Elbe samt den nördlich und südlich davon gelegenen Landstrichen deutscher Besiedlung.

Wie im angrenzenden Nordwestböhmischen war in den tiefer gelegenen Teilen dieses Gebiets, in den Gauen Bilin, Leitmeritz, Tetschen, bereits eine vordeutsche Besiedlung vorhanden, die sich um Brüx, Bilin, Dux, Teplitz, Aussig und an der Elbe von Tetschen bis Leitmeritz ausdehnte. Die höheren Lagen des Erzgebirges und Mittelgebirges waren noch unbesiedelt, weiter östlich der Elbe erstreckte sich noch dichter Urwald.

Über die Besiedlungsgeschichte dieses Gebietes ist noch wenig Zusammenhängendes bekannt. Im 13. Jahrhundert wird uns der Ort Brüx genannt, der, wie sein Name sagt, an der Brücke lag, die dort über sumpfiges Gelände führte. Als Besitzer der Gegend nördlich von Dux lernten wir schon die Herren von Riesenburg kennen, die bei der Anlage von Siedlungen im 13. Jahrhundert auch nach Sachsen herübergriffen; in der Gegend von Dux werden uns um diese Zeit mehrere deutsche Orte, darunter Riesenburg und Klostergrab, genannt; der Zinnort Graupen reicht ebenfalls bis ins 13. Jahrhundert zurück. Auch nördlich von Aussig ist eine frühe deutsche Besiedlung wahrscheinlich, und östlich der Elbe werden uns im Polzentale südöstlich Tetschen mehrere deutsche Dörfer in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts genannt. Abgesehen von diesen nicht sehr zahlreichen Belegen deutscher Neugründungen sind uns aus der Zeit vor 1300 noch mehrfache Eindeutschungen ehemals slawischer Ortsnamen vor allem nördlich einer Linie Brüx—Teplitz—Aussig—Böhmisch-Leipa bezeugt.

Die Siedlung ging also hier ähnlich vor sich wie im Nordwestböhmischen, daß der Nordrand der alten Gaue, am Fuße des Erzgebirges entlang von deutschen Neugründungen besetzt, die slawisch vorbesiedelten Freilandschaften von deutschen Siedlungen durchsetzt und die Sprachgrenze im Laufe der Zeit weiter nach Süden gedrückt wurde. Im Lande östlich der Elbe, wo größere unbesiedelte Waldflächen vorhanden waren, folgte die Besiedlung von der Elbe aus den Flußläufen aufwärts und legte zahlreiche deutsche Dörfer an, wie wir das vor allem im Polzental südöstlich Tetschen beobachteten.

Auch für die Herkunft der Siedler finden wir Ähnliches wie im Nordwestböhmischen. Einmal setzte sich hier der mainfränkische Siedlungszug, von Eger—Kaaden kommend, am Gebirge entlang nach Osten fort. Die Herren von Riesenburg, ebenso andere Grundherren Nordböhmens, kamen aus den Gebieten an der oberen Eger; Ossegg war ein Tochterkloster von Waldsassen im Fichtelgebirge. Dann aber war es wieder das benachbarte Sachsen, das Siedler entsandte. Hier kam für deren Anmarsch vor allem die Straße über den Nollendorfer Paß in Frage. Diese älteste unserer erzgebirgischen Straßen war schon zu den vordeutschen Zeiten die wichtigste Verbindung zwischen den Gauen nördlich und südlich des Gebirges. Sie verließ den Elbtalkessel bei Pirna und führte über Teplitz, zum anderen über Aussig nach Prag. Im 11. Jahrhundert ist auf ihr bereits ein lebhafter Verkehr bezeugt; auch Leitmeritz hatte daran Anteil. Etwa vom Ausgang des 12. Jahrhunderts an müssen auf ihr sächsische Siedler nach Nordböhmen heruntergestiegen sein, jedenfalls erst nach der Erschließung des obersächsischen Gebiets; denn die Rodungsnamen auf =hain, die für die mitteldeutsche Siedlungsbewegung Obersachsens kennzeichnend sind, sind in Nordböhmen (bis auf Haan bei Klostergrab) zugunsten von =dorf nicht mehr verwendet worden (Karte 4).

Wir finden also im nordböhmischen Bereich oberdeutsch=mainfränkische Siedler, die vom Westen, dazu sächsische Siedler, die vom Norden herkommen; diese sächsischen Siedler waren aber nicht wie im Nordwestböhmischen erzgebirgischer, sondern — dem anderen Anmarschweg entsprechend — obersächsischer Herkunft.

Die Zusammensetzung der nordböhmischen Mundart aus obersächsischen und mainfränkischen Bestandteilen, die in dieser Siedlermischung begründet ist, zeigt beispielhaft die Karte „Baum“ und „Kleid“ (Karte 13). Einmal spricht das Nordböhmische das mainfränkische bām, zum anderen das obersächsische klēd. Mit diesen beiden Formen ist die Eigenart des Nordwestböhmischen bereits bezeichnet.

Ein weiteres Beispiel für die Verbindung Nordböhmens mit dem oberdeutschen Westen gibt die Karte „hinten“ (Karte 9). Hier hat sich das Nordböhmische nicht dem obersächsischen hing, sondern dem oberdeutschen hindn angeschlossen; nur einige hinn=Formen sind längs der Gebirgsstraßen nach Böhmen getragen worden. Die Verbindung mit dem obersächsischen Norden zeigt in besonderer Klarheit die Karte 10 „gebrochen“. Hier reicht die obersächsische Form gebruchen in breitem Streifen von Sachsen bis zur Sprachgrenze und füllt den nordböhmischen Sprachraum völlig aus. Die Straße Dresden—Nollendorf—Prag bildet die Mittellinie dieses Streifens.

Wir sehen in diesem Beispiel nicht nur die Wirksamkeit des obersächsischen Siedlerzuges, sondern gleichzeitig auch die Wirkung der ununterbrochen

nachstoßenden obersächsischen Sprach- und Kulturbewegungen, die in keinem Teile Böhmens zu allen Zeiten so stark gewesen sind wie gerade hier. Starke Handelsbeziehungen verknüpfen Nordböhmen frühzeitig mit Sachsen; die nordböhmischen Städte Brüx, Teplitz, Aussig, Leitmeritz haben sämtlich sächsisches, magdeburgisches Recht. Die engen Kulturverbindungen zu Sachsen haben bis in die neueste Zeit niemals aufgehört; heute ist die Elbstraße für die Verbindung wichtiger als der alte Weg über das Gebirge. So ist die Straße Dresden—Teplitz/Aussig—Prag (dazu die Elbe) nicht nur wichtig als Anmarschweg obersächsischer Siedler, sondern auch als Weg obersächsischer Sprach- und Kulturströmungen, als Achse für den sprachlichen Ausgleich und die sprachliche Durchformung dieses Gebietes. Daneben war für die sprachliche Einigung dieses aus verschiedenen Gauen gebildeten Bereichs auch seine politische Zusammenfassung im Kreise Leitmeritz (seit 1356) wichtig. Vollständig ist der Ausgleich der Siedlermundarten im Nordböhmischen bis heute nicht erfolgt. Einzelne Teillandschaften bewahren besondere Formen. So findet sich heute die mainfränkische a-Tönung des -e (naia „neue") am Südrand des Nordböhmischen um Auscha und Dauba, die oberdeutschen Dehnungen (tīsch) und der oberdeutsche e-Ausfall verstreut an mehreren Stellen, während das oberfränkisch-oberpfälzische -a für -er (bessa „besser") wohl früher im ganzen Nordböhmischen verbreitet war.

Von der nordböhmischen Mundart der Teplitzer Gegend gibt uns das folgende Märchen einen Begriff.

Vun'n Mannl Sponnelang

Emoh (Einmal) wor ä ormes Meel (Mädchen), dar sein Votter und Mutter gestorbn gewasen, und wie se halt kenn Menschen narnds nich meh (nirgends mehr) hotte, do wullte se vun drheeme furt gihn anderschwuhin in Dienst. Do mußte se dorch enn grußen Wald gihn, und wie se drinne wore, hot sen Wag verlorn und hot sich ah nich meh ze rachte gefunn. Itz hot sich halt dos Meel racht gefärcht und do is nu ah finzr und Nocht wurn. Zun grüßtn Glicke hots Meel do noch ä kleenes Heisl gesahn, do is se nei gangn und hot geducht, doß se do werd verleicht übernocht bleibn küm. In dan Heisl wor kee Mensch nich derheeme und 's hot su liederich olles drinne rüm gelahn. Do hot halt's Meel ongefangn ä bißl Ordnung ze mochn, dernoz hot se sich in enn Winkl gesetzt und hot gewort, ware do kumm ward. Uff eemoh tut de Dire aufgiehn und kümmt ä ganz kleenes Mannl rein mit en langmachtichn Borte, dan's hintn noch gezohn hot, tut sich iwerol ümguckn und soht: „hm, hm." Wie's ower's Meel in'n Winkl sitzn siht, fängt's Mannl mit enner tiefn, storkn Stimme on:

„Ich bi dos Mannl Sponnelang,
ho en Bort drei Ehln (Ellen) lang.
Meel, wos willste?“

Do hot's Meel gebatn, 's Mannl sull se og (nur) übernocht behaln. Do hot's Mannl wieder ongefangn:

„Ich bi dos Mannl Sponnelang,
ho en Bort drei Ehlen lang.
Meel, moch mer's Bette.“

Itz is halt 's Meel gangn und hot'n Mannl 's Bette gemocht. Drnoz soht's Mannl wieder:

„Ich bi dos Mannl Sponnelang,
ho en Bort drei Ehlen lang.
Meel, richt mer ä Bod.“

Do hot's Meel Feier gemocht und hot enn Tupfl (Topf voll) Wasser non gesetzt und eene Wonne (Wanne) gehult und wie's Wosser worm wor, hot se's neingussn und hot's Mannl neingesetzt und hot's halt gebodt, und nocher hot se's ins Bette geleht. Und do soht's Meel: „Mit dan alten langn Borte, do fällste ju driwer, Mannl Sponnelang“, und tut enne Schare namm und tut'n Mannl n Bort mords wagschneidn. Do is dos Mannl uff eemol immer grüßer und schinner wurn und hot gesoht: „Meel, du host mich derliest und sullst oh schien derfür bedankt sein. Nimm der og mann Bort mit zun Ondenkn, und spinn derheeme.“ — Do warsch Mannl verschwundn.

N andern Tog is's Meel wieder hemm gangn und hot'n Bort mitgenumm, und derheeme hot se'n uffn Ruckn (Rocken) gestackt und hot ongefangn ze spinn. Und do hot dar Bort salwer immer wetter (weiter) gespunn und's schinnste Gorn is wurn, wie halles Guld, und is ah gor nich wingr (weniger) wurn. Und do hon olle Leite sittes (solches) Gorn wulln honn und's Meel hot gor nich genung verkeefn künn. Do is se sehr reich wurn und hot geheirt (geheiratet), und wenn se nich gestorbn is, su labt se heinte noch [27].

Schon im Ganzen dieser Geschichte spürt man den zusammengesetzten Charakter der nordböhmischen Mundart. Sie ist nicht oberfränkisch-erzgebirgisch, sie klingt aber auch nicht rein obersächsisch. Im einzelnen zeigt uns diese Sprachprobe sowohl die wichtigsten Bestandteile der einen wie der anderen Sprachgruppe: Mit dem Nordwestböhmischen (Oberdeutsch-oberfränkischen) stimmt das Nordböhmische in folgenden Merkmalen überein, wie sie die beigegebene Geschichte enthält: ā „auch“ (obersächsisch ō), hintn, alten (obersächsisch ālen), die Tür geht auf (obs uff), die

zahlreichen Verdumpfungen in übernocht, gemocht u. a., das ei in Heisl, Leite (altobersächsisch loite), Wörter wie Meel „Mädchen", Votter „Vater", sittes „solches".

Wichtige Merkmale des Oberdeutsch-oberfränkischen fehlen aber; hier stimmt das Nordböhmische zum Obersächsischen: Kein Abfall und kein Ausfall des e: derheeme, Wonne, gesetzt, gefunn. Kein Abfall des -n (außer in bi „bin"): ongefangn (nordwestböhmisch ōgfonge), kein -gen zu -ng: langmachtichn (nordwestböhmisch -ing). Dafür hat es aber das obersächsische kleen „klein" und den Stand der Selbstlaute wie in der obersächsischen Ausgleichssprache: Rucken, Tup, schlacht, Wag, grußen, gihn, schien (nordwestböhmisch dafür o, e, ō, ē); nur in „sehr" (ê/œ, ähnlich ô, vor r) geht es mit dem nordwestböhmischen sehr und nicht mit dem obersächsischen sir(e). Obersächsisch ist weiter geducht (nordwestböhmisch å), gesoht „gesagt" (nordwestböhmisch inlautendes g erhalten) die umgelautete Form verkeefn „verkaufen"; das og für „nur", nich für „nicht", hon für „haben" (nordwestböhmisch hom) u. a. m. Das Nordböhmische ist, so dürfen wir nach alledem sagen, eine oberdeutsch-obersächsische Übergangsmundart von bereits überwiegend obersächsischem Charakter [28].

Überblick über das Obersächsische

Unter der Bezeichnung obersächsische Mundart fassen wir das Meißnische und Osterländische zusammen und nehmen auch das Altenburgische dazu (Karte 6). Sprachlich gekennzeichnet wird dieses Gebiet durch die Formen bōm, klēd, frā „Baum, Kleid, Frau" (altenburgisch frå, Karte 13) und hing (heng) „hinten" (Karte 9). Landschaftlich ist es gekennzeichnet als das Gebiet der zusammenhängenden großen Freilandschaften vordeutscher Besiedlung (Karte 1). Den Kern des Altenburgischen bildet der Gau Plisni, im Osterländischen liegt (neben anderen) der Gau Chutizi, im Meißnischen die Gaue Dalaminzi und Nisani.

Zwischen den Wohnflächen lagen zur Zeit der deutschen Neusiedlung noch größere Waldstreifen, die vor allem zwischen Pleiße und Mulde, auch in den Heidegebieten zwischen Wurzen und Strehla größere Ausdehnung besaßen. Diese Waldstreifen, dazu auch die Ränder des Gebirgswaldes im Süden, wurden von der deutschen Neusiedlung frühzeitig, schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, angegriffen. Die Orte auf -hain (Karte 4) kennzeichnen diese Rodungsbewegung; wir sehen deutlich, wie sich diese Ortsnamen in den Waldstreifen zwischen den alten Wohngebieten und am Rande des Gebirges ausbreiten.

Wir nannten die Endung hain ein Kennzeichen des mitteldeutschen Siedlungszuges. Damit ist über die Herkunft der Siedler bereits eine Aussage gemacht; mitteldeutsche Siedler aus dem Lande zwischen Maas und Saale hatten an der Erschließung dieser Gebiete einen besonderen Anteil; doch nicht nur sie allein. Das stammesmäßige Bild der Zuwanderer ist gerade in diesen Gebieten alles andere als einheitlich. Von dem niederdeutschen Siedlungszug, der vor allem im Nordwesten Sachsens bedeutend war, sprachen wir bereits; von ihm wird noch ausführlicher die Rede sein. Außer den niederdeutschen sind uns aber auch oberdeutsche Zuwanderer, besonders Franken, bezeugt. In dem Waldstück zwischen Pleiße und Mulde setzte Wiprecht von Groitzsch in der Gegend von Lausick Siedler aus Franken, wahrscheinlich aus dem Lande um Würzburg, an. Auch in Taubenheim, zwischen Meißen und Wilsdruff, werden uns Franken als Ansiedler genannt. In dem Mittelgebirgsland zwischen Altenburg und Meißen muß eine ziemlich bedeutende fränkische Ansiedlung stattgefunden haben. Orte wie Frankenberg, Frankenstein, Frankenau, Frankenhain (bei Rochlitz), in deren Nähe auch die vorwiegend fränkische Ortsnamenendung -heim (Taubenheim u. a.) auftritt, weisen auf eine frühe fränkische Besiedlung hin. Daneben ist auch Zuwanderung aus dem Rheinland, aus Hessen und Thüringen sicher, auch flämische Siedler haben sich vereinzelt bis in das meißnische Gebiet verstreut (Flemmingen bei Hartha). Wenn bei Waldenburg die Orte Franken, Schwaben und Flemmingen nebeneinanderliegen, so darf man darin wohl einen bewußten Hinweis auf die verschiedene stammliche Zugehörigkeit der Siedler sehen.

Die Mischung der Siedler war also in diesem obersächsischen Raum bunt genug; hier hat auch der weitestgehende Ausgleich der Mundartbestandteile stattgefunden. Den Raum dieses Ausgleichs bildete die große Fläche der zusammenhängenden alten Freilandschaften. In dieser alten Landschaftseinheit, die von alters her durch einen regen inneren Verkehr verbunden war, die als Neusiedelraum ihre Einheit bewahrt hatte und zum Kernland der meißnischen Mark wurde, sind die verschiedenen Sprachbestandteile untereinander ausgeglichen worden.

Damit finden wir im Bereich des Obersächsischen eine Art der Mundartbildung wirksam, die von den Verhältnissen des sächsischen Gebirgslandes, wie wir sie bisher kennengelernt haben, in bestimmter Weise unterschieden ist. Während die deutsche Neusiedlung in den Wäldern des Gebirges neue Siedlungsräume und damit Mundarträume selbständig (wenn auch in Anlehnung an gewisse natürliche Gegebenheiten) schuf, so findet die deutsche Wiederbesiedlung im sächsischen Niederland schon jahrhundertealte Siedlungsräume, alte Landschaftseinheiten und Landschaftszusammenhänge vor; und diese alten landschaftlichen Zusammenhänge beweisen ihre Kraft auch der deutschen

Neusiedlung gegenüber, indem sie die Siedlung und noch mehr die Mundartbildung in die von alters her bestimmten Bahnen lenken. Von den frühesten Zeiten der Vorgeschichte an finden wir hier ganz bestimmte Wohngebiete: die Lommatzscher Pflege, der Elbtalkessel, das Altenburger und das Leipziger Land, und diese alten Gaue erhalten sich als wohlbekannte „Pflegen" über die deutsche Wiederbesiedlung hinweg bis in unsere Zeit.

Von den ältesten Zeiten der Geschichte bis heutigentags finden wir diese einzelnen Gaue aber nicht nur als in sich gerundete Landschaftseinheiten, sondern wir sehen sie auch untereinander immer aufs engste verbunden. Bereits in den Tagen der Vorgeschichte, als wechselnde Kulturen, Völker und Rassen das Land überfluteten, bemerken wir, daß die Wohngebiete des sächsischen Niederlandes um Leipzig, Wurzen, Grimma, Lommatzsch, Meißen, Dresden diese wechselnden Schicksale immer als Einheit, immer gemeinsam durchleben. Von welchen Seiten die Siedler, die Kulturströmungen und politischen Raumbildungen auch das Land ergreifen; immer füllen sie, wenn sie in die obersächsischen Gaue überhaupt eindringen, dann auch das Ganze dieses Raumes aus. Die Kultur, die sich im Dresdner Gau ausbreitet, findet sich dann auch im Leipziger und umgekehrt; hier gibt es zwischen den obersächsischen Kleinlandschaften keine Scheidungen, während hingegen die Lausitz, Böhmen, Thüringen und der nichtobersächsische Norden sich gegen die obersächsischen Gaue oft und scharf absetzen. In der jüngeren Steinzeit z. B. erfüllt die donauländische Bandkeramik die sämtlichen Gaue des obersächsischen Niederlandes (während sie der Lausitz fernbleibt), die nordische Schnurkeramik überdeckt sich mit ihr auf obersächsischem Boden. Im anschließenden Zeitabschnitt finden wir die nordische Kugelamphoren- und die westische Glockenbecherkultur ebenfalls im Leipziger, Lommatzscher und Dresdner Gau in gleicher Weise vertreten, während sie z. B. der Lausitz fremd bleibt. Entsprechend könnten wir auch durch die weiteren Kulturen und Zeitabschnitte verfolgen, wie immer wieder die Gaue des sächsischen Niederlands die wechselnden geschichtlichen Schicksale durchaus gemeinsam erleben. Durch kombinierte Verbreitungskarten könnten wir die Verknüpfung dieser Gaue miteinander und ihre Absetzung gegen die Nachbarlandschaften deutlich machen.

Diese alten Bindungen bleiben über die Jahrhunderte des slawischen Vorstoßes (der wiederum diese Landschaften insgesamt in Besitz nimmt) auch in die Zeit der deutschen Rückgewinnung erhalten; auch für die deutschen Wiederbesiedlung bildet diese Gruppe der obersächsischen Wohngaue eine Einheit. Kennzeichnend dafür ist die Verbreitung der Orts- und Flurnamen. Die Namenbildung auf -hain z. B. findet sich, wie wir sahen, überall an den Rändern der obersächsischen Altlandschaften, während sie dem südlichen Gebirgsland und dem nichtobersächsischen Norden fehlt. Ebenso finden sich

bestimmte Flurnamen, soweit die natürlichen Bedingungen dazu gegeben sind, über den ganzen obersächsischen Bereich. Nur die Einteilung der kolonialen Marken hat die Einheit dieser Landschaftsgruppe für kurze Zeit gestört; aber kennzeichnenderweise hat die bald einsetzende Ausdehnung des markmeißnischen Herrschaftsbereichs gegen Westen diese politische Aufspaltung rasch aufgehoben und die uralte Zusammengehörigkeit dieser Landschaften durch die politische Zusammenfassung für immer gesichert. Wie sich diese innere Einheit der obersächsischen Altlandschaften über die Jahrhunderte hinweg bis in die neueste Zeit fort erhält, zeigt ein sprachlicher Vorgang aus den letzten Jahrhunderten. Für die „Kartoffel" gelten heute im ganzen obersächsischen Gebiet einheitlich Formen von „Erdbirne" (erbern), im Vogtland und Erzgebirge dagegen von „Erdapfel". Da diese Frucht erst seit 200 Jahren eingebürgert ist und die Verteilung ihrer Bezeichnungen gewiß nicht auf die Ausbreitung durch Siedlerzüge zurückgeht, haben wir hier ein klares Zeugnis für die überdauernde Wirkung der alten Landschaftseinheiten.

Diese alten landschaftlichen Zusammenhänge der Wohngaue des sächsischen Niederlandes sind sowohl für die obersächsische Mundart als ganzes wie für ihre Teilmundarten gestaltgebend geworden. Daß sich die gerade hier so verschiedenartigen Sprachelemente in dem Raum von der Saale bis zur oberen Elbe — dem größten sächsischen Mundartraum — zur Einheit bilden konnten, dazu hat nicht nur die überall vorhandene mitteldeutsche Siedlergrundschicht und nicht nur die politische Einigung dieses Gebiets, sondern vor allem die alte Einheit der Landschaft gewirkt. Der politische Bereich der meißnischen Mark hat den Rahmen für die mundartübergreifende obersächsische Ausgleichssprache gegeben, für die Ausbreitung und Abgrenzung des engeren obersächsischen Mundartgebietes waren die inneren Zusammenhänge der alten Freilandschaften von der oberen Elbe bis zur Saale bedeutsamer. Verfolgen wir die Grenze des obersächsischen Mundartraumes von Zwickau, Chemnitz bis Freiberg, dann umbiegend auf die Landesgrenze bei Altenberg, diese entlang nach Osten, rechts der Elbe wieder umbiegend gegen Norden —, so umgrenzen wir damit das Gebiet der alten Freilandschaften und Gaugebiete des sächsischen Niederlandes.

Für die Richtung des Sprachausgleichs in diesem Raum wurde das Mitteldeutsche bestimmend. Nicht nur war dieses eine Art natürlicher Mitte zwischen den verschiedenen Mundarten, sondern es muß auch durch die Stärke des mitteldeutschen Siedleranteils ein gewisses Übergewicht besessen haben. So haben sich auch bestimmte mitteldeutsche Sonderformen weitgehend durchsetzen können. Ausschließlich mitteldeutsch ist z. B. der Wandel von nd (nt) zu ng, der sich in Formen wie hing „hinten", ung „unten" im Kolonialland eine große Verbreitung geschaffen hat. Der Wandel von ê/œ

zu ī, ô zu ū (schnī, brūt) war nur in begrenzten Gebieten Westmitteldeutschlands zu Hause; im Obersächsischen sind diese Formen gegen andere zur Norm geworden. Auch Formen wie bōm und klēd waren wahrscheinlich nur bestimmten westmitteldeutschen, dazu niederdeutschen Mundarten eigen. Für manche Besonderheiten läßt sich der Ausgangsort sogar genauer festlegen. So wird die kennzeichnend obersächsische Form troich für „trocken" wahrscheinlich von Siedlern aus der Gegend von Köln mitgebracht worden sein.

Die niederdeutschen Siedler haben Formen wie bōm, klēd, appel gestützt; an dem obersächsischen f-Anlaut in fund, feffer „Pfund", Pfeffer" hat das niederdeutsche pund mitgewirkt. Aber auch das oberdeutsche, fränkische Element ist nicht untergegangen. Formen wie okse und waksen sind oberdeutsch; in Westmitteldeutschland galten zur Siedlungszeit die niederdeutschen osse und wassen. Ursprünglich oberdeutsch ist auch gēn für „gehen" (niederdeutsch gān); doch wird es zur Zeit der Besiedlung auch schon in weiten Gegenden Mitteldeutschlands gegolten haben.

Alle diese verschiedenartigen Sprachbestandteile, oberdeutsche, mitteldeutsche, niederdeutsche, sind in dem großen Schmelztiegel des obersächsischen Sprachausgleichs zu einer neuen, einheitlichen Mundart umgegossen worden. So gilt heute das rheinische troich so gut auf dem Erzgebirgskamm (wo wahrscheinlich kein rheinischer Siedler seinen Fuß hingesetzt hat) wie das oberdeutsche waksen im Gebiet der flämischen Siedlung. Zum Teil sind die Sprachformen, die hier durchgesetzt worden sind, im Zuge der markmeißnischen Sprachvereinheitlichung auch bis ins Erzgebirge vorgedrungen; wir reden in solchen Fällen (appel, schlacht, grüß) von der obersächsischen Ausgleichssprache und meinen damit jene Durchschnittssprache auf obersächsischer Grundlage, die die Mundarten des meißnischen Raumes übergreift. In anderen Fällen aber hat der obersächsische Sprachausgleich nur den engeren obersächsischen Raum, das Gebiet der alten Freilandschaften und des Gebirgsrandes, erfüllt. Dies ist der Fall bei Formen wie bōm, klēd, frā, hing. Mit ihnen kennzeichnen wir das Gebiet der obersächsischen Mundart.

Innerhalb des obersächsischen Mundartgebiets können wir bestimmte Teilmundarten abgrenzen, die, ebensowie das Obersächsische als Ganzes, überwiegend von den Kräften der alten landschaftlichen Einheiten geformt sind. Unter diesen ist die Lommatzscher Pflege seit alters die bedeutendste; sie bewahrt auch als Mundartlandschaft innerhalb des Obersächsischen ihre Eigenart. Auch das Gebiet des oberen Elbtals (Gaugebiet von Nisan) zeigt eine, wenn auch bescheidene sprachliche Sonderstellung. Die Mundarten dieser beiden Gebiete machen den Hauptteil des Meißnischen aus. Im Westen scheidet sich von diesem das Altenburgische, das sein Sonderdasein letztlich ebenfalls der fortdauernden Wirksamkeit des alten Pleißengaues verdankt.

Nur das Osterländische hat eine andere Geschichte. Hier im Norden waren — wie ein Blick auf die Waldverbreitung (Karte 1) zeigt —, neben den oft zersplitterten alten Wohngebieten, in den Wäldern zwischen Pleiße und Mulde und in den nördlichen Heiden zwischen Mulde, Elbe und Schwarzer Elster so große Neusiedelflächen vorhanden, daß hier ein Mundartgebiet, ähnlich wie im Gebirge, aus dem Kräften der deutschen Neusiedlung erwachsen konnte.

Das Osterländische

Wir haben über die Besonderheit der osterländischen Mundart schon bei der Besprechung des niederdeutschen Siedlungszuges einiges ausgesagt. Wir beobachteten auf Karte 8 die verschiedene Verbreitung der für das Osterländische kennzeichnenden niederdeutschen Formen habbe, übber, erzellen, je-sagt in Nordwestsachsen, bemerkten auch bereits, daß die Linien dieser Wörter in einem breiten Schwingungsfeld auseinanderlaufen. Als dessen Ursache fanden wir den zwischen Leipzig und dem Elbtalkessel flutenden Verkehr, der auch zu einem sprachlichen Austausch zwischen beiden Gegenden geführt hat; die Formen, die die Leipziger Stadtsprache besonders stützt, sind weit nach Süden verbreitet, die sie zugunsten der meißnischen aufgegeben hat, sind nach Norden abgedrängt worden.

Diese geringere Festigkeit der osterländischen Südgrenze findet in der Geschichte ihre Begründung. Die osterländische Mundartlandschaft baut nicht auf einer umgrenzten alten Landschaftseinheit auf; aber auch nach der deutschen Wiedergewinnung konnte sie eine Eigenständigkeit nicht gewinnen. Ihre Einigung in der Mark Landsberg (dem Osterland) war von zu kurzer Dauer, umfaßte auch nicht das ganze Gebiet des Osterländischen, als daß sie zur Ausbildung eines geschlossenen Mundartgebietes viel hätte wirken können. Wenn trotz alledem von einer eigenen osterländischen Mundart gesprochen werden kann, so müssen deren Wurzeln letzten Endes in den besonderen Verhältnissen der Besiedlung dieses Landstriches liegen. Wir finden sie in der Anteilnahme der flämischen Siedler an der Erschließung des Leipziger Landes.

Als mittlere Linie für die Verbreitung der niederdeutschen Besonderheiten in Nordwestsachsen zogen wir bereits eine Grenze von Groitzsch über Grimma bis Strehla (Karte 15, Linie 5), die wir als Südgrenze des Osterländischen bezeichneten. Diese Grenze ist nicht nur eine gedachte Linie, sondern zugleich die Südgrenze einer kennzeichnend osterländischen Eigentümlichkeit, der „Leipziger" Aussprache des k- als g-: gind und gerl für „Kind" und „Kerl". Diese Eigentümlichkeit des „weichen k" ist — neben j- für g- — das eigentliche Kennzeichen des Osterländischen. Sie reicht nach Norden bis über Bitterfeld

hinaus, nach Osten bis etwa an die Schwarze Elster, nach Westen noch ein Stück ins Thüringische hinein. Die Verbreitung dieses Lautwandels zeigt nun eine bedeutende Übereinstimmung mit dem Gebiet der sogenannten flämischen, niederrheinischen Siedlung.

Vom Anfang des 12. Jahrhunderts an ergoß sich aus den Gegenden an der Rheinmündung, aus Flandern, Holland, Friesland und den niederrheinischen Gegenden weiter rheinaufwärts ein Strom niederländischer Siedler nach den östlichen Landen. Sie erwiesen sich besonders geschickt in der Urbarmachung sumpfiger Ländereien. So wurden von ihnen damals die Wesermarschen bei Bremen erschlossen, sumpfige Gegenden am Südabhang des Harzes urbar gemacht und zur „Goldenen Aue" umgewandelt. Im Laufe des 12. Jahrhunderts zogen die niederländischen Siedler auch in Nordwestsachsen ein, wo sie ja zum Teil ähnliche landschaftliche Verhältnisse vorfanden.

In Flemmingen bei Schulpforta werden uns Holländer als Siedler genannt, Kühren bei Wurzen wurde an Flandrenses, Flandern ausgegeben, Flamen wurden in dem (heute untergegangenen) Dorfe Buchwitz bei Eilenburg angesetzt. Bei Bitterfeld und Dessau wurden gleichfalls Flamen angesiedelt. Flemsdorf und Flämingsthal bei Delitzsch weisen durch ihren Namen auf flämische Siedler hin. Von der Mulde aus griff die Siedlung ostwärts gegen die Elbe und Schwarze Elster; auch die Elbe aufwärts schritt die flämische Siedlung von Magdeburg aus voran; niederländische Siedler finden sich hier um Wittenberg, Pretzsch, Prettin; bei Übigau und Schweinitz an der Schwarzen Elster werden „flämische Hufen" genannt. Der Fläming östlich dieses Flusses trägt seinen Namen von flämischen Siedlern.

In diesem Gebiete der flämischen Siedlung Nordwestsachsens und der angrenzenden Provinz Sachsen findet sich auch eine besondere Form des Erbrechts, das sogenannte flämische Erbrecht. Zwei Formen alten Erbrechts stoßen in Nordsachsen zusammen: das fränkische Recht, nach dem die Witwe beim Tode des Mannes ein Drittel, die Kinder zwei Drittel erhielten, und das flämische Recht, das der Witwe die Hälfte der Hinterlassenschaft zusprach. Das flämische Erbrecht fand sich bis in neuere Zeit in Nordwestsachsen und den angrenzenden Teilen der Provinz Sachsen, also in dem Gebiet der flämischen Siedlung.

Dieser sicher bezeugte Anteil von Flamen, Flandrenses, Holländern, kurzum von Siedlern aus dem Gebiet des niederen Rheins an der Erschließung Nordwestsachsens erklärt uns nicht nur den starken allgemein niederdeutschen Einschlag der osterländischen Mundart, sondern weist uns auch den Weg für die Erklärung der osterländischen Besonderheiten gind für „Kind", janz für „ganz", die den Raum der flämischen Siedlung zwischen Saale und Schwarzer Elster, zwischen Zeitz und Wittenberg erfüllen.

In den niederrheinischen Gebieten um Köln finden wir nicht nur den osterländischen Wandel von ganz zu janz vorgebildet, sondern auch eine besondere Bildungsweise des k, die der osterländischen verwandt ist. Das kölnische k- ist nicht wie sonst im Hochdeutschen ein stark behauchter Laut kh — unsere hochdeutsche Aussprache müßte eigentlich Khind geschrieben werden —, sondern es ist ein unbehauchter k-Laut wie er ähnlich im Französischen — comment — gesprochen wird. Für den Mitteldeutschen (der diesen Laut nicht kennt) klingt er wie ein g. Wenn ein Kölner „Köln" ausspricht, klingt es dem Mitteldeutschen wie „göln"; in Wahrheit handelt es sich um einen k-Laut, nur ohne den gewohnten Nachschlag des h.

Dieses kölnische k- ist von den niederrheinischen, flämischen Siedlern ebenso wie das niederrheinische j- für g- ins Osterländische gebracht worden; unter dem Einfluß von Mitteldeutschen, die diesen Laut nicht aussprechen konnten, hat es sich hier zu dem Leipziger (stimmlosen) g- entwickelt. So ist das Osterländische in seinen sprachlichen Besonderheiten sowohl wie in dem Umfang seiner Ausbreitung durch die flämische Siedlung bestimmt.

Daß sich in Nordwestsachsen mit den flämischen (und anderen niederdeutschen) Siedlern auch mitteldeutsche Siedlerströme vermischten, sagen uns nicht nur die starken hochdeutschen Bestandteile des Osterländischen überhaupt, sondern auch einzelne Neubildungen, die aus dieser Mischung hervorgegangen sind. So durchkreuzten sich hier niederdeutsche Siedler, die pund für „Pfund" sprachen, mit mittel- und oberdeutschen, die das hochdeutsche pfund mitbrachten. Aus der Mischung von pund und pfund ist das osterländische fund entstanden (wobei die Hochdeutschen ihr f und die Niederdeutschen ihren Grundsatz des einfachen Anlautes durchsetzten). Dieses osterländische fund hat sich auch im Meißnischen mit ausgebreitet.

Auch einzelne Wörter zeigen den mitteldeutsch-niederdeutschen Mischcharakter des Osterländischen. So ist hier aus der Berührung des niederdeutschen Wortes die Harke und des mitteldeutschen der Rechen eine Zwischenform der Harken entstanden, die für das Osterländische kennzeichnend ist.

Wir geben jetzt eine Mundartprobe, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in dem thüringischen Teil des Osterländischen bei Merseburg aufgezeichnet worden ist.

Der Gowelt

De Leite hie ze Lanne sin freilich verstännig jenunk. Se han jute Schuln und lern e bischen mih (mehr) drinne wie's Emaleens un a — b ab. Oh ehre Paster sin beinah alle jute Leite, die de Jottes Wort deitlich un erbaulich auslege kenn. Un da jlowet mer'sch nich: oh hie bei uns werd na mencher (noch mancher) Awwerjlowe jefungn, freilich bahle nort na (bald nur noch) bei ahln

Leitn. Meestlich jlohm de Ahl'n bei uns na an e Gowelt (Kobold). Se haaln (halten ihn) fer e beesn Geest, der de met (mit) in Deiwel sei Reich jehiert, adder (aber) der Deiwel selwer is es nich. Der Gowelt is e janz kleener Gerl un gann sich aus enner Menschn= un Tierjestalt in de annere verwannle. Meestlich gimmet hee wie e klee Männichn janz schwarz un kriecht ficks in e dunkeln Winkel; da bleiwet e dernane (danach) bis in de Nacht nei sitze. Menchmal awwer sieht e aus wie e jrusser schwarzer Gater, menchmal wie e Affe met e rutn Reckchn. Oh in unsn Dorfe hatn de ahle Goblenzn su rim loofe sehn; se is awwer jlei ver'n ausjerissn. Wer de in (den) Gowelt hat, der derf'n nort jut fittere; da brenget hee alles jeschleppt, was e trah (tragen) gann, un macht seine Leite reich. E frißt awwer nich jedes Essn, nort's feinste un veel Sießes will e ha, das annere werft e wek. Am meesten is e in Ställn zu finge (finden), da jiwwet e sich veel Mihe. In Irasestall brenget e Iras, Riem (Rüben) un Klee; in Giem (den Kühen) schitt e Stampe un Schrappe uf, un macht, daß se jute weiße Milch jähn (geben). De Fähre (Pferde) striegelt e, hält ehrn Stall immer rentlich (reinlich) un brenget in bestn Hawer fer sche. Uf'n Howe kehrt e alle Struhhälmichn uf e Hoofn, daß kee Dreck rim leet (liegt). E gimmet awwer oh in's Haus nei un hält hie alles orntlich: de Stowwe (Stube) kehrt e su reene wie e Tisch un streit dernane fein weißn Sand nei, 's Haus macht e oh reene un scheiert drinne vun uhmne bis ungne (oben, unten), in de Giche schafft e Holz uf'n Herd un Struh in Backuhm (=ofen), in de Esse hänget e de bestn Werschte un Schinken. Die sahn (sagen), e huhlt's vun annern Leitn, jenne sahn, e macht 's selwer aus nischte. Su wertschaft e stäte wek un läßt sich ver geen Menschn nich seh [29].

Wir merken zuerst die Eigentümlichkeiten dieser Mundartprobe an, die allgemein obersächsisch=mundartlich sind: das sind ē für ei, ō für au: kleen, beese, Geest, oh „auch", loofe. Dann die ausgleichsobersächsischen ī für ê/œ und ū für ô: hiert „hört", rut „rot", jruß, su, auch die ū für gedehntes o: uhmne „oben", uhm „Ofen". Gemeinobersächsisch ist auch der Wandel des nd/nt zu ng: jefungn „gefunden", ungne „unten", finge „finden", d=Ausfall und Dehnung in ahle und bahle „alte" und „bald", der Abfall des -ch in glei „gleich", die Verkleinerungssilbe -chen in Männichen, Hälmichen; das -i- vor dem -chen findet sich in Nordsachsen häufig. Früher waren Formen wie vēl für „viel", hē (unbetont e) für „er" im ganzen Obersächsischen weit verbreitet; heute sind sie im Osterländischen und Altenburgischen noch am ehesten zu finden. Auf eine jüngere Sonderentwicklung des Osterländischen weisen Formen wie wek „weg", seh „sehen", fähre „Pferde". Hier hat das Osterländische, wie Karte 11 zeigt, die gemeinobersächsischen Formen mit a — wak, sahn, fāre — erst in den letzten Jahrhunderten aufgegeben.

Kennzeichnend osterländisch sind folgende Eigentümlichkeiten unserer Mundartprobe: Zuerst das j- für g-: jute „gute“, jlei „gleich“, g- für k-: Gowelt, Gerl, gann, Gater, Goblenzn, Giem. Die osterländischen Kurzformen finden wir in awwer und adder für „oder“. Kennzeichnend osterländisch ist auch die Erhaltung des w in der Form Giem (aus Küwen „Kühen“), die möglicherweise auch durch niederrheinische Siedler eingebracht worden ist.

Gegen das Meißnische grenzt sich das Osterländische noch durch einige weitere Besonderheiten ab: Osterländisch heißt es schon lange ei (ai) für eu: Leite, deitlich, während das Meißnische (nicht in der städtischen Umgangssprache!) dafür loite und doitlich spricht. Osterländisch ist die Endung -ne in hingne und uhmne (wofür im Meißnischen hing und uhm steht), auch die Erhaltung des e in bleiwet, jiwwet u. ä. Das osterländische f- für pf- — färe „Pferde“ — ist seit langem auch ins Meißnische übergegangen.

Ein grundsätzlicher Unterschied des Osterländischen gegen das angrenzende Nordmeißnische liegt in der Behandlung des -g- zwischen Selbstlauten. Unsere Mundartprobe spricht sahn „sagen“, leet „liegt“; hier ist das -g- ohne besondere Spuren ausgefallen. Im Nordmeißnischen ist das -g- zu i geworden; hier heißt es soin und leit.

Der Abfall des Infinitiv-en in loofe, fittere, sitze, verwannle u. a. ist nicht allgemein osterländisch, sondern weist auf die thüringische Herkunft unserer Mundartprobe; im sächsischen Teil des Osterländischen findet sich diese Erscheinung nur bei Pegau, Groitzsch und Rötha.

Die Unterschiede des Osterländischen gegen das angrenzende Meißnische sind in früheren Jahrhunderten, kurz nach der Besiedlung, stärker gewesen als heute; damals waren die niederdeutschen Bestandteile des Osterländischen bedeutender. Dadurch, daß das osterländische Gebiet in den politischen Zusammenhang mit dem Süden, mit der Mark Meißen eingelagert wurde, und dadurch, daß Meißen wie Leipzig stark unter dem Einfluß des oberdeutschen Südens standen, sind die niederdeutschen Eigentümlichkeiten des Osterländischen schon früh zurückgedrängt worden. So finden wir den niederdeutschen Stand der Mitlaute — ik, māken, pund, tīd — erst nördlich von Wittenberg. Wandern wir von Leipzig nach Norden, so bemerken wir ein stufenweises Zunehmen niederdeutscher Besonderheiten. Bei Bitterfeld beginnt der niederdeutsche Zusammenfall von „dir“ und „dich“ (in diesem Falle zu dich), vor Wittenberg kündigt sich bereits der niederdeutsche Stand der Mitlaute in Restformen wie pluk für „Pflug“ und plickn für „pflücken“ an.

Seitdem 1815 die sächsisch-preußische Grenze wenig nördlich der osterländischen Mundartgrenze gezogen, die Verbindung des sächsischen Osterlandes zum Norden abgeschnitten, zum Süden verstärkt worden ist, ist auch die osterländische Mundart der Verdrängung durch das Meißnische noch

stärker ausgesetzt. So ist das j- für g- (jēn für „gehn") aus dem sächsischen Teil des Osterländischen so gut wie verschwunden; die junge Landesgrenze ist bereits zur Mundartgrenze, das osterländische j- zum „preußischen" j- geworden. Ein Jahrhunderte alter Vorgang, die Zurückdrängung der niederdeutschen Bestandteile des Osterländischen und die allmähliche Einlagerung dieses Mundartgebiets in die meißnischen Zusammenhänge, hat damit neue Förderung erfahren. Wenn wir deshalb unsere Mundartprobe dem nichtsächsischen Teil des Osterländischen entnahmen, so geschah es, um Formen zu zeigen, die vor nicht allzulanger Zeit auch für das Osterländische sächsischen Anteils kennzeichnend waren.

Das Meißnische

Die meißnische Mundart läßt sich am besten umschreiben als der Teil des Obersächsischen, der nach der Abscheidung des Osterländischen und Altenburgischen übrig bleibt. Das heißt, das Meißnische ist das Normalobersächsische, das vor allem an den niederdeutschen Eigentümlichkeiten des Osterländischen keinen Anteil nimmt. Durch ganz eigene Besonderheiten läßt sich das Meißnische gegen die umgebenden Mundarten nicht abgrenzen; was es an lautlichen Eigenheiten besitzt, geht entweder über die Grenzen des Meißnischen hinaus und reicht auch in andere Mundarten hinüber, oder aber es füllt nicht den ganzen meißnischen Raum, sondern ist nur bestimmten Teillandschaften innerhalb des Meißnischen eigen. Wenn trotzdem von einer meißnischen Mundart gesprochen wird, so ist damit eben jenes Normalobersächsisch gemeint.

Die Besonderheiten des Meißnischen entfalten sich in den Teillandschaften des meißnischen Mundartraumes. Unter diesen ist am bedeutendsten ein Gebiet um Leisnig—Riesa—Lommatzsch—Großenhain, das wir als Bereich der nordmeißnischen Teilmundart bezeichnen wollen. Auf Karte 16 hebt sich dieses Gebiet aus einem Gewirr umgrenzender Linien deutlich heraus. Die erste dieser Linien, die wir einzeln verfolgen wollen, ist die Grenze von nau für „neu" gegen umgebendes neu und nai. Sie beginnt an der Grenze des Altenburgischen, läuft nordostwärts gegen Wurzen, an der Landesgrenze entlang bis Elsterwerda, biegt dann nach Süden um und zieht nördlich von Dresden, Freiberg und Chemnitz wieder der altenburgischen Grenze zu. Die Form nau, die innerhalb dieses Hufeisens gilt, ist eine alte mitteldeutsche Form, die früher einmal den ganzen obersächsischen Raum ausfüllte. In Ortsnamen hat sie sich noch erhalten: Naumburg (Neuenburg), Naunhof und Abtnaundorf bei Leipzig, Naundorf bei Wehlen, Naundorf südlich Dippoldis-

walde zeigen, daß nau für „neu“ einstmals im ganzen Obersächsischen verbreitet war. Heute ist es auf den umgrenzten Raum Nordsachsens und auf das Altenburgische beschränkt.

Auch eine Form wie enge für „Ende“ (Linie 2), die das nordmeißnische Gebiet heute eindeutig heraushebt, war wohl früher im Obersächsischen weiter verbreitet, handelt es sich doch hier nur um einen Sonderfall des obersächsischen Wandels von nd zu ng (hing „hinten“). Wir finden Einzelformen von enge noch mehrfach zwischen Mulde und Saale, auch bei Dresden; aus der Oberlausitz wird weng „wenden“ als ausgestorbene Form gemeldet.

In Obersachsen früher ebenfalls weit verbreitet war die mitteldeutsche Senkung des i zu e. Die Form meßt für „müßt“, die (in der Karte nicht eingetragen) um Wurzen—Dahlen—Mügeln—Elsterwerda zu Hause ist, darf diesem Lautwandel zugerechnet werden. hen für „hin“ findet sich weiter verbreitet, geblēm für „geblieben“ um Lommatzsch—Meißen—Großenhain. Auch eine Form wie hām für „hauen“, die noch zwischen Meißen und Großenhain vorkommt, hatte früher im Obersächsischen eine größere Verbreitung. In der Form bruider, die sich resthaft bei Lommatzsch findet, haben wir schließlich eine besonders alte Form vor uns, in der der Zwielaut des mittelhochdeutschen bruoder „Bruder“ bewahrt ist. Alle diese Beispiele zeigen den nordmeißnischen Raum um Lommatzsch als ein Restgebiet alter Formen, die früher im Obersächsischen meist eine größere Verbreitung besaßen.

Darüber hinaus zeigt dieser Raum aber auch Erscheinungen, die nicht ohne weiteres als Reste erklärt werden können. Dazu gehören die kennzeichnend nordmeißnischen Zwielaute īe, ūe und ūa für ê, œ, gedehntes e, æ(je), ô und gedehntes o, â und gedehntes a: wie „weh“, schnie „Schnee“, verstīet „versteht“, erzielt „erzählt“, nien „nähen“, grūes „groß“, ūefm „Ofen“, schlūafm „schlafen“, gefūarn „gefahren“ u. ä. Linie 3 zeigt die Verbreitung dieser Lautformen.

Man ist vielleicht geneigt, in Formen wie schnie und grūes Vorformen zu den ausgleichsobersächsischen Formen schnī und grūs zu sehen; finden sich doch ähnliche Zwielaute (wie und brūot) auch in Restorten des Osterzgebirgischen (wo sie wahrscheinlicher aber mit den gleichlautenden vogtländischen und oberfränkischen zusammenhängen). Die Ausdehnung dieses Lautwandels aber auf Laute verschiedener Herkunft (die erst mundartlich zusammengefallen sein müssen) macht es wahrscheinlicher, daß hier eine Sonderentwicklung auf engem Raum stattgefunden hat. Ähnliches gilt auch für die Formen gesoit für „gesagt“, soin für „sagen“ (Linie 14), mit denen sich das Nordostmeißnische gegen alle umgebenden Mundarten absetzt.

Diese Landschaft um Leisnig—Lommatzsch—Großenhain besitzt also eine Kraft, nicht nur Altes zäh zu bewahren, sondern auch eigene Formen durch-

zusetzen. Fragen wir uns, woher ihr diese Kraft und Geschlossenheit erwächst, so können wir, anders als beim Osterländischen, die Sonderstellung dieses Gebiets nicht aus einer Siedlungseinheit der deutschen Wiederbesiedlung ableiten. Es handelt sich ja hier um einen Raum, der schon vor dieser Zeit den größten Wohngau auf sächsischem Boden bildete. Das Kerngebiet dieser Mundartbesonderheiten, wie es etwa durch die Verbreitung von enge „Ende" bezeichnet wird, stimmt überein mit dem Bereich des Gaues Dalaminzi, wie er sich auf dem Boden der Freilandschaften und der lichten Heidewälder zwischen Leisnig und Großenhain und zwischen Döbeln und Strehla ausdehnte (Karte 1). Dieses Land ist nicht — wie etwa Vogtland und Erzgebirge — durch eine großzügige Anlegung deutscher Neudörfer erschlossen worden — die deutschen Rodungsnamen auf hain fehlen gerade in diesem Gebiete so gut wie völlig —, sondern als schon bestehende Siedlungseinheit übernommen worden. Die landschaftliche und sprachliche Einheit dieses Gebietes ist also zugleich älter und jünger, sie beruht, wie beim Obersächsischen als Ganzem, auf der über die Jahrhunderte bestehenden landschaftlichen Einheit dieses Raumes.

Diese nordmittelsächsische Freilandschaft ist das Gebiet einer sehr alten und intensiven Landwirtschaft auf den bevorzugten Böden der mittelsächsischen Lößfläche und ihrer Randgebiete; als Gebiet bevorzugter Landwirtschaft hat sie ihren inneren Zusammenhang durch die Jahrhunderte bewahrt. Heute bezeichnen wir diese Landschaft als Lommatzscher Pflege. Sie ist bis heute ein landwirtschaftliches Gebiet geblieben; die Kulturmittelpunkte des sächsischen Raums liegen außerhalb ihres Kerngebiets; auch jüngere Industrie reicht in dieses nicht hinein.

Aber nicht nur negativ grenzt sich diese Landschaft — als abgeschiedenes ländliches Gebiet — gegen das umgebende Land ab, sondern es wird auch durch deutliche innere Verbindungen zusammengehalten. Volkskundliche Untersuchungen lassen die innere Einheit dieser Landschaft immer wieder hervortreten. So zeigen Untersuchungen über die Wanderung des Gesindes, über landwirtschaftlichen Besitzwechsel, über Heiratsbeziehungen der Bevölkerung dieses Gebiets eine Wanderungsbewegung, die sich, wie es eine solche Untersuchung ausdrückt, „immer innerhalb der mittelsächsischen Lößlandschaft und ihrer Randgebiete, um Mügeln, Oschatz, Lommatzsch, Großenhain" bewegt. Auch die bäuerliche Bevölkerung nimmt an dieser Binnenwanderung teil. Untersuchungen über die Besitzverhältnisse eines Dorfes der Lommatzscher Pflege zeigten, daß z. B. von den 45 Ansässigen, die dieses Dorf um 1690 bewohnten, nach 140 Jahren nur noch zwei Familien im Orte geblieben waren. Auch diese Wanderung der bäuerlichen Bevölkerung geht innerhalb der bevorzugten Böden dieses Landstrichs vor sich. Die Bevölkerung sei hier „wenig

stellenfest, nicht besonders ortsfest, aber ausgesprochen landschaftsfest", ist der Schluß dieser Sonderuntersuchung [30].

Auf der Grundlage dieser landschaftlichen Einheit, die in Boden und Klima begründet, sich durch die Jahrtausende erhält, durch die rege innere Verbindung der bäuerlichen Bevölkerung immer erneut befestigt wird, ist auch die sprachliche Einheit dieses Gebiets erwachsen.

Wir stellen jetzt die Mundart dieses Gebiets in einer Probe vor, die, aus dem vorigen Jahrhundert stammend, zahlreiche alte Wendungen enthält.

Wir hören einen Bauern auf dem Hofe poltern:

Klene Moid, wu issn 's Gänsemaachen (=mädchen)? Ar sellt minnanner hinger in Krautgoarten gihn un sellt 'n Grußknacht un Farejung halfen a poor Schebber Hoi weng (wenden), un was schunne troiche (schon trocken) iß uf'n grußen Arnewoihn loden un rei schaffen. Nahrt (nachher) mester oh gahten (jäten) in Gahrtchen. Abber urnlich troiche mussis Hoi iersicht sinn, sister is glei nischt. Nahmt de Rachen alle mit!

Ihr zwee nahmt amohl anne Matze Karschen ab. Mittelmoid, du mackst nuff steihn (steigen), un der Scharrmeester (Schirrmeister) sall de Ledder hoalen (Leiter halten). Un du Klehjunge (Kleinjunge), dir war ich amohl deine ahle Gusche breht schloin. Nachten (gestern Abend) haste oh widder an schihn Rohmtupp zerteppert, un ich globe, oh iersicht ausgesuffen. S'iß ganz unerhiert, du Flatz du, krei ich dich nurr amohl derbei!

Kihjunge, bresch amohl in de Stahdt un huhle meine nau'n Stebbeln bein Schuister, ich will uf de Freite reiten, abber desmohl war ich arst a bischen bauschaun (den Bau, die Wirtschaft ansehen), ich tu als wenn ich well an Uchsen kehfen.

Haste denn oh Gahld in Boitel, Junge, daß de was verziehren kannst? Kehfe der oh anne glatte Weste, abber nich ganz schlacht, mit hibschen Blimichen un racht lichte, abber nich zu toier! Lohf a bischen siehre, un kumm oh boale widder, sister (sonst) kreiste nischt zu frassen hinte (heute Abend).

Zur Karmst ward ihr Madel oh naue Kleder krein (kriegen), daß er ich (euch) kennt sahn lahsen, wenner amohl hing rim giht (hinten herum, d. h. zum Abendmahl geht) adder wuhl goar amohl breht stiht (Gevatter steht). Oh zur Huckst (Hochzeit) kennter drinne gihn un ufm Uschzer (Oschatzer) Johrmart.

N' Sunnt'ch nach der Karche, 'n Mont'ch, Dinst'ch un de Mitewuche kennter 'n Wehzen, 's Kurn, de Garste un in (den) Hober rei in de Schoine schaffen, abber uf'n Durscht'ch un Fret'ch un Sinnahmd bin ich salber widder da [31].

Wir merken zuerst wieder die allgemein obersächsischen Merkmale an: klēne, brēt, Wēzen, lōfen, ō, hinger, āle „alte", glei „gleich", die Endung

-chen in Blimichen, Mächen „Mädchen“. Dann die lautlichen Merkmale der obersächsischen Ausgleichssprache: Rachen, racht, Knacht, frassen, Uchsen, Mitewuche, schihn, grüß. troiche für „trocken“ ist im Meißnischen und Erzgebirgischen, nicht im Osterländischen zu Hause.

Kennzeichnend für das Nordmeißnische sind die Restformen nau für „neu“, weng „wenden“, mest für „müßt“, Schuister „Schuster“ (wie bruider), auch die heute im Nordmeißnischen bereits veraltete Form kēfen „kaufen“. Kennzeichnend sind vor allem die nordmeißnischen Sonderformen schloin „schlagen“, Woin „Wagen“, krein „kriegen“, steihn „steigen“, die Erhaltung des eu in Schoine, toier, Boitel. Die a-Formen in Karche, Garste, Karschen finden sich noch an verschiedenen Stellen im Meißnischen. Die Kurzformen abber, widder, Stebbeln weisen bereits nach dem Osterländischen hinüber.

In einer neueren Probe kommen die Zwielaute für ô/o, â/a, ê/e besonders gut heraus: vuer „vor“, Uestern „Ostern“, grueß „groß“, uem „oben“, Juahr „Jahr“, uamd „Abend“, wuarn „waren“, mua „mal“, Uanfong „Anfang“, Tuag „Tag“, nuahmb „nahm“ u. a.

Aus der Schuile . . . su vuer fufzch Juahrn menge (am ende)

Uestern wuar mua weer (mal wieder) vuerbei, un s wuar Uffnuahme gewast. De Muittrn huttn ihre Kingr (ihre Kinder) in de Schuile gebrucht, un huttn ihre eenzche Freede eewr die kleen Karle (über, Kerle) gehott.

. Forn ierschtn Tuag (Tag) krichten salt (dort) de Kingr de grueße Zuckrtiete, de gen Tuag (jenen, d. h. nächsten Tag) de kleene, dn Sinnuamd (Sonnabend) druff sotztes an grueßn Korpm (Karpfen) aus Kuchnteeg, un de genne Wuche druff de ierschte . . . Drasche.

Ich soites schunt (schon), s wuar dr ierschte Schuiltuag, dr Schuilmeester ging in sei Schteebchn nuan (hinan), trummlte mit dn Schtuile uem rim, nuahm de Zuckrtieten — wos de Fraa wuar, die nuahmb oo puar mitte —, un su mochtn se in de Schuilstoowe weer nungr (wieder hinunter).

„Ich habe den Zuckertütenbaum geschüttelt“, meentr, „es hing für jedes eine dran, weil ihr so gut gefolgt habt“ (Su vrlong wuarn se). „Nun, Mariechen“, soitr su, "giebst du mir denn auch was davon?“ Morie hutte ihre Zuckrtiete an ihr klee Harze gedruckt. „Nee“, hutse gemeent, „nee nich ierne (irgendwie), aus dr Zuckrtiete krichste nischt, . . . ich breng dr mua anne grueße Wurscht mitte!“

Dr Harr Schuilmeester wuar siehrichn zefreeden gewast mitn Uanfong [32].

Die Besonderheit dieser nordmeißnischen Formen wird uns sogleich deutlich, wenn wir sie der Mundart gegenüberstellen, die im Südzipfel des Meiß-

nischen, südlich Dresden und Meißen gesprochen wird, und die wir als Südostmeißnisch bezeichnen wollen. Dieses kleine Gebiet, das eine selbständige Sprachkraft nicht entfaltet, scheidet sich vom Nordmeißnischen einmal dadurch ab, daß es bestimmte Besonderheiten dieser Mundart nicht besitzt oder nicht mehr besitzt. So kennt es nicht mehr das nau für „neu" (es spricht dafür nai), spricht auch hin „hin" gegen das nordmeißnische hen, ende „Ende" gegen das nordmeißnische enge uff. Bedeutsamer ist der Unterschied der beiden Teilmundarten in der Behandlung des inlautenden g, vor allem in der Lautgruppe age und âge; Beispiel dafür ist „gesagt" (Karte 16, Linie 4). Hier vertreten die beiden Mundarten zwei grundsätzlich verschiedene Bildungsweisen. Das Nordmeißnische hat das g in diesen Fällen zu einem j entwickelt, das sich mit dem vorausgehenden Laute zu einem Zwielaut verbunden hat: gesoit „gesagt", Moid „Magd", froin „fragen", dazu krein „kriegen" u. a. Das Südostmeißnische hat, mit dem Erzgebirgischen, das g ausfallen lassen und die beiden benachbarten Laute über einen Zwielaut ōa oder ōe (der sich im Osterzgebirgischen und Nordböhmischen noch resthaft findet) zu einem Langlaut zusammengezogen: gesā̊t (gesōt), mā̊d, wā̊n, frōn. Der Gegensatz dieser beiden Bildungsweisen zieht sich durch alle Mundarten der obersächsisch-schlesischen Gruppe: das Oberlausitzische hat wieder gesoit (und gesoa^{i}t), vom Nordmeißnischen getrennt durch das Westlausitzische gesā̊t (gesōat), dem das Nord- und Nordostböhmische gesōt wieder verwandt ist. Auch das Osterländische hat gesāt, das Altenburgische gesēt.

Der Gegensatz dieser Bildungsweisen ist alt, wenn auch die heutige Verteilung der Formen erst das Ergebnis von Ausgleichs- und Verschiebungsbewegungen ist. Im Meißnischen bietet der Unterschied von woin und wā̊n, gesoit und gesā̊t heute das beste Mittel, das Nordmeißnische von den anderen meißnischen Teilmundarten, vor allem dem Südostmeißnischen, abzugrenzen.

Außerdem unterscheidet sich das Südostmeißnische vom Norden durch die gelegentliche Teilnahme an südlichen, oberdeutschen Formen. So gilt von Dresden ab südwärts das oberdeutsche Stick-l, biß-l (Karte 16, Linie 5), während nördlich davon die Verkleinerung mit -chen gebildet wird. Auch diese Scheidung der beiden Verkleinerungsformen ist das Ergebnis eines Ausgleichsprozesses, bei dem das Südostmeißnische mit dem Erzgebirgischen und Lausitzischen zum Süden geschlagen worden ist. Ähnlich verbreitet wie Stick-l ist die oberdeutsche Form bi für „bin" (n-Abfall), die aber heute im Südostmeißnischen gegen umgangssprachliches bin stark zurückgeht. Zum Erzgebirgischen und Nordböhmischen stellt sich das Südostmeißnische auch in der Entrundung des eu zu ai, hier heißt es laite, schaine, während das Nordmeißnische an loite und schoine festhält. Schließlich kann noch das anlautende pf in „Pfund", „Pferd" genannt werden, das das Südostmeißnische

gegen das fund und färd des Nordens stärker bewahrt. Wir finden die meisten dieser Besonderheiten in der folgenden Mundartprobe wieder, die aus dem Orte Pratzschwitz bei Pirna stammt:

Vum Kobelchen

Ni weit vum dr Elbe weg schtit ä Bauernhaus. Davon saatn (sagten) de Leite: „Dortn scheecht's! Dr Bauer hat ä Kobelchen!" Sei Knaicht abr wullt 's ni gloom. Do saate mo (mal) dr Bauer zu 'n: „Warf na (noch) bissel Kurn durch!" — Dr Knaicht gitt in de Bansel. 's is schon duster. Do sitt (sieht) 'r am Rande ä graues Mannl geloofn kumm, dos saat mit ener piepschen Stimme: „Mich schlappert's, mich schlappert's, schlappert's dich oo?" Do kriecht's dr Knaicht mit der Angst ze tun un schlät mit dr Schippe no'n Mannl. — Do warsch off emo weg. En Tach druff war dr Baur tut [33].

Hier haben wir die kennzeichnenden Unterschiede gegen das Nordmeißnische: sāt, sāte „sagt", „sagte" gegen das Nordmeißnische soit, soite; es fehlt das nordmeißnische kreit für „kriegt". Es heißt Mannl ‚bißl gegen das nördliche bißchen; es heißt laite für „Leute".

Dann finden wir einige Besonderheiten, die nach dem Osten weisen. Lausitzisch ist die Form Knāicht für „Knecht". Sie kommt bei Pirna bis an die Elbe heran (vgl. Karte 11) und ist für das Südostmeißnische nicht typisch. Ähnliches gilt für Kurn „Korn" (or vor Konsonant), das sich vor allem östlich der Elbe und im Nordmeißnischen findet. Weiter reicht dagegen die Form ni für „nicht". Sie kommt aus Ostsachsen und verbreitet sich gegen nich ziemlich rasch nach Westen. Westsachsen hat meist noch nich (so auch unsere nordmeißnische Mundartprobe). Ebenfalls aus dem Osten kommen die Kürzungen in gitt, sitt, stit „geht", „sieht", „steht", die zum Teil auch ins westliche Sachsen hineinreichen.

Außerdem gibt uns diese Mundartprobe einen Eindruck davon, wie die Mundart des oberen Elbtals ihre alten Formen unter dem Einfluß der städtischen Sprache Dresdens mehr und mehr aufgibt. Formen wie Tach, hat verdanken ihr a (gegen altes o) der schriftsprachlichen Aufhellung, ebenso weg (gegen altobersächsisches wag); auch grau, kriecht entstammen der geschriebenen Sprache.

So zeigt das Südostmeißnische im ganzen eine Menge Abweichungen gegen das Nordmeißnische, doch sind die meisten dieser Unterschiede fließend. Ein so fester Mundartraum wie das Nordmeißnische ist das obere Elbegebiet nicht. Wir verzichten deshalb auch darauf, für das Vorhandensein dieser Teilmundart eine geschichtliche Deutung — etwa anknüpfend an den alten Nisangau — zu geben. Dazu sind die Besonderheiten dieses Gebietes zu gering

und zu wenig eigenständig. Das Südostmeißnische hat, anders als das Nordmeißnische der Lommatzscher Pflege, keine eigenen Formen entwickelt. Wenn es von diesem abweicht, dann tut es das immer im Anschluß an die Nachbarmundarten im Westen, Osten und Süden; eigene sprachliche Kraft besitzt es nicht.

Wir könnten jetzt ähnlich wie für das obere Elbgebiet weitere sogenannte Untermundarten des Meißnischen feststellen. So bleibt um Geithain—Rochlitz ein meißnisches Gebiet übrig, das an den Besonderheiten des Nordmeißnischen keinen Anteil nimmt (Karte 16), dafür aber in manchem schon zum Altenburgischen hinüberneigt. Nördlich des Erzgebirgischen findet sich ein obersächsischer Streifen, der in einzelnen Erscheinungen (Verkleinerungssilbe -l, Karte 16, Linie 5) zum Erzgebirgischen hinüberleitet, auch die Mischformen bå̄m „Baum", klā̄d „Kleid", alle „alte" kennt, jedoch nicht die übrigen oberdeutschen Merkmale, vor allem aber nicht die geschlossene Festigkeit des Osterzgebirgischen besitzt. Zwischen Roßwein und Oederan, um Hainichen, liegt ein Gebiet, das zu durchaus obersächsischen Lautformen den oberdeutschen e-Abfall und e-Ausfall kennt (Karte 7) und ebenfalls als eine Art Übergangsmundart vom Osterzgebirgischen zum Obersächsischen angesprochen werden könnte.

Man hat versucht, für alle diese Gruppen Bezeichnungen von Untermundarten zu schaffen; doch kommt man mit dieser Arbeit zu keinem Ende. Es fehlt diesen kleinen Teilgebieten die Kraft und Beständigkeit wirklicher Mundarträume; die Unterschiede sind fließend. Nur das Gebiet der Lommatzscher Pflege kann als selbständiger Teilraum der meißnischen Mundart gewertet werden. Doch zeigt das Liniengewirr unserer Karte, daß auch hier keine feste Grenzlinie, sondern nur ein breiter Grenzsaum besteht.

Das Altenburgische

Wir werden die altenburgische Mundart nicht in der gleichen Ausführlichkeit betrachten wie die Mundarten Sachsens und Nordböhmens. Eine allseitige Würdigung des Altenburgischen würde uns zu weit in die besonderen Mundartfragen Thüringens hineinführen. Wir heben am Altenburgischen nur die Züge heraus, die zur Erhellung der sächsischen Mundartfragen besonders bedeutsam sind.

Als Gebiet der altenburgischen Mundart bezeichnen wir den Raum, der bis 1918 den altenburgischen Ostkreis mit den Städten Altenburg, Meuselwitz, Schmölln und Gößnitz bildete; den Zipfel um Ronneburg rechnen wir nicht dazu, da seine Mundart schon nach dem Geraischen hinüberleitet. Das

so begrenzte Gebiet deckt sich mit dem Bereich der alten Freilandschaft um Altenburg (Karte 1). Der Gau Plisni, der diese Landschaft ausfüllte, reichte im Süden bis Schmölln und Gößnitz, im Nordwesten bis Meuselwitz; im Norden und Osten bezeichnen noch alte Restwälder die Grenzen des Gaues: im Norden die Lehma, im Osten Pahna, Deutsches Holz und Leina. Das Gebiet um Ronneburg, südöstlich der Sprotte, war ebenfalls Wald und grenzte den Pleißnergau gegen den Gau Gera ab.

Innerhalb der Mark Zeitz blieb der Gau Plisni als Unterbezirk erhalten; in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts wurde er zusammen mit Leisnig, Colditz und Ländereien an der oberen Mulde zur kaiserlichen Terra Plisnensis, dem Pleißnerland zusammengefaßt; Altenburg wurde als Stadt um die gleiche Zeit gegründet und war Sitz eines Burggrafen.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts befand sich das Altenburger Land (vorerst ohne die Stadt Altenburg) aber bereits in den Händen der Wettiner; rechtlich befestigt wurde diese Besitznahme erst 1329. Bei der Teilung des wettinischen Besitzes 1485 wurde das Altenburger Land der thüringischen, ernestinischen Linie zugewiesen. Seit dieser Zeit besteht die Grenze zwischen dem Altenburgischen und dem Lande Sachsen; 1554 wurde sie endgültig festgelegt. Im 17. Jahrhundert wurde Altenburg Residenz eines selbständigen Herzogtums, verlor diese Stellung aber 1672 schon wieder durch den Anfall an Gotha und blühte erst seit der Bildung des neuen Herzogtums 1825 erneut auf.

Als alte, in sich geschlossene Landschaftseinheit, die sich — wenn auch nicht ununterbrochen — auch als politische Einheit erhalten konnte, hat das Altenburger Land bestimmte mundartliche Sonderformen ausgebildet. Die Altenburger Mundart ruht auf obersächsisch-mitteldeutscher Grundlage, hat aber gegenüber dem übrigen Obersächsischen in manchem ihre eigene Mischung von Mitteldeutschem, Niederdeutschem und Oberdeutschem. So nimmt sie, wie Karte 8 zeigt, vollen Anteil an den osterländisch-niederdeutschen übber (ebber) und wedder, hält aber das niederdeutsche habbe außerhalb. Der Raum zwischen beiden Linien grenzt das Gebiet der Altenburgischen Mundart eindeutig ab. Außerdem zeigt das Altenburgische aber auch bestimmte oberdeutsche Bestandteile, die dem Obersächsischen fremd sind. Zwar gilt heute im Altenburgischen weithin das obersächsische bōm und lōfe(n), doch weist die alte altenburgische Form frå für „Frau“ (Karte 13) darauf hin, daß bōm erst ein jüngerer Ersatz für die alte altenburgische Zwischenform bå̄m ist, an der das fränkisch-oberdeutsche bām beteiligt war. Mundartproben des vorigen Jahrhunderts zeigen bå̄m und lå̄fe noch als die herrschende Form. Die gleiche Mischung zeigt das altenburgische alle für „alte“, das aus dem oberdeutschen alte und dem mitteldeutschen āle gebildet ist. Auch an dem oberfränkischen

Wandel von j- zu g- — gā̊r „Jahr“, gā̊chd „Jagd“ — nimmt das Altenburgische teil.

Diese oberdeutschen Bestandteile des Altenburgischen gehören hinein in die große Auseinandersetzung zwischen mitteldeutschen (niederdeutschen) und oberdeutschen Formen, die in Ostthüringen auf der ganzen Linie zwischen Greiz im Süden und Naumburg im Norden stattgefunden hat, und die das mitteldeutsche klēd einerseits bis Greiz und Schleiz nach Süden, das oberdeutsche bām (in der Zwischenform bā̊m) anderseits bis Naumburg und Pegau nach Norden getragen hat. Dabei steht das Altenburgische in den meisten Fällen auf mitteldeutscher Seite; sehr viel stärker sind die oberdeutschen Beimengungen im benachbarten Geraer Land, das im Südwesten an das Altenburgische angrenzt. Zwischen Geraer und Altenburger Land laufen (auf der Linie über gegen übber Karte 8) zahlreiche Grenzlinien, die oberdeutsche Mundartformen des Geraer Landes gegen mitteldeutsche des Altenburgischen abgrenzen: oberdeutsches Stick-l gegen mitteldeutsch-altenburgisches Stick-chen, härt gegen hiert, trucken gegen traich, geluffen gegen gelā̊fen, auf gegen uff, dō gegen hie, hum („haben“, mit oberdeutschem m und mitteldeutschem u) gegen hun u. a. m. Dieser Gegensatz reicht in die ersten Jahrhunderte nach der deutschen Besiedlung hinauf. Damals gehörte das Land Gera den Vögten, Altenburg den Markgrafen von Meißen. In diesen Jahrhunderten, etwa zwischen 1250 und 1485, hat das Altenburgische, gegen das benachbarte Geraland, seinen obersächsisch-mitteldeutschen Grundcharakter ausgebildet; daß es dabei, kraft seiner alten landschaftlichen Einheit, eine gewisse sprachliche Selbständigkeit bewahrte, zeigen seine niederdeutschen und oberdeutschen Sonderformen.

Als das Altenburger Land 1485/1554 vom albertinischen Sachsen getrennt und zur Ostspitze des ernestinischen Thüringen gemacht wurde, wurde ihm innerhalb des Mitteldeutsch-Obersächsischen eine neue Rolle zugewiesen. Vom Obersächsischen getrennt und auf sich selbst gestellt, entwickelte es sich zu einem hervorragenden Restgebiet alter obersächsischer Formen, die im Obersächsischen selber jüngeren Sprachbewegungen zum Opfer gefallen sind. Diese Rückzugsstellung macht die Bedeutung des Altenburgischen für die Erforschung der sächsischen Mundarten aus.

Die alte obersächsische Form nau, die uns schon im Nordmeißnischen begegnete, finden wir auch noch im Altenburgischen, dazu aber auch einige weitere Restformen, die zu der gleichen Lautgruppe (mittelhochdeutsch -iuw-) gehören: auch für „euch“, das im Obersächsischen sonst gänzlich verschwunden ist und sich nur ganz am andern Ende des obersächsischen Sprachgebietes, bei Dobrilugk, noch einmal findet; auer für „euer“ ist heute auch schon im Altenburgischen selten geworden.

Eine weitere alte mitteldeutsch-obersächsische Eigentümlichkeit, die das Altenburgische (und auf der anderen Seite das Westlausitzische) bewahrt hat, ist die alte mitteldeutsche Senkung von i zu e (ä) und u zu o. In dem altenburgischen Gespräch: „hong ha hong? ha hong häng!“ („Hing er unten?“ „er hing hinten!“) wird auf diese Besonderheit angespielt: häng steht für „hinten“ und hong für „unten“ (aus hie unten gebildet, während das hong für „hing“ zu mittelhochdeutsch hung gehört). Außerdem tritt uns hier auch in dem ha für „er“ das altobersächsische hē (dieselbe germanische Form wie englisch he) entgegen, die wir als Rest auch in Teilen des Osterländischen fanden. Auch in kēfe für „kaufen“, ēre für „Eier“ hat das Altenburgische alte obersächsische Formen gegen obersächsisch-umgangssprachliche Neubildungen (kōfen, aier) bewahrt.

Wir finden solche alte Sprachformen in der folgenden Mundartprobe, die noch im vorigen Jahrhundert aufgezeichnet ist und deshalb ein besonders altertümliches Altenburgisch widerspiegelt.

Der Großvater steht zusammen mit seiner Enkelin vor der Haustür und sieht die Straße hinunter:

„Satt (seht) ämahl, de Karche is aus. Waar kümmt denn da 'n Reene (Rain) hänger?“

„S is Gierts Michel: Ha hat ånge (unten) an Rande rei Karschbähme gesatzt, de warrd e wull saa (sehen), wie se bekumme sinn. Mer wumm'n raa laasse (wolln ihn ran lassen) un wumm 'ns laasse was vum d'r Predgt saage; ha paßt immer hübsch uff. Wie bist 'n zefreeden, Michel?“

„Half Gutt! Tuffel! Waar sall' enn itze nich zefreeden sei. De hast d'ch weit raus verlåfen. 'S gieht widder racht hübsch, wie 'ch marke.“

„'S will d'r adder (aber) immer nach nich racht gieh. D'r alle (alte) bühse Henkst hat mer'sch Been marsch (morsch) enzwee geschlähn. 'S tut siehre wieh, adder 's hat å widder sei Guts: Mer larnt Gedult haa un larnt üwwerleege, mas mer ihrnd (vorher) nich racht gemacht hat, wie mersch kann ännre un wie merrsch will widder gut mache. — Vuhrt (vorhin), wie 'ch d'ch saak in de Karche gieh, de säet 'ch dinne (drin) zun kleen Meedchen, mer wumm's prawire, ob mer ä wink naus ins Fald kumm låfe. Hie waal 'ch (wollte ich) änne Feife råche; 'ch haa adder nach nich kumm derzu kumme.“

„Was galle (gelte, gelt), Kruhsvater, d'r hutt's (ihr habt's) Feuerzeuck vergassen? 'ch will dach klei neispränge un wills huhle; 'ch weeß schuhn, wu's leit; 'ch haa's Feuereisen dinne in auern (euerm) Tischkasten gesahn un da warrd wuhl d'r Schwamb un d'r Feuersteen å nich weit dervahn sei.“

„Blei nahr, Marje (Marie), 'ch maak nu nich mieh råche; de Barke reucht schunt su kusper un hie d'r Schwarzduhrn un salt (dort) d'r Rübsen.

Satt nahr hen, was daar ferr ä wunnerschühn's gaales Kleed aagezeen (angezogen) hat. 'S is doch klei ä ganz anner Laam, wenn schüh Watter is" [34].

Wir heben nur die Besonderheiten heraus, die gegen das Obersächsische abstechen. Zuerst die obersächsisch-fränkischen Zwischenformen å „auch", råche, verlåfe, die heute bereits verdrängt sind, dazu die weitere Zwischenform alle für „alte". Dann die niederdeutschen widder und üwwer, vor allem aber die obersächsischen Restformen auern „euern", ånge „unten", hänger „hinter", dazu auch hen „hin", zefreeden „zufrieden", endlich ha für „er". Kennzeichnend altenburgisch ist auch der Wandel der verschiedensten Selbstlaute zu a vor r, der hier besonders weit gegangen ist: Karche „Kirche", marke „merke", aber auch Warmer „Würmer", Harner „Hörner", Darf „Dorf". Eine altenburgische Besonderheit ist auch aagezeen „angezogen", das mit gesēt „gesagt" zusammengehört. Die Infinitive ohne -n sind thüringisch: laasse, låfe, saage, gieh.

Diese große Selbständigkeit des kleinen altenburgischen Mundartgebietes, das in vielen Fällen eigene Formen gegen alle umgebenden Mundarten festhält, ist, neben dem Nordmeißnischen, das andere große Beispiel für die überdauernde Wirksamkeit alter landschaftlicher Einheiten auf dem Boden des mitteldeutschen Altsiedellandes. Die Eigenprägung der altenburgischen Mundart kann nur zum Teil aus der politischen Sonderstellung dieses Ländchens erklärt werden [35], ihre eigentliche Begründung findet sie in der zähen Geschlossenheit dieser uralten Landschaftseinheit, die wir in den volkstümlichen Äußerungen dieses Bauernlandes, etwa in der Altenburger Tracht, bis heute wirksam sehen. Der Vorgang der Mundartbildung vollzog sich hier ähnlich wie im Nordmeißnischen der Lommatzscher Pflege: Die deutsche Kolonisation fand hier eine bereits aufgesiedelte, alte Landschaftseinheit vor, in der für eine Gründung deutscher Neudörfer (so wie im Gebirge und in den Heiden des nördlichen Flachlandes) kein Raum war. Dieses Land wurde allmählich eingedeutscht und nahm damit die Mundarten des umgebenden deutschen Neulandes an. In der Auswahl und Verarbeitung dieser Mundartbestandteile zeigte sich aber die alte Kraft der landschaftlichen Einheit. Das eingedeutschte Land wurde nicht etwa an die verschiedenen umgebenden Mundartgebiete sprachlich aufgeteilt, ging auch nicht völlig in einem einzigen auf, sondern schuf sich in eigener Auswahl, innerhalb seiner alten Grenzen, seine eigene Mundart.

Wir finden in Sachsen — abgesehen von dem obersächsisch-meißnischen Mundartraum als Ganzem — nur drei Gebiete, in denen diese besonderen geschichtlichen Verhältnisse wirksam gewesen sind: uralte Siedelböden, die, von der deutschen Siedlung in Besitz genommen, kraft ihres alten land-

schaftlichen Zusammenhalts zu sprachlichen Einheiten geworden sind. Das eine lernten wir im Nordmeißnischen kennen, das andere ist das Altenburgische, das dritte ist das Bautzner Land, — aber hier liegen ganz besondere Verhältnisse vor, die uns bei der Betrachtung des Lausitzischen beschäftigen werden.

Das Oberlausitzische

Wir besprechen jetzt die Mundarten der sächsischen Oberlausitz, das heißt der früheren Kreishauptmannschaft Bautzen, der hinteren Sächsischen Schweiz und des angrenzenden böhmischen Gebietes um Schluckenau, Rumburg, Zwickau, Gabel, Reichenberg und Friedland. Als Gebiet der Oberlausitzer Mundart bezeichnen wir davon nur das umgrenzte Gebiet südöstlich Bautzen (Karte 6); das angrenzende Nordostböhmische hängt mit dieser Mundart nach Entstehung und Geschichte so eng zusammen, daß wir eine feste Scheide nicht ziehen. Seit 300 Jahren bildet sich hier die Landesgrenze zur Mundartgrenze schärfer heraus; sie mag auch als Grenze zwischen den beiden Mundarten gelten. Die als Neulausitzisch bezeichnete Mundart um Bautzen ist von der oberlausitzischen grundsätzlich verschieden; sie steht der obersächsischen Umgangssprache in ihrem Lautstand (nicht im Tonfall) am nächsten. In dem westlausitzischen Streifen westlich davon finden sich von den kennzeichnenden Eigentümlichkeiten des Oberlausitzischen nur wenige. Es ist ein Übergangsgebiet zum Obersächsischen, das als eigenständiger Mundartraum kaum gewertet werden kann.

Wir behandeln jetzt zuerst die Geschichte des Gesamtgebietes, wenden uns dann des längeren der oberlausitzischen und nordostböhmischen Mundart zu und besprechen am Schluß die beiden übrigen Mundarten.

Von dem Gebiet der Oberlausitz und des angrenzenden Nordostböhmens besaß nur der heute sächsische Anteil nebst dem Friedländer Zipfel eine begrenzte vordeutsche Besiedlung. Eine größere Freilandschaft dehnte sich um Bautzen aus (Karte 1), eingeschlossen von den Urwäldern des Westens und Südens und den Heiden des Nordens. Hier saß zuletzt der sorbische Stamm der Milzener. Nach Westen und Süden reichte deren Wohngebiet etwa bis Kamenz, Bischofswerda (das selbst noch Waldgebiet war), Wilthen und Löbau; das heißt bis an den Rand des Mittellausitzer Berglandes. Blicken wir heute vom Schleifberg aus in die nördliche Ebene und in das südliche Bergland hinunter, so sehen wir noch deutlich den Unterschied zwischen den kleinen Slawenweilern des Bautzner Landes und den langgestreckten Waldhufendörfern der deutschen Neusiedlung, wie sie vom Cunewalder Tal an das bewaldete Bergland des Südens füllen.

Eine dünne vordeutsche Besiedlung war auch schon in einigen Teilen der Südlausitz vorhanden. Um Bernstadt auf dem Eigen, Ostritz und Friedland dehnte sich der Slawengau Zagost aus, der aber nur wenige Siedlungen, vornehmlich an der Wittig und Neiße besaß. Um Zittau lag an Mandau und Neiße eine kleine Freilandschaft in der geschützten Lage des Zittauer Beckens.

Beträchtlicher waren die Ausmaße der noch unbesiedelten Waldstrecken. Sie lagen nicht nur zwischen den einzelnen Siedlungsinseln der Lausitz selbst, sondern vor allem auch zwischen dem Bautzner Land und dem Elbtalkessel, in den Heiden nördlich von Bautzen, im ganzen Mittellausitzer Bergland, im Schluckenauer und Rumburger Zipfel (dem sogenannten böhmischen Niederland), in der rechtselbischen Sächsischen Schweiz und in den weiten Landstrichen Nordostböhmens.

Im Anschluß an die Wiedergewinnung des Elblandes griff die deutsche Besitznahme auch in die Lausitzen über; um 1000 wurde die Oberlausitz dem Bereich der Markgrafen von Meißen einverleibt, in deren Besitz sie — wenn auch oft unterbrochen — bis Mitte des 12. Jahrhunderts blieb. Um diese Zeit ging die Oberlausitz in die Hände der Könige von Böhmen über, die sie bis 1253 innehatten. In diesen hundert Jahren, vornehmlich aber in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, erfolgte die Erschließung der Oberlausitz durch deutsche Siedler. Wichtig war dabei, daß Lausitz und Nordostböhmen dem gleichen Staatsverband angehörten und damit auch für die Siedlung nur ein Gebiet bildeten.

Für den Anmarsch deutscher Siedler kamen in jener Zeit vor allem zwei Straßen in Frage: als wichtigste die Hohe Straße, die von Leipzig über Großenhain—Königsbrück—Kamenz in den Milzenergau und über Bautzen und Görlitz weiter nach Schlesien führte. Sie bildete den Anmarschweg für die Siedler aus Mitteldeutschland, aus dem westlichen Altlande sowohl wie aus dem bereits besiedelten Obersachsen; sie kam aber auch für Zuzügler aus den fränkischen Gebieten Oberdeutschlands in Frage, da die Verbindung vom Elbtalkessel über Bischofswerda nach Bautzen damals wohl noch nicht die Bedeutung hatte wie heutzutage. Daneben bestand eine zweite Straße, die von Prag in der Richtung über Niemes und Deutsch-Gabel auf Zittau und Görlitz führte. Wieweit auf ihr Siedler vom Süden herangezogen sind, wissen wir nicht; auf jeden Fall aber bildete diese Straße eine wichtige Achse für die Erschließung Nordostböhmens.

Die Besiedlung entwickelte sich von den bereits bewohnten Landschaften aus. Einmal drang sie von der Bautzner Freilandschaft, dem Gau Milsca, in die Grenzwälder dieses Gaues vor, die sich bis Pulsnitz, Stolpen, Hohnstein und in das böhmische Niederland ausdehnten. Die Grenze des Archi-

diakonats Bautzen (Karte 2) bezeichnet in ihrem westlichen Teil die Grenze des Gaues Milsca gegen Dalaminze und Nisane; auf dieser Linie etwa begegneten sich die Siedlungsbewegungen, die von den beiden Gauen aus gegeneinander vorgetrieben wurden. Laußnitzer Heide und Massenei sind, auf der alten Grenze der Kreishauptmannschaften Bautzen und Dresden gelegen, stehengebliebene Reste dieses Gaugrenzwaldes. So dehnten sich die alten Burgwarde, — Göda, Seitschen, Doberschau, Dolgowitz u. a. —, die ursprünglich nur zur Verwaltung und Befriedung des Altlandes um Bautzen bestimmt waren, in schmalen Streifen immer weiter in den Grenzwald aus, so daß sich Göda bis gegen Stolpen, Doberschau bis in das böhmische Niederland vorschob. In den Besitz dieser Randgebiete des Milzenergaues teilte sich der böhmische König mit dem Bischof von Meißen, dem ursprünglich auch der Gau Zagost gehörte. Auch im Gebiet des Zagostes fanden sich, vor allem auf dem Eigen um Bernstadt und im Friedländischen, noch große unbesiedelte Strecken vor, die von Görlitz—Ostritz aus erschlossen wurden.

Ganz neue Herrschaftsbezirke wurden vor allem auf dem unberührten Waldboden der Sächsischen Schweiz und Nordböhmens gegründet: Hohnstein in der Sächsischen Schweiz, Schluckenau im böhmischen Niederland, Tollenstein, Grafenstein und Hammerstein bei Reichenberg u. a. m. In diesen nordböhmischen Herrschaften ging die Erschließung hauptsächlich von der Freilandschaft um Zittau aus, mandauaufwärts in das Gebiet der böhmischen Herrschaft Tollenstein, neißeaufwärts gegen Reichenberg und Gablonz und entlang der Prager Straße gegen Deutsch-Gabel und Niemes. Von dem Zipfel um Schluckenau aus schritt die Besiedlung in die rechtselbische Sächsische Schweiz vor, die ja von der zerklüfteten Elbseite her nicht zu erschließen war. Die Karte der Ortsnamenendungen (Karte 4) zeigt deutlich diesen großen Siedlungszusammenhang, der Oberlausitz und Nordostböhmen verbindet: Der Bereich der Orte auf walde, untermischt mit solchen auf hain, greift von der Oberlausitz unmittelbar in das angrenzende Nordostböhmen hinüber; das Nordböhmische westlich von Kreibitz und Böhmisch-Leipa nimmt an dieser lausitzisch-schlesischen Namengebung nicht teil.

Diese große Siedlungsbewegung, die das lausitzisch-nordostböhmische Gebiet von innen, von den Freilandschaften her, ausbaute, hat die lausitzische Mundartgrenze gegen Westen begründet. Die Grenze der lausitzisch-schlesischen Mundartgruppe gegen das Obersächsische und Nordböhmische läuft heute an der Pulsnitz entlang nach Südosten, biegt in der Sächsischen Schweiz nach Westen aus, in Böhmen wieder nach Osten zurück, um dann nach Süden abzuschwenken. In Sachsen grenzen sich auf dieser Linie die Siedlungskerne der Elbegaue gegen den Bautzner Gau Milsca ab. Die Vorbuchtung in der Sächsischen Schweiz bezeichnet den Siedlungsstoß vom

böhmischen Niederland aus; doch ist diese vorspringende Grenze im Laufe der Zeit von den starken obersächsischen Sprachbewegungen immer weiter nach Osten gedrängt worden. In Böhmen geht die Grenze als Siedlungsgrenze weiter. Hier begegnete sich die lausitzische Siedlungsbewegung, die das Gebiet von Schluckenau und Tollenstein erschloß, mit dem von Tetschen kommenden Siedlungszug, der das Kamnitz- und Kreibitzbachtal aufsiedelte; die Mundartgrenze deckt sich mit der Nordostgrenze des Gaues Tetschen, die das Einzugsgebiet der beiden Bäche umschloß. Der weitere Verlauf der Grenze im Süden ist vorläufig noch unerklärt; hier dürfte die Straße von Zittau nach Prag die lausitzisch-nordostböhmischen Sprachformen gegen den polzenaufwärts dringenden nordböhmischen Vorstoß durchgesetzt haben; die Zuteilung des nordostböhmischen Gebietes zum Kreise Bunzlau, des nordböhmischen zum Kreise Leitmeritz wird den sprachlichen Gegensatz vertieft haben.

Für die weitere Ausbildung der oberlausitzischen und nordostböhmischen Mundart war das politische Schicksal dieser Landschaft entscheidend. 1253, als die Besiedlung in den großen Zügen bereits abgeschlossen war, nur die Heidegebiete nördlich von Bautzen noch ihrer Erschließung harrten, ging die Oberlausitz an die Askanier, Markgrafen von Brandenburg, über; das Land Zittau blieb vorerst bei Böhmen. Während der brandenburgischen Herrschaft wurde die Oberlausitz in eine westliche Hälfte „Land Budissin" und eine östliche „Land Görlitz" geteilt; das Löbauer Wasser bildete die Grenzlinie, die von dem Land Budissin in der Gegend um Löbau später nach Osten verschoben wurde. Mit dieser Zweiteilung trat die Sonderstellung des heute sächsischen Teils der Oberlausitz zum ersten Male heraus. Die Herrschaft der Brandenburger war hier nur kurz; 1319/1328 kam das Land Bautzen wieder an Böhmen, 1346 auch die restliche Oberlausitz. Um die gleiche Zeit wurde auch die Verbindung Schlesiens mit Böhmen endgültig vollzogen. Damit wurde in Ostmitteldeutschland ein großer politischer und Kulturraum geschaffen, der unter dem Böhmenkönig und deutschen Kaiser Karl IV. (deutscher Kaiser 1347 bis 1378) bereits seine erste Blüte erlebte und für die sprachliche Entwicklung des Lausitzischen von größter Bedeutung wurde.

Zur selben Zeit tat auch die Oberlausitz einen entscheidenden Schritt zu ihrer inneren Festigung durch die Gründung des Bundes der Sechsstädte. Zu ihnen gehörte außer Kamenz, Bautzen, Löbau, Görlitz, Lauban auch Zittau, das sich damit endgültig der Oberlausitz anschloß. Von Karl IV. mit weitgehenden staatlichen Vollmachten ausgestattet (Sorge für den Landfrieden, Fehmgericht), entfaltete der Sechsstädtebund in den zwei Jahrhunderten von 1346 bis 1547 eine weitreichende, das ganze Land berührende Tätigkeit. Die Tuchmacherei blühte auf und bildete die Oberlausitz zum einheitlichen Wirtschaftsbezirk.

Die Verbindung der Lausitz mit Böhmen blieb bis in den Dreißigjährigen Krieg aufrechterhalten. Damals erst fiel die Lausitz, zuerst pfandweise, 1635 endgültig an Kursachsen. Doch konnte sie auch innerhalb des sächsischen Staates eine gewisse Eigenständigkeit in Verfassung und Verwaltung bewahren. Die Pulsnitz, die nach anfänglichen Streitigkeiten 1392 als Grenze festgelegt worden war, blieb als Scheide erhalten. Mit der sächsischen Verwaltungsreform 1831 wurde die Sonderstellung der 1815 stark verkleinerten Lausitz beseitigt; doch behielt sie als Kreishauptmannschaft Bautzen noch bis 1932 eine gewisse Selbständigkeit. Die hintere Sächsische Schweiz, die Herrschaft Hohnstein, blieb unter dem böhmischen Adelsgeschlecht der Birken bis ins 15. Jahrhundert mit dem böhmischen Niederland verbunden; die wirtschaftliche Verbindung beider Gebiete blieb noch länger erhalten.

Die besondere Stellung der lausitzischen Mundarten wird aus diesen besonderen geschichtlichen Schicksalen des Landes verständlich. In den Jahrhunderten nach der Besiedlung blieb die Oberlausitz eingeordnet in den großen ostmitteldeutschen Machtbereich, den die Krone Böhmen in Schlesien, der Lausitz und Böhmen errichtete. In diesem großen Gebiet entwickelten sich, ebenso wie in der benachbarten Mark Meißen, große Bewegungen des Sprachausgleichs, die vor allem Schlesien und die Lausitz erfaßten. Die ostmitteldeutsche Ausgleichssprache schlesischer Prägung, die sich dabei ausbildete, ging in wesentlichen Zügen auf die obersächsische Ausgleichssprache zurück, die in das später besiedelte Schlesien bereits mitgebracht wurde, fügte ihr aber einige andere Züge bei. So finden wir auch im Schlesischen die obersächsischen bōm und klēd für mittelhochdeutsches boum und kleit; doch in der Behandlung der Lautgruppe -ouw- weichen die beiden Ausgleichssprachen voneinander ab. Im Obersächsischen heißt es frā und (veraltet) hām für „Frau“ und „hauen“, im Lausitzisch-schlesischen frō(e) und hōm oder hōn (neben hauen). Das Oberlausitzische und Nordostböhmische steht, wie Karte 13 zeigt, auf der Seite des Schlesischen. Diese Einordnung der Lausitz in den Bereich der schlesischen Ausgleichssprache ist, außer in dem eben genannten Beispiel, auch in der Verbreitung des Wörtchens ei für „in“ sichtbar: ei de Stadt, ei de Schule ist kennzeichnend für das Schlesische und Lausitzische. Im Oberlausitzischen findet sich ei für „in“, zum Teil zu a gewandelt, im gleichen Raum wie frō(e) für „Frau“.

Es fällt dabei auf, daß diese schlesischen Formen nicht den ganzen Bereich der Lausitz füllen, nicht bis an deren Westgrenze bei Königsbrück—Pulsnitz heranreichen. Die Sprachlinien gehen vielmehr, von Osten kommend, zwischen Bautzen und Löbau am Nordrand des Berglandes nach Westen und biegen am Hohwald, nördlich Sebnitz, nach Süden um (Karte 13 und 6); die Gebiete um Bautzen und Kamenz bleiben außerhalb dieser Zusammenhänge.

Der Grund für diese Abseitsstellung liegt darin, daß das Bautzner Land im ganzen Mittelalter und bis in die Neuzeit eine Insel wendischer Sprache innerhalb des deutschen Gebiets gebildet hat. Bis ins 18. Jahrhundert reichte wendisches Sprachgebiet noch bis Kamenz, Demitz-Thumitz, Wilthen, Löbau, Reichenbach, füllte also genau das Gebiet des alten Milzener Gaues aus. Über diese Sprachschranke kamen die östlichen Sprachbewegungen in der Regel nicht hinweg; ging doch z. B. die Hohe Straße auf einer Strecke von etwa 50 Kilometern durch wendisches Gebiet. Deshalb nimmt der sehr schmale westlausitzische Streifen um Bischofswerda, Pulsnitz, Königsbrück an den Spracheigentümlichkeiten des Oberlausitzischen sehr oft nicht teil, sondern steht in vielem dem Obersächsischen näher. So kennt dieses Gebiet nicht das schlesische ei für „in"; das schlesische frō hat es in der lausitzisch-obersächsischen Zwischenform frå (Karte 13) angenommen, die die Zwischenstellung dieses Streifens besonders deutlich ausdrückt.

An einigen weiteren Besonderheiten der schlesischen Ausgleichssprache nimmt das Lausitzische zum Teil in ganzer Ausdehnung, zum Teil nur mit dem Oberlausitzischen und Nordostböhmischen teil. So hat das Schlesische in dem allgemein ostmitteldeutschen Wandel von o zu u, ë zu a, a zu o (å) gegenüber dem Obersächsischen in bestimmten Fällen eine Sonderregelung getroffen. Im Schlesischen heißt es zwar uksen „Ochsen" wie im Obersächsischen, aber gebrochen, tochter, kochen mit einem o-Laut, der zum Teil sogar in å übergegangen ist. Vor ch also hat das Schlesische die o-Formen erhalten, während das Obersächsische auch hier o zu u gewandelt hat. Lausitzisch und Nordostböhmisch stehen, wie Karte 10 zeigt, ganz auf der Seite des Schlesischen.

Auch bei dem ostmitteldeutschen Wandel von ë zu a zeigt das Schlesische entsprechende Abwandlungen. In Fällen wie (p)faffer „Pfeffer", schwaster „Schwester" geht es mit dem Obersächsischen überein, vor folgendem ch, k, lt/ld, nt/nd, auch sch hat es dagegen besondere Formen: schlā^{i}cht „schlecht", wā^{i}k „Weg" und ähnliche. Es hat auch in diesen Fällen ë zu a gewandelt, aber die folgenden Mitlaute in der Aussprache gelassen, als ginge noch ein e voraus. Was damit gemeint ist, wird an einem Beispiel wie schlā^{i}cht „schlecht" besonders deutlich. Mit unserem Schriftzeichen ch bezeichnen wir ja zwei verschiedene Laute: einmal ein am Hintergaumen gebildetes dumpferes ch wie in „ach", „Nacht", zum anderen ein am Vordergaumen gebildetes helles ch wie in „ich", „nicht" und ähnlich „schlecht". Das Schlesische hat nun das ë in „schlecht" zu a gewandelt, aber den hellen ch-Laut des „schlecht" beibehalten. So entsteht der Klang eines schlā^{i}cht „schlecht", knā^{i}cht „Knecht" mit einem eingeschobenen Gleichlaut ^{i}. Der gleiche Vorgang liegt vor in wa^{i}k für „weg", fa^{i}lt für „Feld", a^{i}nte für

„Ente“, dra^{i}schn für „dreschen“. Karte 11 zeigt die Verbreitung von schlā^{i}cht in der Oberlausitz und Nordostböhmen. Vor ch hat sich dieser a^{i}-Laut am besten erhalten; in anderen Fällen ist er heute der Verdrängung stark ausgesetzt. Auf lausitzischem und reichsschlesischem Boden werden dabei die a^{i}-Formen durch e (ä) ersetzt; so heißt es oberlausitzisch heute bereits feld und dreschen. Im Nordostböhmischen setzt sich in solchen Fällen stärker die einfache a-Aussprache wie im Obersächsischen und Nordböhmischen durch, so daß es dort heute fald, draschen, gelegentlich auch rächt heißt.

Eine entsprechende Sonderentwicklung vor ch und k zeigt das Schlesische auch bei vorangehendem a. Im allgemeinen kennt das Schlesische auch hier den ostmitteldeutschen Wandel von a zu o: offe „Affe“, schwomb „Schwamm“, flosche „Flasche“; vor ch und k spricht es dagegen a — machen und waksen —, während Teile des Obersächsischen (das Altenburgische, der Gebirgsrand, Chemnitz) auch hier o sprechen. In allen diesen Fällen, wo es sich um das Verhalten von ë, a und o vor ch (z. T. auch vor anderen Lauten) handelt, hebt sich die schlesische Ausgleichssprache von der eng verwandten obersächsischen gleichmäßig ab. Das Oberlausitzische und Nordostböhmische stellen sich dabei, gegen das Obersächsische und Nordböhmische, auf die Seite des Schlesischen.

Wir wollen von weiteren Besonderheiten, die das Oberlausitzische mit dem Gemeinschlesischen verbinden, nur noch wenige anführen. In einigen Fällen zeigt das Schlesische gegenüber dem Obersächsischen stärkere oberdeutsche Beimischungen. So kennt es den fränkisch-oberdeutschen n-Abfall in einigen kleinen Wörtern wie „hin“ und „an“, die oberlausitzisch hi und oa lauten; bi für „bin“ findet sich auch in der Westlausitz. Nach dem Oberdeutschen weisen auch die oberlausitzischen und schlesischen Dehnungen in Fällen wie tisch „Tisch“, sāk „Sack“, lōch „Loch“, zu denen aber auch Fälle wie ālt „alt“, hōlts „Holz“, wūrt „Wort“ u. a. treten. Vor allem hat das Schlesische auch die oberdeutsche Verkleinerungsform -lein in verschiedenen Abwandlungen (-l, -la) durchgesetzt; bißl, Stickl gelten im gesamten Lausitzischen, während im Obersächsischen die Verkleinerung auf -chen die Regel ist (Karte 16).

Kennzeichnend für das Schlesische ist schließlich noch das Wörtchen ock für „nur“ in Fällen wie kumm ock! gih ock! und ähnlichen. Auch im Obersächsischen war dieses Wörtchen, das in ähnlicher Lautung auch in Westmitteldeutschland vorkommt, früher nicht unbekannt; hier ist es aber verdrängt worden und nur noch im Osterzgebirgischen, Südostmeißnischen und Nordböhmischen zu finden. Im Osten hat es sich dagegen über den ganzen schlesischen Mundartraum ausgebreitet, so daß es heute ein Kennwort des Schlesischen, des Oberlausitzischen und Nordostböhmischen ist.

Wir lassen jetzt das Oberlausitzische in einer längeren Mundartprobe zu Worte kommen, die uns die eben genannten Besonderheiten im Zusammenhange zeigt. Es ist ein Stück aus dem Buche „Bumbhutt, dr äberlausitzer Hexenmeester und Eulenspiegel" des Mundartdichters Rudolf Gärtner. Die Schreibung des Buches ist von uns beibehalten. Das ö in ös „ist", sötzt „sitzt", mösst „müßt" bedeutet kein reines ö, sondern einen ö-ähnlichen, zwischen i und e liegenden, schwach gerundeten Laut, wie er im Oberlausitzischen für i und ü vorkommt. oa ist Schreibung für å. Das nj in Pfahrdehänjdler, sennj soll ein i-haltiges (palatales) n wiedergeben (wie in aⁱnte „Ente").

Bumbhutt ös müde und hängt'n Kobb. De stoobgen Schuhe kumm ock su ganz langstn (langsam), ennr noan annern undern Knien wieder zen Burscheine: dr linke, dr raichte, dr linke, dr raichte ...

Doo überhultn a Pfahrdehänjdler, der uhf an Pfahrde sötzt und a Handpfahrd führt. Bumbhutt gibtn a gutt Wuhrt, eb a'n nö (nicht) uhf doas lädge (ledige) Pfahrd lussn welle, ock bies a's (in's) näkste Durf nei. „Doo künnte a jedr kumm!" meente dar, „bie iech erne (etwa) a Stoahlknaicht fer reesende Hambergsborschn? Doo müßt 'r schunt a brinkl (bißchen) friehr uhfstiehn!"

Bumbhutt schoot 'ch (schaut sich) dann Pfahrdehänjdler möt a Boar Dogn oa, oß wellt a 'ch sei Gesöchte bies zen jingsten Geröchte merkn.

Bumbhutt hoht 'ch de Fisse wundgeloofm, doas macht, weil a 's Walzn no nö su gewohne woar. Nu sötzt a doo an Strooßgroabm, hoht 'ch Schuh und Strömpe ausgezoin (gezogen), krajgelt (spreizt) de Zinn (Zehen) ausannanner und wackelt dermötte. Wie a 'ch groade 's Mustr betracht, doas 'n de Strumpmoaschn a de Haut gedrockt hoann, doo koam wuppsdiech! a Groasehübblch (Grashüpfer) oagehubbt und soatzt 'ch groade uhf de raichte gruße Ziehne! Uhf dr Landstrooße abr koallabiertn drei Reiter a'n verbei und se woarrn lange schunt wieder wu annersch, wie Bumbhutt und dr Groasehübblch no a dar Draikwulke schluckstn, die se uhfgewörbelt hoann.

Doo duchte (dachte) Bumbhutt: 's ös frei (freilich) anne anner Sache, su uhf an Pfahrde reitn! Doo wörd ennr nö su müde, leeft 'ch keene Fisse ze Schann und kömmt rischr vern Fleckl!

Ar pfluckt 'ch Preußlbeerkroattch und stackte 's an Hutt. Do stiß a aus Versahn derbei möt dr Huttspötze dann Groasehübblch oa. Abr siech oa! Dar Groasehübblch schwellte oa und koam a's Wachsn und wuchs wettr und wettr, und a dar Zeit, wu ees anne hoalbe Vasprschnitte verspult, woar a su gruß gewuhrn wie a Punny ver dr Zigeinerbande bei Spuhle (Spohla).

„Nu — doas Hüttl ös wörklich nö ze verachtn!" soite Bumbhutt, satztes uhf und zug'ch Strömpe und Schuhe wiedr oa. Derno langt 'a sei Strickl

mied'n Fingerringl ver dr Mottr undr sennj Rückl avier (Röckl hervor), lähte 's dann Heupfahrde oß Zaumzeug öm und schwong 'ch druhf. Wie ar'n an Kloaps mied'n Wandersteckn goab, ging 's lus! Huch durch de Loft, a Riesnhubbsn! 's eene mo übr an Buhsch weg, 's anner mo übr an Barg und wiedr a anner mo übr a Durf, glei möttelst übrn Hoahn ver dr Körchtorm-spötze!

Derweile sahk Bumbhutt undr siech anne Draikwulke, und wie a eegner (genauer) hieschoote, krickt a's weg, doaß doas die drei Reiter vu vurtn woarrn, die a nu schunt übrhult hoatte.

Kurtzsch ver Budissin, wu Bumbhutt Darweit oanahm' wullte, noahm a sennj Heupfahrde 's Zaumzeug wiedr oab, goabm a Trahfl (kleinen Schlag) mied'n Hutte — und doo wuhrde wiedr a ganz gewehniglichr Groase-hübblch draus. —

Wie a derno a dr Dunkelei (Dunkelheit) übern Kurnmoarkt a Budissin gitt (geht), doo sitt a, wie a Reiter a'n Goasthofe zwä Pfahrde eistellt. Mei Bumbhutt kannte dann Dingerch glei wiedr, und wie dr Pfahrdehänjdler a de Wörtsstube nei ös, doo macht 'ch Bumbhutt an Stoahl nei und gibbt an jedn Pfahrde möt senn Hüttl an Schwindersch (Schlag) und murmelt woas derzu. Doo — hustenögesahn! — häng a'n Kähtn (Ketten), oanstoatts dar beedn Tiere, zwiene (zwei) ahle Struhwische! [36].

Wir merken die Besonderheiten der schlesischen Ausgleichssprache an: In Pfahrd und Barg Wandel des ë zu a wie im Obersächsischen, vor ch und k die Sonderentwicklung zu a^{i}: rā^{i}cht, Drā^{i}k (Dreck), das zum Teil wieder zu e gewandelt ist: weg, Fleckl, Schrecke. Erhaltung des a vor ch und k: macht, Sache, wachsen, wackelt. Verkleinerung durchweg mit l: Fleckl, Strickl, Fingerringl. n-Abfall in bie „bin" und oa „an". Dehnungen in iech, mied (mit), Buhsch, Drā^{i}k, Wuhrt, gewuhrn. Schlesische Kennworte: ock „nur", nö (ne) „nicht" und a „in" (oberlausitzisch aus ei weiterentwickelt): a's durf, a'n Goasthofe.

Vom Schlesischen gehen auch die zahlreichen Kürzungen der mittelhochdeutschen Laute uo, üe und ie aus, die vor allem vor t besonders weit gegangen sind: gutt, Hutt, Bumbhutt, Hüttl, Fisse, dazu auch gitt „geht", sitt „sieht", Zinn „Zehen". Zum Teil finden sich diese Kürzungen bis nach Westsachsen hinein; in der Lausitz sind sie aber besonders zahlreich. Auch der ā-Laut für gedehntes e und ö darf als besonders schlesisch gelten, wenn er sich auch noch in der Gegend von Dresden findet; in lädge „ledige" und Äberlausitz ist er in unserer Mundartprobe vertreten; zum Teil erscheint dieser Laut im Lausitzischen auch in der veralteten Form ^{i}ā: K^{i}āte „Kette", h^{i}ām „heben". Ebenso wie gedehntes e entwickelt sich im Lausitzischen und

Schlesischen auch das auslautende -ei. Dahin gehört auch das zwā für „zwei", das sich von den übrigen ei-Lauten in Meester und reesen deutlich abhebt. In a brinkl „ein bißchen" haben wir endlich ein kennzeichnend oberlausitzisches Wort vor uns, ebenso in enner (ees) für „man". Doo werd ennr nö su müde „da wird man nicht so müde" heißt es in unserer Mundartprobe.

Diese schlesischen Züge der lausitzischen Mundarten, die wir bisher besonders herausgearbeitet haben, machen die Hauptbesonderheit des Lausitzischen innerhalb der sächsischen Mundarten aus. Das Lausitzische gehört nicht in den Zusammenhang der meißnischen, sondern der schlesischen Ausgleichssprache, die sich in den Jahrhunderten nach der Besiedlung in dem großen ostmitteldeutschen Machtbereich der Krone Böhmen ausbildete. Was wir an schlesischen Zügen des Lausitzischen genannt haben, waren Eigentümlichkeiten, die über das ganze reichsschlesisch-lausitzische Gebiet verbreitet sind oder doch bis in jüngere Zeit verbreitet waren. Wir gebrauchten für diese Eigentümlichkeiten den Ausdruck schlesische Ausgleichssprache und meinten damit, daß auch in diesem ostmitteldeutschen Großraum, wie im benachbarten Meißen, ein übergreifender Sprachausgleich stattgefunden hat, der sich in der Verbreitung der kleinen Wörter ock für „nur" und ei für „in" besonders eindringlich spiegelt. Wie es aber innerhalb der Mark Meißen bei aller Sprachvereinheitlichung sehr deutlich unterschiedene Mundarten gibt, so gibt es auch innerhalb des großschlesischen Mundartraumes sehr verschiedene Mundarten. Eine davon ist die Lausitzische, die das Gebiet der alten Markgrafschaften Ober- und Niederlausitz vom übrigen Schlesischen abscheidet. So wie die Lausitzen bis 1635 zwar mit Schlesien durch den gleichen Herrscher verbunden, aber dennoch ein selbständiges staatliches Gebilde waren, nimmt auch die lausitzische Mundart innerhalb des Gemeinschlesischen ihre besondere Stellung ein. Innerhalb der Lausitzen scheiden sich mundartlich wiederum Ober- und Niederlausitz, und innerhalb der alten Oberlausitz — die ja auch Görlitz und Lauban umfaßte — hat wieder der sächsische Teil, das alte Land Budissin, seine Besonderheit gegenüber dem preußischen.

Bober und Queis, die alten Grenzen der Lausitzen gegen Schlesien, scheiden die lausitzischen Mundarten von den beiden Hauptmundarten des Reichsschlesischen, dem Gebirgsschlesischen des Südens und dem sogenannten Niederschlesischen der Ebene. Die zahlreichen Sonderentwicklungen dieser Mundarten — die niederschlesischen Zwielaute taisch „Tisch", naider „nieder", faugl „Vogel", die gebirgsschlesischen macha „machen", stickla „Stückchen" — gehen das Lausitzische nichts an. Dafür ist dieses in anderen Fällen seine eigene Wege gegangen, wie sie ihm seine besondere räumliche und politische Stellung wies. Die Zwischenstellung, die die Lausitz und die Oberlausitz im besonderen zwischen Schlesien im Osten, der Mark Meißen

im Westen und Böhmen im Süden einnahm, hat dazu geführt, daß das Lausitzische außer seinen schlesischen Eigentümlichkeiten auch solche des meißnischen Westens wie des böhmischen Südens angenommen hat; in der Auswahl und Verarbeitung dieser Sprachbestandteile liegt die besondere Leistung des Lausitzischen.

Eine obersächsische Eigentümlichkeit ist z. B. der Wandel eines unbetonten -em zu -en, vor allem in Wörtern wie „unserem", „meinem", „ihm", also im dritten Fall der Einzahl; das Schlesische hat das -m erhalten. So scheiden sich obersächsisch ich sag's meinen Vater und schlesisch ich sag's meinem Vater. Das Lausitzische steht in diesem Fall auf seiten des Obersächsischen; das schlesische mem „meinem" und insem „unserem" beginnt erst jenseits des Queis; nur in „ihm" zeigt auch das Oberlausitzische die schlesische Form mit -m.

Seit der Angliederung der Lausitz an Sachsen 1635 haben sich die obersächsischen Eigentümlichkeiten im Lausitzischen stärker Bahn gebrochen. Die Zwischenstellung, die das Lausitzische seitdem zwischen dem Obersächsischen und dem Schlesischen einnimmt, wird in der Behandlung der Verschlußlaute und Reibelaute p, t, k, b, d, g, f, ch, s und sch besonders deutlich. Wir wollen diese verwickelten Verhältnisse nur andeuten. Im Obersächsischen sind b und p, d und t zu sehr schwach artikulierten, stimmlosen Lauten (stimmlose Lenes) zusammengefallen. „Baden" und „Paten" klingen im Obersächsischen gleich. Im Schlesischen hält man diese Laute auseinander. Das t in „Vater" ist hier nicht dasselbe wie in „Faden". Auch der Unterschied zwischen stimmhaften (tönenden) und stimmlosen (nichttönenden) Lauten ist im Schlesischen erhalten. Während das Obersächsische z. B. für s nur einen (stimmlosen) Laut kennt, spricht das Schlesische in „Haus" einen stimmlosen, in „Hause" dagegen einen stimmhaften (weichen, tönenden) s-Laut. Das Lausitzische steht in allen diesen Fällen dem Schlesischen nahe, geht aber in der Erhaltung dieser Unterschiede nicht so weit wie dieses. Es hält d und t, b und p nur inlautend zum Teil auseinander, auch nur zum Teil kennt es stimmhafte Reibelaute wie in bise „böse" und hirsche „Hirse", durch die es sich vom Obersächsischen abhebt. Im ganzen nimmt das Oberlausitzische in diesen Lautfragen eine gewisse Mitte zwischen dem Obersächsischen und Schlesischen ein; die obersächsische Aussprache dringt vor.

So wie das Lausitzische zwischen Westen und Osten, zwischen Obersächsisch und Schlesisch eine Art Mitte gefunden hat, so hat es auch zwischen Norden und Süden, das heißt zwischen dem Mitteldeutschen des Sächsischen und Schlesischen und dem Oberdeutschen des Böhmischen seinen eigenen Ausgleich geschaffen. In dem Falle „hinten" (Karte 9) sahen wir bereits, wie das Oberlausitzische zwischen dem mitteldeutschen (obersächsischen und

schlesischen) hing und dem oberdeutschen (böhmischen) hindn seine Zwischenform hinn geschaffen hat. Die Durchdringung von Mitteldeutschem und Oberdeutschem war hier schon in dem Zusammentreffen der verschiedenen Siedler gegeben, doch hat die spätere, räumliche und politische Zwischenstellung der Lausitz zwischen Sachsen—Schlesien und Böhmen diesen Gegensatz immer erneut offen gehalten. Von einer solchen Auseinandersetzung zwischen mitteldeutschen und oberdeutschen Spracheigentümlichkeiten erzählen auch bestimmte oberlausitzisch-nordostböhmische Formen der Verkleinerungssilbe. Heute gilt im Oberlausitzischen zwar allgemein die schlesische Verkleinerung mit -l (stickl), doch kommt in Wörtern wie „Mäuerchen" (Stellung nach r) eine Bildung auf -chel „Mäuerchl" vor, die im Nordostböhmischen (ifchl „Ofen" u. a.) verbreiteter ist. Es handelt sich bei diesem -chel um eine Ausgleichsform zwischen oberdeutschem -l und mitteldeutschem -chen, die erst nach der Besiedlung in Nord- und Nordostböhmen erwachsen ist, und an der das Lausitzische kraft seiner Verbindung mit Böhmen ebenfalls Anteil genommen hat. Eine oberdeutsch-böhmische Angelegenheit, an der auch das Oberlausitzische, nicht aber das angrenzende Schlesische teil hat, ist auch die Bevorzugung des Wortes dō „da" statt eines mitteldeutschen hie „hier". Überhaupt zeigt sich die Verbindung des Lausitzischen mit dem Böhmischen besonders in dem Zusammenhang bestimmter Wortformen. So kennt das Lausitzische nicht nur das allgemein böhmische Krēn für „Meerrettich", sondern dazu auch die nord- und nordostböhmische Sonderform Grinwurzel. Wörter wie Hühnel, Gälhühnel für den Pfifferling, Nußhakel (-hā^{i}kl) für den Eichelhäher sind für die Oberlausitz und Nordostböhmen kennzeichnend.

Abgesehen von dieser Selbständigkeit, die das Oberlausitzische in der Auswahl seiner Sprachformen vom Osten, Westen und Süden an den Tag legt, zeigt es auch bestimmte Sonderentwicklungen auf kleinem Raum. Die Karte „hinten" (Karte 9), die wir immer wieder zu Rate ziehen müssen, zeigt bereits, daß sich innerhalb des Oberlausitzisch-Nordostböhmischen bestimmte Teilräume herauslösen. Das böhmische Niederland um Rumburg—Schluckenau sonderte sich mit der Form hindn ab; die sächsische Oberlausitz bewies ihre Selbständigkeit in der Zwischenform hinn; noch weiter verbreitet ist unn „unten", das sich, vereinigt mit hing, auch im Friedländischen und am Ost- und Nordostrand der sächsischen Oberlausitz (um Bernstadt) findet.

Die Verteilung dieser Formen bezeichnet mehr als nur die besondere Entwicklung zweier Wörter; sie kennzeichnet fest umgrenzte Teilräume der oberlausitz-nordostböhmischen Mundart, die uns in anderen Lauterscheinungen ebenso entgegentreten. Das Niederländische des Schluckenauer Zipfels, das Kernoberlausitzische sächsischen Anteils (hinn-Gebiet nördlich der Landesgrenze), das Friedländische im Osten und die Mundart des Eigens um Bernstadt.

Das Gebiet am Ostrand der sächsischen Oberlausitz, wo hing neben unn gesprochen wird, zeigt eine merkwürdige Übereinstimmung mit dem Bereich des alten Zagostgaues; doch ist in anderen Fällen die Mundart seines westlichen Teiles um Bernstadt und des östlichen um Friedland so verschieden, daß wir die Erklärung dieser Sonderformen besser getrennt aus der politischen und Siedlungsgeschichte des Bernstadter und des Friedländer Landes herleiten. Das Gebiet um Bernstadt, das sogenannte Eigen, das zuerst dem Bischof von Meißen, dann jahrhundertelang dem Kloster Marienstern zu eigen war, ist in seinen Grenzen von einer für oberlausitzische Herrschaftsverhältnisse so seltenen Beständigkeit geblieben, daß wir ihm eine sprachliche Wirksamkeit wohl zutrauen dürfen. Die Grenze von hing gegen hinn südlich Bernstadt deckt sich mit der Südgrenze des Eigens als Mariensterner Besitz. Dem Oberlausitzer ist die Sonderstellung des Nordostrandes um Bernstadt, die weiter nach Görlitz zu noch deutlicher heraustritt, ohrenfällig. „Ei Kingst'n und Meleee (in Königshain und Melaune) werd eigebung'n und ufgebung'n und vun King'rn und Hing'rn vurne und hing'n, ub'm und ung'n ållerlee gefung'n" heißt es zur Kennzeichnung dieser Teilmundart [37].

Von ähnlicher Festigkeit ist das hing-unn-Gebiet um Friedland, das sich noch durch eine ganze Reihe weiterer Eigentümlichkeiten auszeichnet. Es umfaßt in der Regel nicht nur das Gebiet der alten Herrschaft Friedland, sondern auch das der kolonialen Herrschaften Ostritz und Rohnau (rechts der Neiße), greift also in den sächsischen Teil der Oberlausitz über. In diesem Gebiet gilt als hervorstechende Eigentümlichkeit der oberdeutsche e-Abfall und e-Ausfall: gäns „Gänse", gfolln „gefallen" u. a. (Karte 7). Es heißt von der Mundart dieses Gebietes: „Wenns eiglådt sein, do mach'n d Loit aus Rächnå, aus Wåsdurf und aus d Türch (Reichenau, Weigsdorf, Türchau) su fix a d Ståd̄t, dåss bal går zgschwind giht" [38]. Mit den Ortsnamen Wåsdurf und Rächnå (bei Zittau) wird in diesem Kennsatz noch auf eine weitere Eigentümlichkeit dieses Gebietes angespielt. Hier wird ei (mittelhochdeutsch î) zu ā, au (mittelhochdeutsch û und ou) zu å): „A Wåsdurf, doo strächn se de gågn un de basgågn zu glächer zāt"; und: „Klås, kumm rås, 's leeft ane Mås ims Hås!" [39]. Diese Besonderheiten finden sich weiter im Schlesischen, gegen Löwenberg—Glogau zu, wieder, so daß hier alte Zusammenhänge bestehen werden. Im Oberlausitzischen und Friedländischen zeigt das Gebiet dieser Sonderformen, umgrenzt etwa durch die e-bAfallgrenze (Karte 7) eine solche Geschlossenheit, daß man hier bereits eine gewisse Einheit der Besiedlung vermuten wird.

Der e-Abfall und e-Ausfall, nicht aber die übrigen Merkmale des Friedländischen, findet sich in einem kleinen Gebiet südlich Bautzen wieder, das die Orte Steinigtwolmsdorf, Ringenhain, Weifa, Ober- und Niederneukirch

umfaßt. Bei Eigenschaftswörtern (der gut alt Mann) findet sich der e-Abfall noch in vier weiteren Orten östlich Neustadt (Karte 7); auch der e-Ausfall (gschicht(e), gfalln) ist etwas weiter verbreitet, so daß das e-Abfallgebiet um Neukirch wohl der Rest eines früher größeren Gebietes ist.

Solche kleine und kleinste, festumgrenzte Inseln bedeutender mundartlicher Sonderformen, wie wir sie in den e-Abfallgebieten um Neukirch und Friedland, auch in den alten Ortsmundarten von Seifhennersdorf und Schirgiswalde, schließlich im Kernoberlausitzischen des Überlandes finden, sind unter den sächsischen Mundarten nur im Lausitzischen anzutreffen. Suchen wir eine Erklärung für dieses Nebeneinanderstehen kleiner Mundartinseln auf dem Boden der Lausitz, so finden wir sie wiederum in der Geschichte dieses Landes. In der Oberlausitz hat es nie die straffe landesherrliche Gewalt gegeben wie etwa in der angrenzenden Mark Meißen; ja es haben sich nicht einmal kleinere Herrschaftsbezirke von Dauer herausbilden können. Dieses Fehlen einer Zentralgewalt hat das Stehenbleiben kleiner Mundartinseln begünstigt.

Auch das Kernoberlausitzische, das Gebiet der hinn-Orte innerhalb der Landesgrenze (Karte 7), setzt sich mit seinen Besonderheiten inselartig gegen die umgebenden Mundarten ab. In diesem Teilgebiet gilt das berühmte Zungen-r der oberlausitzer „Edelroller", ein durch Auf- und Abbewegen der Zungenspitze gebildeter, rollender r-Laut, dem in gleichem Bereich auch ein bestimmtes l entspricht. Das hing-Gebiet um Bernstadt und das e-Abfallgebiet östlich der Neiße haben an diesem oberlausitzischen Kennlaut bereits ebensowenig Anteil wie das südlich angrenzende Nordostböhmische und das Bautzner Land. Im gleichen Gebiet findet sich noch resthaft die Lautung soa^{i}n für „sagen" (Lautgruppe -age-), das aber gegen soin bereits überall zurückgeht. Im selben Raum gibt es auch die Kürzung von „bei" zu ba, ei „in" zu a, die sich nach Osten bis an die Landesgrenze ausgedehnt hat. Dieses Gebiet des Kernoberlausitzischen, der Weberdörfer des „Überlandes", meinen wir, wenn wir gemeinhin von der oberlausitzischen Mundart sprechen; aus diesem Gebiet ist auch unsere Mundartprobe entnommen.

Das Nordostböhmische

Das Nordostböhmische ist mit dem Oberlausitzischen durch Besiedlung und Geschichte so eng verbunden, daß das meiste von dem, was wir über das Oberlausitzische ausgesagt haben, auch für das Nordostböhmische gilt. Für die Besiedlung bildeten beide Gebiete eine Einheit, nach der Besiedlung standen sie gleichmäßig unter der Wirkung der schlesischen Ausgleichssprache. Die Mundartgrenze, die, von Kreibitz über Böhmisch-Leipa nach Süden ziehend, Nordostböhmisch und Nordböhmisch scheidet (Karte 6), trennt das

schlesische gebrochen vom obersächsisch-nordböhmischen gebruchen (Karte 10), schlesisches schlā^{i}cht von (vordringendem) schlacht (Karte 11), machen von mochen, frō^{u} von frā (Karte 13). Die beiden letzten Beispiele können auch als Abgrenzungen des Ostmitteldeutsch-Schlesisch engegen die mainfränkischen Besonderheiten der nordböhmischen Mischmundart betrachtet werden. Dazu gehört ferner der Gegensatz von nordostböhmisch-schlesischem bōm gegen nordböhmisch-fränkisches bām (Karte 13), von oich gegen aich, von hiert „hört" gegen härt (Karte 12) und (etwas verschoben) uf gegen auf, āle „alte" gegen alde (ālde).

Die lautlichen Unterschiede des Nordostböhmischen vom Nordböhmischen sind stärker als die des Lausitzischen vom Obersächsischen, weil sich auf der sächsischen Seite nur Schlesisch und Obersächsisch, auf der böhmischen außerdem aber Schlesisch und Mainfränkisch begegnen. Mit dem Oberlausitzischen geht das Nordostböhmische aber in allen diesen Fällen überein.

Eine stärkere Abgrenzung des Nordostböhmischen gegen das Lausitzische war erst mit der Angliederung der vorher böhmischen Lausitz an Sachsen 1635 gegeben; doch bestand die heutige Landesgrenze auch bereits vorher. Am frühesten bildete sie sich im Rumburg-Schluckenauer Zipfel zu ihrem heutigen Verlauf aus, wo schon im 15. Jahrhundert der jetzige Grenzverlauf erreicht ist; im Friedländischen geschah dies erst zwei Jahrhunderte später. Erst im 19. Jahrhundert wurden letzte Bereinigungen an der friedländischen Grenze vorgenommen; damals erst kam auch die böhmische Exklave Schirgiswalde zu Sachsen. Noch heute ist die Wirksamkeit der Landesgrenze als Sprachgrenze an den einzelnen Grenzabschnitten verschieden; am stärksten ist sie zwischen Rumburg-Schluckenau und der sächsischen Oberlausitz. Nur wenige Mundartlinien folgen der Landesgrenze auf der ganzen Linie, meist fallen sie mit ihr nur auf kürzerer Strecke zusammen, doch sind diese Teilstrecken so zahlreich, daß die Landesgrenze, im ganzen betrachtet, heute doch als Mundartgrenze spürbar ist.

Wir können in dem nordostböhmischen Gebiet südlich der Landesgrenze drei Abschnitte unterscheiden: Das Niederländische um Schluckenau (die alten Herrschaften Schluckenau, Hainspach, Tollenstein), das in manchem schon zum Nordböhmischen hinüberneigt, mit dem es als Teil des Kreises Leitmeritz politisch verbunden war. So hat sich dieses Gebiet für hindn „hinten" entschieden, spricht auch das nordböhmische alde (ālde) gegen das oberlausitzisch-nordostböhmische āle für „alte".

Dann folgt ein Gebiet, das sich südlich des Landes Zittau von Zwickau bis Kratzau erstreckt und etwa mit den Ämtern und Herrschaften Zwickau, Gabel, Lämberg, Grafenstein zu umschreiben ist. Dieses Gebiet hängt, durch alte Straßen mit dem Norden verbunden, stärker mit dem Zittauischen zu-

sammen, wie das Kennwort hinn „hinten“ (Karte 9) zeigt. Im Osten schließt sich endlich das Friedländische (Herrschaft Friedland) an, das so stark mit dem schlesischen Norden verwachsen ist (Kennwort hing), daß man es kaum noch zum eigentlichen Nordostböhmischen rechnen kann.

Eine Lauterscheinung, durch die sich das gesamte Nordostböhmische samt dem Friedländischen vom Oberlausitzischen abtrennt, ist der nordostböhmische Wandel des mundartlichen -ch nach Dentalen zu -sch: sontsch „Sonntag“, hortsch „hurtig“, mußsch „muß ich“. An den oberlausitzischen r- und l-Lauten nimmt das Nordostböhmische insgesamt nicht teil, doch ist es in der Vertretung dieser Laute nicht einheitlich; ein besonders weit hinten gebildetes, wie u klingendes (velares) l findet sich noch im Friedländischen: leffu „Löffel“, appubēmu „Apfelbäumchen“.

In den meisten Fällen, wo die Landesgrenze auf langer Strecke zur Mundartgrenze geworden ist, stellt sich das Niederländische und die Gegend südlich Zittau gemeinsam gegen das Oberlausitzische; das Friedländische bleibt in der Regel beim Norden (gelegentlich stellt sich auch die Nordwestecke des Niederländischen zu Sachsen). Das gilt für alle die folgenden Merkmale, mit denen sich das Nordostböhmische auf der Landesgrenze vom Oberlausitzischen scheidet: Nordostböhmisch wird vielfach i vor r zu o: korcho „Kirche“ (oberlausitzisch kirche, körche); ebenso erscheint das Endungs-e stark verdumpft: Korcho, frēdo „Freude“ u. a. Die Lautgruppen -oge und -âge- erscheinen als ō (gelegentlich ū) gegen oberlausitzisch oi: geflōn „geflogen“, frōn „fragen“. Ähnlich wird auch -age- im Nordostböhmischen zu ō, å̄ oder oa: sōn, så̄n, sōan „sagen“; im Oberlausitzischen gilt dafür soin, sōa^{i}n; doch findet sich um Zittau auch sōan. Für die nordostböhmische Aussprache der -age- und -oge- gilt das Kennverschen: „Rohn läßt frōn, obr ne kå̄n å̄schlōn lōn (anschlagen lassen)“ [40]; oberlausitzisch würde es hier froin und oaschloin heißen.

Eine besondere Eigentümlichkeit des Nordostböhmischen, die aber im Rückgang begriffen ist, ist endlich die ē^{i}- und ō^{u}-Aussprache von mundartlichen ē und ō: klē^{i}d „Kleid“, bē^{i}ml „Bäumchen“, hō^{u}l „hohl“, dō^{u} „da“, bō^{u}m „Baum“, frō^{v} „Frau“. Es ist nicht gewiß, ob nicht diese Aussprache früher auch im Sächsischen verbreitet war; heute gilt sie noch im Nordostböhmischen und in östlichen und südlichen Teilen des nordböhmischen Mundartgebietes. In dem folgenden Tanzliedchen, das auch in anderen Mundartgebieten bekannt ist, tritt dieses nordostböhmische Kennzeichen (neben dem Wandel von -ir- zu -or-) deutlich hervor:

Seff (Josef), bleib dou,
m'r wejß ja ne, wie's Water word,

Seff, bleib dou,
m'r weiß ja ne, wie's word.
's könnte rahn, und's könnte schnein,
's könnt ou wieder schiene sein!
Seff, bleib dou,
m'r weiß ja ne, wie's word [41].

Die Gemeinsamkeiten des Nordostböhmischen mit dem Oberlausitzischen überwiegen. Beide bilden ursprünglich eine Einheit, aus der sich durch verschiedene politische Entwicklung erst zwei unterschiedene Mundarten gebildet haben.

Das Westlausitzische

Das Westlausitzische ist das schmale Mundartgebiet, das sich am Westrand der alten Oberlausitz, zwischen Königsbrück, Kamenz, Pulsnitz, Elstra, Bischofswerda erstreckt, im Osten begrenzt vom Neulausitzischen des ehemals wendischen Bautzner Landes, im Westen vom Obersächsischen des Elbtales (Karte 6). Es hat seine besondere Stellung darin, daß es als alter Bestandteil der Oberlausitz von den meißnischen Sprachbewegungen meist unberührt blieb, anderseits aber, durch das Wendische des Bautzner Landes vom Osten abgeriegelt, auch von dem schlesischen Sprachausgleich nur teilweise erreicht wurde. So bildete sich ein kleines Zwischengebiet aus, dessen Stellung wir mit dem Worte frå „Frau" (ebenso håm „hauen"), das aus obersächsischem frā und schlesischem frō gebildet ist, kennzeichneten (Karte 13).

Heute ist dieses kleine, kaum jemals bedeutende Mundartgebiet in voller Auflösung begriffen. Vom Westen her dringt das Obersächsische, vor allem auch im Tonfall, herein, vom Osten ist die Wirkung der hochdeutsch bestimmten neulausitzischen Lautgebung spürbar. In absehbarer Zeit wird der schmale Streifen des Westlausitzischen im Obersächsischen untergegangen sein. Geschichtlich betrachtet gehört es jedoch stärker in den Zusammenhang der lausitzisch-schlesischen als der meißnischen Mundartgruppe (so in der Behandlung der ë, a, o, vgl. S. 99 f.). Sind gerade diese Unterschiede durch neueste Sprachbewegungen heute stark verwischt, so zeigt das Westlausitzische in anderen Fällen doch noch genug Züge, die es in den Zusammenhang mit dem Lausitzisch-Schlesischen rücken. So finden wir auch in der Westlausitz ein dem Oberlausitzischen verwandtes Zungen-r; auch die stimmhaften Laute s und sch (bise „böse", hirsche „Hirse"), die ein wesentliches Merkmal des Lausitzischen und Schlesischen gegenüber dem Obersächsischen darstellen.

Auch in anderen Fällen, in denen das Obersächsische alte Formen verdrängt, das Oberlausitzische sie bewahrt hat, bewährt sich das Westlausitzische

als Teil der Oberlausitz. So kennt es noch die alte Form gewäst für „gewesen“, die im Obersächsischen verschwunden und außer im Lausitzischen noch im Altenburgischen ein Restgebiet gefunden hat. Das gleiche gilt für die altobersächsischen Formen kēfen für „kaufen“, menn, denn „meinen“, „deinen“, die sich im Westlausitzischen noch bei älteren Leuten finden. Es ist vor allem das abgelegene Bergland zwischen Königsbrück, Kamenz, Pulsnitz und Elstra, das Gebiet von frā „Frau“ (Karte 13), das zu einem Rückzugsgebiet alter Formen geworden ist. In diesem kleinen Gebiet finden wir noch Formen wie kend „Kind“ und ons „uns“, die einen letzten Rest der alten mitteldeutsch-obersächsischen Senkung von i zu e, u zu o (besonders vor n + Zahnlaut) darstellen und mit dem heng „hinten“ und hong „unten“ des Altenburgischen zusammengehören.

Im Osten durch das wendische Sprachgebiet abgeriegelt, im Westen durch die politische Grenze geschützt, hat das kleine westlausitzische Gebiet, dem ein eigener Mittelpunkt und selbständige Sprachkraft fehlen, in manchen Fällen alte mitteldeutsche Formen bewahrt. Darin liegt die Bedeutung dieses Streifens für die sächsische Sprachgeschichte, um deretwillen wir dieser entschwindenden Mundart eine besondere Betrachtung gewidmet haben.

Das Neulausitzische

Das Gebiet des Neulausitzischen, das sich nach den Grenzen sehr verschiedener Lauterscheinungen fest und eindeutig abgrenzt, füllt den Raum der alten Bautzner Freilandschaft östlich und nördlich des Lausitzer Berglandes. Die Grenze zwischen Bergland und Ebene gibt ziemlich genau auch die Grenze der westlausitzischen und oberlausitzischen Mundart gegenüber dem Neulausitzischen des Bautzner Landes an.

In diesem Raum des alten Sorbengaues Milsca hat sich, wie wir wissen, neben der deutschen Sprache das Wendische durch das ganze Mittelalter und resthaft bis heute erhalten. Die Grenze des Neulausitzischen bezeichnet ungefähr die weiteste Ausdehnung wendischen Sprachgebiets Mitte des 18. Jahrhunderts; in den Jahrhunderten vorher war es noch etwas größer; heute ist das Wendische weiter zurückgedrängt und findet sich stärker nur noch nördlich von Bautzen, obwohl es auch südlich davon noch nicht ganz ausgestorben ist. Daß es in diesem ganzen Gebiet schon seit längerer Zeit eine starke deutschsprechende Bevölkerung gibt, geht aus dem Vorhandensein einer besonderen deutschen Mundart dieses Gebietes, eben des Neulausitzischen, deutlich hervor.

Daß diese Mundart sich in ihrem Lautstand von den benachbarten lausitzischen Mundarten wesentlich und grundsätzlich unterscheidet, haben uns bereits

mehrere unserer Sprachkarten gezeigt. Auf den Karten 9 bis 13 und 18 sondert sich das Neulausitzische mit seinen Formen hinten, oksen, pfeffer, schlecht, weh, hoch, frau, eier von den hing und hinn, uksen, pfaffer, schlāicht, wi, hūch, frō (frå), ēr der umgebenden Mundarten deutlich ab. Schauen wir uns diese Beispiele genauer an, so bemerken wir, daß es immer schriftsprachliche Formen sind, mit denen sich das Neulausitzische gegen die umgebenden Mundarten absetzt; und man hat aus dieser Tatsache gefolgert, das Neulausitzische sei nichts anderes als deutsche Schriftsprache, so wie sie die Deutsch lernenden Wenden in der Schule annähmen.

Sieht man genauer zu, so entdeckt man in dieser neulausitzischen Mundart aber auch ganz andere Formen: ōch für „auch", bōm für „Baum", klēd „Kleid", bēml „Bäumchen", nei „neu", eich „euch", balde „bald", sēre „sehr", uf „auf", stickl „Stückchen", ni „nicht", glei „gleich", strump „Strumpf", appel „Apfel", die man gewiß nicht in der Schule lernen sollte.

Meinten wir nun, die Wenden hätten diese Formen eben aus den umgebenden Mundarten übernommen, so würden wir damit nicht nur die erste Erklärung zur Hälfte wieder preisgeben, sondern wir ständen auch wiederum vor neuen und unlösbareren Fragen: Warum hat dann die neulausitzische Sprache das mundartliche bōm, aber nicht das mundartliche frō, sondern das schriftsprachliche frau angenommen? Und warum zwar das ch-lose mundartliche glei, aber nicht das entsprechende mundartliche ō für „auch"? Und woher hat es dann die Besonderheiten, die weder der Schriftsprache noch der umgebenden Mundart angehören, wie nei für „neu", ōch für „auch", balde für „bald" u. a. m.?

Alle diese besonderen Lautformen des Neulausitzischen, schriftsprachliche und nicht-schriftsprachliche, finden an einer ganz anderen Stelle ihre vollständige Entsprechung, das ist in der Halbmundart der sächsischen Städte, in der sogenannten obersächsischen Umgangssprache. Gehen wir die neulausitzischen Besonderheiten noch einmal von Anfang an durch, so wird uns die Übereinstimmung der beiden Sprachformen deutlich: Die Halbmundart der sächsischen Städte sagt bōm, aber frau, klēd, aber eier, sie sagt glei für „gleich", aber ōch (mit -ch) für „auch", während die alten sächsischen Mundarten das -ch auch hier abfallen lassen. Die Übereinstimmung des Neulausitzischen mit den städtischen Sprachformen ist in diesen Fällen ganz unverkennbar. Ja, wir können die Übereinstimmungen noch genauer festlegen. Das umgangssprachliche ni für „nicht" und bisl für „bißchen", wie es auch dem Neulausitzischen eigen ist, gilt nur in der städtischen Halbmundart Dresdens und Ostsachsens, während etwa Leipzig nich und bißchen spricht. Fügen wir noch hinzu, daß diese städtische Halbmundart etwa mit dem 16. Jahrhundert in den sächsischen Städten Fuß faßt, im

18. Jahrhundert aber bereits herrschend ist, dann haben wir für die Erklärung des neulausitzischen Lautstandes die Fäden in der Hand.

Die Besonderheit der neulausitzischen Mundart ist durch die Zeit der Eindeutschung dieses Gebiets begründet. Die alten sorbischen Gebiete, die noch im Mittelalter, in den Jahrhunderten der deutschen Wiedergewinnung, eingedeutscht worden sind, wie der Pleißengau und die Lommatzscher Pflege, haben die Mundarten der benachbarten deutschen Landschaften angenommen, weil damals noch die Mundart die herrschende Sprachform war. Mit der Schöpfung der deutschen Schriftsprache wird aber eine neue Sprachform tonangebend, die städtische Umgangssprache, die eine Art gesprochener Schriftsprache ist. Die Eindeutschung des wendischen Gebiets um Bautzen fällt in die spätere Zeit, in der die Umgangssprache die größte Kraft entfaltete.

Die Orte, mit denen das wendische Sprachgebiet noch über die Bautzner Ebene hinausreichte und die bis zum 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts eingedeutscht worden sind (besonders zahlreich sind sie westlich von Elstra—Kamenz—Großgrabe bis zur Pulsnitz), haben noch die umgebende Mundart, das Westlausitzische bzw. — im Cunewalder Tal und um Löbau — das Oberlausitzische angenommen. Nach der Angliederung der Lausitz an Sachsen 1635 hat für die Eindeutschung des übrigen Gebiets die obersächsische Umgangssprache die Führung übernommen.

Wir wissen, welche Kraft die städtische Umgangssprache im 17. und 18. Jahrhundert als eine Art Staatssprache des absolutistischen Sachsen besessen hat. Unter der Wirkung dieser obersächsischen Umgangssprache hat sich das Neulausitzische im 17. und 18. Jahrhundert gebildet. In der Stadt Bautzen, die als Marktort für die ländliche Bevölkerung von größter Bedeutung war, und von Beamten und Schulmeistern hat die ländliche Bevölkerung diese, in jener Zeit vorbildliche Sprache gelernt. Daß dieses Neulausitzische nicht erst die Frucht eines neuzeitlichen Schulunterrichts sein kann, geht aus seinen sehr zahlreichen nicht-schriftsprachlichen Beimengungen bereits hervor. In manchen dieser Sprachformen glauben wir sogar einen Hinweis auf die Entstehungszeit dieser Mundart zu sehen: So findet sich im Neulausitzischen um Bautzen noch „das kann sein“ und „mir sein da“, Formen, die in der städtischen Sprache heute durch das ursprünglich leipzigerische „das kann sinn“ und „mir sinn da“ verdrängt sind, in der Umgangssprache Dresdens und Ostsachsens im 18. Jahrhundert aber noch vorhanden gewesen sein müssen.

Durch seinen umgangssprachlichen Charakter stellt sich uns das Neulausitzische des Bautzner Landes als eine Sprachform dar, die von den übrigen Mundarten Sachsens grundsätzlich unterschieden ist; so grundsätzlich, daß wir für sie die Bezeichnung Mundart eigentlich gar nicht gebrauchen dürften.

Es ist eine Halbmundart, aus Schriftsprache und Mundart in der Weise gemischt, wie es die Umgangssprache der sächsischen Städte ist, von denen das Neulausitzische seine Lautformen übernommen hat. Im Tonfall und im Gesamtklang freilich ist das Neulausitzische der obersächsischen Umgangssprache nicht in gleicher Weise verhaftet; hier klingt das allgemein Lausitzische und teilweise auch noch das besonders Wendische durch.

Mit der Betrachtung dieser letzten Mundart sind wir über den Umkreis unserer bisherigen Betrachtung bereits hinausgeschritten. Wir haben einen Gegensatz gefunden zwischen alter ländlicher Mundart und neuer städtischer Umgangssprache. Wir konnten diese Fragen hier nur andeuten; ausführlich sollen sie uns im folgenden dritten Teil unserer Betrachtungen beschäftigen.

Mundart und Heimat

Unser Weg durch die Mundartgebiete Sachsens ist beendet. Wir haben uns bemüht, die besondere Stellung jeder einzelnen Mundart innerhalb des Gefüges der sächsischen und böhmischen Mundarten herauszuarbeiten, wir haben uns bemüht, diese besondere Stellung aus der gesamten Geschichte jedes Teilgebiets heraus zu sehen. Von den Zeiten der Urbesiedlung, über die Jahrhunderte der ostdeutschen Wiederbesiedlung, der mittelalterlichen und neueren Geschichte haben wir das Schicksal jeder einzelnen Landschaft verfolgt, und die Mundart hat uns von diesem Schicksal treulich Zeugnis gegeben. Die Mundart erzählte von dem Geschehen der Siedlung, von der politischen Geschichte ihres Raumes, von den besonderen Kräften ihrer Landschaft. Die Mundart spiegelte uns Art und Schicksal ihres Bodens und ihrer Menschen, die Sprache der Heimat barg in sich die Geschichte der Heimat.

Das Netz der Mundartlinien, das Mosaik der Mundarträume, das sich über Sachsen und Nordböhmen ausbreitet, verdankt nicht dem Zufall oder der Willkür sein Dasein, sondern der gesamten Geschichte dieses Bodens.

Hier z. B. dehnte sich eine Urlandschaft aus, die sich den Zusammenhang ihrer bäuerlichen Kultur durch die Jahrtausende bewahrt und damit auch ihre besondere Mundart geschaffen hat. Hier dagegen arbeitete sich ein Zug deutscher Neusiedler in den Gebirgswald vor; an diesem Fluß schritten sie aufwärts und setzten sich in seinen Seitentälern fest; von der anderen Seite kam ihnen ein zweiter Zug entgegen, der von jenem altbesiedelten Talkessel aus den Wald erschloß; auf dieser Wasserscheide trafen sich die beiden Bewegungen, und hier liegt nun die Mundartgrenze und kündet von dem Geschehen, mit dem vor einem Dreivierteljahrtausend die Geschichte dieses Landstriches begann.

Hier durchdrangen sich die Siedlerzüge, die von Südwesten kamen, mit jenen, die aus dem mitteldeutschen Westen zuwanderten; aus der Durchdringung beider Bewegungen erwuchs diese gemischte Mundart, die von der einen Gruppe diese, von der anderen jene Besonderheit zeigt.

In diesem erzreichen Lande erscholl an der Wende zur Neuzeit das Berggeschrei, neue Siedler strömten herein, ein neuer Kulturraum entstand, und in seinem Bereich bildete sich eine Mundart aus, die zur Kultur dieser bergmännischen Landschaft ebenso dazugehört wie Halden und Göpel.

Dort wiederum ließen sich vertriebene Evangelische nieder, die nach dem Glaubenskriege aus dem benachbarten Böhmen fliehen mußten und die Besonderheiten ihrer alten Mundart bis heute erhalten haben.

Hier wuchs eine Grenzmark zum großen Staate und prägte den Mundarten ihres Raumes gemeinsame Züge einer Einheitssprache auf; im Westen und Osten konnten sich einzelne Gebiete in alter Unabhängigkeit bewahren, und auch ihre Mundarten zeigen eine Sonderstellung.

Jenseits des Gebirges wuchs das Deutschtum nicht zur völlig geschlossenen räumlichen Einheit, hier haben sich die einzelnen Mundarten ungemischter erhalten.

Von all diesem Geschehen berichten uns die Mundarten. Von der großen Zeit der deutschen Besiedlung dieses Landes, als diesseits und jenseits des Erzgebirges *eine* große Siedlungsbewegung Sachsen und Nordböhmen dem Deutschtum wiedergewann, von der großen Mannigfaltigkeit der Stammesmischung, die Oberdeutsches und Niederdeutsches, Westliches und Östliches auf sächsischem Boden zusammenführte, und von dem Zusammenwachsen dieser Stammesgruppen in der meißnischen Mark und im Staate Sachsen.

DRITTER TEIL

Sächsische Mundart und deutsche Hochsprache

Sächsische Mundart und neuhochdeutsche Schriftsprache

Wir haben im ersten Teil unseres Buches die Grundlagen für den Aufbau der sächsischen Mundarten in der Siedlung und den Sprachausgleichsbewegungen der Jahrhunderte unmittelbar nach der Siedlung gefunden. Im zweiten Teil haben wir nach diesen Grundsätzen die einzelnen sächsischen Mundarten beschrieben und gedeutet. An einer Stelle aber reichten für diese Deutung unsere bisher gewonnenen Begriffe nicht aus; bei der Besprechung des Neulausitzischen mußten wir vorausgreifend Bezeichnungen und Begriffe einführen, die uns über unsere bisherigen Überlegungen hinausführten. Wir sprachen von einer Halbmundart der sächsischen Städte, die aus Schriftsprache und Mundart gemischt sei, wir sagten, daß in den Jahrhunderten der Neuzeit diese Sprachform, die sogenannte Umgangssprache, zur beherrschenden geworden sei, ein Zeitalter der Umgangssprache ein solches der Mundart abgelöst habe uff.

Damit haben wir zum ersten Male Fragen berührt, die für das heutige Schicksal der sächsischen Mundarten entscheidend sind. Wir durften sie in unserer Betrachtung bis jetzt aufsparen, weil sie für die Abgrenzung der sächsischen Mundarten und die Bestimmung ihres wesentlichsten Inhalts eine entscheidende Rolle noch nicht spielen. Der Aufbau der sächsischen Mundarten fällt in eine Zeit, der diese Probleme noch fremd sind. Auch die meißnische Sprachvereinheitlichung in der obersächsischen Ausgleichssprache ist noch durchaus ein Ausgleich verschiedener Mundarten; die Fragen, die uns an der obersächsischen Umgangssprache aber jetzt beschäftigen, kreisen alle um das Verhältnis von Schriftsprache und Mundart, tauchen also erst mit dem Entstehen einer Schriftsprache, das heißt mit dem Beginn der sogenannten Neuzeit auf.

Um diese Fragen recht zu würdigen, müssen wir etwas weiter ausholen und zu unserer bisherigen Betrachtung einiges nachtragen. Wir lernten in der obersächsischen Ausgleichssprache, die sich im politischen Raum der Mark

Meißen ausbildete, und in der schlesischen Ausgleichssprache des ostmitteldeutschen Machtbereiches der Krone Böhmen große Sprachzusammenhänge kennen, die mehrere Mundartgebiete übergriffen. Solche mundartübergreifenden Sprachzusammenhänge sind aber auch schon im Mittelalter nicht nur im Rahmen großer Staatengebilde wirksam, sondern sie übergreifen noch weit größere Flächen. So stehen die sächsischen Mundarten nicht nur in sich selbst in einem inneren Sprachzusammenhang (durch die obersächsische Ausgleichssprache), sondern sie stehen als Ganzes wieder im Bannkreis gemeindeutscher oder zum mindestens hochdeutscher, d. h. ober- und mitteldeutscher Sprachzusammenhänge.

Was damit gemeint ist, wird uns besonders deutlich an dem Vorgang der neuhochdeutschen Diphthongierung. Die alten mittelhochdeutschen û- und î-Laute in hûs „Haus", mîn „mein" wurden, noch im Laufe des Mittelalters, diphthongiert, das heißt zu Zwielauten au und ei entwickelt. Die Bewegung dazu ging vom Süden, von den österreichischen Alpenländern aus und verbreitete sich in Süddeutschland und Teilen Mitteldeutschlands; Niederdeutschland spricht noch heute mīn und hūs, ebenso die Schweiz.

Nach Sachsen sind diese Zwielaute oder doch Vorformen dazu von oberdeutschen Siedlern bereits mitgebracht worden. Daß sich diese Lautformen aber über das ganze sächsische Mundartgebiet durchsetzen konnten, verdanken sie der nachstoßenden starken Sprachbewegung, die vom deutschen Süden aus diese Formen nach Norden vorantrieb. In der Schreibung der deutschen Urkunden vom 13. bis zum 15. Jahrhundert können wir dieses Fortschreiten der au- und ei-Formen verfolgen. So zeigen die Urkunden der Vögte, die in verschiedenen Orten des vögtischen Bereichs, in Eger, Hof, Plauen, Greiz, Weida, Gera geschrieben sind, wie sich im 14. Jahrhundert die Schreibung au oder ou von Süden (Eger) nach Norden (ins Meißnische) allmählich durchsetzt. Auf diesem Wege, von Franken und der Oberpfalz her, sind im Ausgang des Mittelalters bedeutende Spracheinflüsse nach Sachsen gedrungen. Die Kraft, die diese Bewegungen vorantrieb, war die politische und kulturelle Überlegenheit des deutschen Südens — denken wir an Nürnberg, an die im Süden beheimateten deutschen Kaiser — über das noch im Aufbau befindliche ostdeutsche Neusiedelland.

Diese vom Süden (von Sachsen aus gesehen vom Südwesten) kommenden Sprachbewegungen haben den Aufriß der sächsischen Mundarten, wie ihn Siedlung und Ausgleichssprache geschaffen hatten, im allgemeinen nicht verändert [42]; sie haben vielmehr — und das ist für diese Einströmungen kennzeichnend — den sächsischen Mundarten *insgesamt* neue Züge eingefügt. So gilt heute die neuhochdeutsche Diphthongierung innerhalb des ganzen Bereichs, den das geschlossene Gebiet des wettinischen Staates im

15. Jahrhundert ausmachte: Im Westen bis Weimar — während im mainzischen Erfurt noch die alten i und ü geblieben sind —, im Norden bis Wittenberg, während um das magdeburgische Jüterbogk die alten Monophthonge noch weit nach Süden reichen [43].

Diese Sprach- und Kulturbewegungen, die vom mainfränkischen Südwesten aus Sachsen erfüllten und die sächsischen Mundarten mit neuen, oberdeutsch-fränkischen Zügen ausstatteten, haben nicht nur eine Brücke zwischen den fränkischen und den obersächsischen Mundarten geschlagen, sondern sie haben darüber hinaus auch einer noch größeren Sprachvereinheitlichung vorgearbeitet, die in der neuhochdeutschen Schriftsprache Gestalt gewonnen hat.

Eine Art deutscher Schriftsprache von übermundartlicher Geltung sehen wir zum erstenmal in der Sprache der mittelhochdeutschen Dichtwerke wirksam. Diese mittelhochdeutsche Dichtersprache ist mit dem Absterben der großen mittelhochdeutschen Dichtung nicht untergegangen. Ihre Schrifttraditionen sind von der deutschen Urkundensprache der Fürsten und Städte verarbeitet worden und mit dieser auch hineingegangen in die spätmittelalterliche Verkehrssprache, die der deutsche Handel des Mittelalters ausbildete. Diese Vorläufer haben die neuhochdeutsche Schrfitsprache vorbereitet, die vor allem nach der Erfindung der Buchdruckerkunst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts festere Formen gewann und durch Luthers Bibelübersetzung im 16. Jahrhundert ihren Weg in das deutsche Volk nahm. Für die endgültige Gestalt, die diese neuhochdeutsche Schriftsprache in jenen Jahrhunderten erhalten hat, ist nun die Sprach- und Kulturverbindung von besonderer Bedeutung geworden, die, wie wir eben zeigten, zwischen Mainfranken und Sachsen bestand. Dabei war der süddeutsche Teil dieser Einheit für die Vorläufer der Schriftsprache gestaltgebend, an ihrer endgültigen Ausformung hat aber das immer mehr erstarkende Sachsen entscheidend mitgewirkt.

Was mit diesen Andeutungen gemeint ist, wird deutlich, wenn wir einmal die neuhochdeutsche Schriftsprache der mittelhochdeutschen Dichtersprache vergleichend gegenüberstellen. Wir geben zu diesem Zweck ein bekanntes mittelhochdeutsches Gedicht wieder und erinnern daran, daß nach der mittelhochdeutschen Schreibweise alle Laute, die nicht mit einem Längezeichen (^) versehen sind, kurz gesprochen werden (gezamete „zähmte", im „ihm") und daß ie in allen Fällen als Zwielaut ïe (liep, fliegen), der Buchstabe z als s gesprochen wird. So heißt das Falkenlied des Kürenbergers:

Ich zôch mir einen valken mêre danne (länger als) ein jâr,
dô ich in gezamete als ich in (ihn) wolte hân

und ich im (ihm) sîn gevidere mit golde wol bewant (umwand),
er huop (hub) sich ûf vil hôhe und floug (flog) in anderiu lant (andere Länder).
Sît (Seitdem) sach ich den valken schône (schön) fliegen:
er fuort (führte) an sînem fuoze sîdîne (seidene) riemen,
und was (war) im sîn gevidere alrôt (ganz rot) guldîn.
got sende si zesamene, die gerne geliep (einander lieb) wellen sîn!

Was uns in dieser Sprache an lautlichen Unterschieden zum Neuhochdeutschen auffällt, sind im wesentlichen (in den Haupttonsilben) drei Eigentümlichkeiten. Wir vermissen zuerst die neuhochdeutsche Diphthongierung; es heißt noch ûf „auf", sîdîn „seiden", sîn „sein". Dann vermissen wir die neuhochdeutsche Monophthongierung, das heißt die Einebnung der Zwielaute ie und uo zu einfachen Lauten (Monophthongen) ī und ū: rïemen „Riemen", gelïep „lieb", flïegen „fliegen", fuoz „Fuß", fuorte „führte". Drittens vermissen wir die neuhochdeutsche Dehnung der kurzen Selbstlaute in offener (auf 1 Selbstlaut endigender) Silbe: gezamete „zähmte", gevider „Gefieder", sach „sah", im „ihm".

Wenn wir uns fragen, auf welchem Wege diese Veränderungen in die neuhochdeutsche Schriftsprache hineingekommen sind, so sagt uns dies ein Blick auf die Verteilung dieser neuen Lauteigentümlichkeiten in den deutschen Mundarten (Karte 17). Die neuhochdeutsche Diphthongierung ist, wie wir wissen, eine Besonderheit Süddeutschlands (außer Südbadens, Vorarlbergs und der Schweiz), des Mittelrheins, Sachsens und Schlesiens. Die neuhochdeutsche Monophthongierung ist wesentlich geringer mundartlich verbreitet (Karte 17); ū in „Bruder" und ī in „lieb" gilt in der Rheinpfalz, am Main, in Thüringen, Sachsen und (oft gekürzt) in Schlesien [44]. Die neuhochdeutsche Dehnung in offener Silbe ist endlich, bis auf Reste am Südrand des deutschen Sprachgebiets, in allen deutschen Mundarten verbreitet; doch sind die einzelnen Mundarten darin ganz verschieden weit gegangen. In oberdeutschen Mundarten, darunter auch dem Mainfränkischen und Schlesischen, hat die Dehnung auch einsilbige (auf 1 Selbstlaut endigende) Wörter ergriffen: Tīsch, Kōpf, Sāck, Flēck, Mānn u. a. m. Auch sonst zeigen hier einzelne Mundarten manche Abweichungen. Das Verhältnis von Länge und Kürze, wie es die neuhochdeutsche Schriftsprache auszeichnet, findet seine vollste Entsprechung nur in den mitteldeutschen, vor allem aber in den obersächsischen Mundarten.

Fassen wir nun zusammen, in welchen Mundartgebieten die drei kennzeichnenden lautlichen Neuerungen der neuhochdeutschen Schriftsprache allesamt zu Hause sind, so finden wir — auf Karte 17 dargestellt — einen schmalen Streifen vom Mittelrhein mainaufwärts bis Sachsen und Schlesien; am

reinsten verkörpert und auf der größten Fläche gültig sehen wir sie aber im Raum des sächsischen Kurstaates. In den beiden wichtigsten Fällen, der Diphthongierung und Monophthongierung, die sich in der Schreibung sowohl wie in der Aussprache der neuhochdeutschen Schriftsprache deutlich eingeprägt haben, sehen wir Sachsen mit Mainfranken, zum Teil auch mit dem weiteren Süddeutschland vereinigt und damit jenen Raum herausgehoben, der an der Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache den wesentlichsten Anteil hat. Süddeutschland hat für die werdende Schriftsprache den Grund gelegt; an ihrer endgültigen Gestalt hat aber Sachsen entscheidend mitgewirkt. Der sächsische Kurstaat, in der Reformationszeit nächst Habsburg der größte und angesehenste deutsche Landesstaat, wurde in der Sprache seiner Kanzlei für die lautliche Gestalt der deutschen Schriftsprache maßgebend. Die Mittelstellung zwischen Süd und Nord berief Sachsen zu dieser Rolle des ausgleichenden Vermittlers, die Stärke des sächsischen Staates gab ihm die Kraft, diese Sprachform durchzusetzen. So verstehen wir das Wort, das Luther über die Sprache seiner Bibelübersetzung gesprochen hat: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigne sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen sprache, das mich beide Ober und Niderlender verstehen mögen. Ich rede nach der sechsischen cantzeley, welcher nachfolgen alle fürsten und könige in Deutschland. Alle reichstedte, fürstenhöfe, schreiben nach der sechsischen und unseres Fürsten cantzeley.“ Die neuhochdeutsche Schriftsprache Luthers sei die Sprache der sächsischen Kanzlei; verstehen wir das recht, so heißt es: einmal geht sie zurück auf die Schrifttradition, die sich in den Schreibstuben in jahrhundertelanger Übung zur Norm ausgebildet hat, dann aber ist sie innerhalb dieser Kanzleisprachen die besondere Form der sächsischen Kanzlei; das heißt, sie trägt Züge, die der sächsischen Sprache, der sächsischen Mundart eigen sind. Was dies auf lautlichem Gebiet bedeutet, haben unsere vorangehenden Betrachtungen gezeigt. Was die deutsche Hochsprache darüber hinaus im Wortschatz, in Satzfügung und Sprachstil der gesprochenen Sprache Sachsens — nicht zuletzt durch Luther — verdankt, soll in diesem Zusammenhang nicht erörtert werden.

Der Anteil Sachsens an der Schöpfung der neuhochdeutschen Schriftsprache ist eine hervorragende Kulturleistung des sächsischen Stammes und Staates, die in einem Buch über die sächsischen Mundarten ihrer Würdigung an sich schon sicher ist. Aber diese Verbindung von Schrifttradition und sächsischer Mundart ist nicht nur für die deutsche Schriftsprache, sondern vor allem für die sächsischen Mundarten selbst von entscheidender Bedeutung geworden.

Die neuhochdeutsche Schriftsprache enthält, wie wir sahen, in sich zweierlei: Einmal geht sie zurück auf eine alte Schrifttradition, die in ihren Grundlagen

nicht auf obersächsischem Boden, sondern im deutschen Süden erwachsen ist; sie fügt ihr aber hinzu Züge der gesprochenen Sprache, die wir vor allem als die gesprochene Sprache Obersachsens erkannten. In den Eigentümlichkeiten nun, die die Schriftsprache dem Obersächsischen verdankt — Diphthongierung, Monophthongierung, Dehnung — steht das Obersächsische der Schriftsprache wesentlich näher als andere deutsche Mundarten — Karte 17 zeigt dies; in den anderen Fällen, wo sich die Schriftsprache einer alten, nichtobersächsischen Schreibtradition gefügt hat, besteht ein bedeutender Abstand zwischen Schriftsprache und sächsischer Mundart. Hier steht die neuhochdeutsche Schriftsprache der mittelhochdeutschen Schreibweise ganz wesentlich näher als der obersächsischen Mundart.

Dies gilt vor allem für die Eigentümlichkeiten der obersächsischen Ausgleichssprache. schlacht für „schlecht", flosche für „Flasche", ukse für „Ochse", gin, schin für „gehn", „schön", hüch für „hoch", strump und appel für „Strumpf" und „Apfel", troich für „trocken", bōm und klēd für „Baum" und „Kleid", hing und gefung für „hinten" und „gefunden" sind alles obersächsische Spracheigentümlichkeiten, die nicht den Weg in die Hochsprache gefunden haben.

Nur in den Fällen hat sich das Obersächsische in der Schriftsprache durchgesetzt, wo es im Bunde mit anderen, vor allem südlichen Mundarten stand — so in der Frage der Diphthongierung — oder wo es im Bunde mit der Schrifttradition alte Formen gegen die Wandlungen anderer — vor allem süddeutscher — Mundarten bewahrte; so im Falle der Erhaltung des Endungs-e in „Leute", „Hause", das die süddeutschen Mundarten ja bereits abgeworfen hatten. Dort aber, wo nur das Obersächsische oder vor allem das Obersächsische gegen die Schriftsprache und gegen die Übermacht der anderen, vor allem der süddeutschen Mundarten stand, ist es ihm nicht gelungen, seine Formen der Schriftsprache einzufügen. Das heißt aber, daß die ganze obersächsische Ausgleichssprache — deren Merkmale wir eben aufgezählt haben — in die Schriftsprache nicht eingegangen ist [45].

Zwischen deutscher Schriftsprache und sächsischer Mundart besteht also nur eine verhältnismäßige Nähe, aber diese verhältnismäßige Nähe ist groß genug, um das Obersächsische als Ganzes der deutschen Hochsprache näher zu rücken als andere Mundarten. Daß in der Diphthongierung und Monophthongierung das Obersächsische mit der Hochsprache übereingeht, ist bedeutsam, wenn wir sehen, daß nur sehr wenige Gegenden Deutschlands in diesem Falle in gleicher Weise mit der Schriftsprache übereinstimmen. Daß in der ganzen Frage der Länge und Kürze von Vokalen zwischen dem obersächsischen und der Hochsprache nur ganz geringe Abweichungen bestehen, ist von vielleicht noch größerer Bedeutung. Ja auch in den Fällen des Gegen-

satzes von Schriftsprache und obersächsischer Ausgleichssprache können wir eine verhältnismäßige Nähe feststellen. Das Obersächsische sagt zwar brüt und nicht „Brot", schnī und nicht „Schnee", aber der Unterschied ist nur so groß, daß statt des schriftsprachlichen Lautes der benachbarte einfache Laut steht. Das Egerländische z. B., das dafür bråut und schnäi, oder das Vogtländische, das brüet und schnie spricht, sind von der Schriftsprache weiter entfernt, weil sie statt des schriftsprachlichen einfachen Lautes einen sehr weit entfernten Zwielaut sprechen.

Diese verhältnismäßige Nähe von Schriftsprache und Mundart hat es lautlich ermöglicht, daß, wie wir sehen werden, die Schriftsprache in die gesprochene Sprache Obersachsens besonders leicht Eingang gefunden hat.

Damit dies geschehen konnte, mußten aber außerdem bestimmte soziale Voraussetzungen erfüllt sein, die der Schriftsprache den Weg ins tägliche Leben öffneten. Diese Voraussetzungen waren in Sachsen ebenfalls in besonderem Maße gegeben. Seit Jahrhunderten ist Sachsen ein Land eines regen städtischen Lebens, ist ausgezeichnet durch Städte des Handels, des Hofes und der Bildung. Denken wir an die Handels-, Messe-, Universitäts- und Druckerstadt Leipzig, an die Residenz-, Kunst- und Brückenstadt Dresden. In diesen Städten war die Schriftsprache nicht nur den Oberen geläufig, sondern sie ist durch Handel, Hof, Buchgewerbe und Schulen schon früh dem ganzen Volk nahe gekommen. Beide Voraussetzungen für ein Eindringen der Schriftsprache in die gesprochene Sprache, lautliche wie soziale, waren also in Obersachsen besonders erfüllt. So ist im Obersächsischen, früh und nachhaltig wie in keiner anderen Mundart, die Schriftsprache in die gesprochene Sprache des Volkes eingegangen. Die Verschmelzung von Schriftsprache und Mundart, die dabei entstanden ist, bezeichnen wir als obersächsische Umgangssprache.

Die obersächsische Umgangssprache

Umgangssprache und Mundart unterscheiden sich grundlegend durch ihr Verhältnis zur Schrift. Für die Mundart hat die Schrift keine Bedeutung, sie entwickelt sich abseits und ohne Einfluß der Schriftsprache. Die Umgangssprache dagegen setzt zu ihrem Vorhandensein die Schriftsprache voraus. Eine Mundart ist abzuleiten und zu verstehen immer nur aus vorausgegangenen Mundarten, dagegen ist die Umgangssprache nicht von einer Mundart abgeleitet, sondern von der Schriftsprache, ist gesprochene Sprache gleich der Mundart, aber gesprochene Schriftsprache. Suchen wir z. B. die Eigenart

der obersächsischen Mundart geschichtlich zu verstehen, so vergleichen wir diese mit den deutschen und germanischen Mundarten vergangener Zeit, aus denen die obersächsische Mundart hervorgegangen ist. Die obersächsische Umgangssprache dagegen entsteht dadurch, daß die neuhochdeutsche Schriftsprache in obersächsischer Mund-art ausgesprochen wird. Das heißt: Die obersächsische Umgangssprache spricht die Schriftsprache aus mit einer obersächsischen Sprachmelodie und mit einem obersächsischen Lautsystem, das sie als eine Summe von Ausspracheregeln übernimmt.

Einige Beispiele machen das Gesagte deutlich. Die obersächsische Mundart kennt z. B. im Wortinlaut kein -g-, sondern nur ein -ch-: flichl „Flügel", füchl „Vogel". In manchen Fällen hat sie das -g- auch ausfallen lassen: woin/wōan „Wagen", noil/nōal „Nagel", flin „fliegen", krein „kriegen" usf. Die obersächsische Umgangssprache übernimmt nun aus der obersächsischen Mundart die Ausspracheregel, daß inlautendes -g- als -ch- gesprochen wird und wendet sie auf alle inlautenden g-Laute der Schriftsprache an. Sie sagt also flichl, fōchl, aber auch wächn, nächl, flichn, krichn usf. Die obersächsische Umgangssprache übernimmt aus der Mundart also nicht die einzelnen Wortformen, sondern nur die Ausspracheregel, daß der Kehllaut g inlautend als Reibelaut ch zu sprechen ist. Das meinten wir, wenn wir sagten, daß die Umgangssprache das Schriftdeutsche in obersächsischer Mund-art aussprechе.

Wir fügen noch einige bezeichnende Beispiele hinzu. So spricht die Umgangssprache, der Mundart folgend, auch inlautendes -b- als -w-: läwe „lebe", unbetontes -ben und -wen, auch -men als (langes) m: läm „Leben". So heißt es in der obersächsischen Umgangssprache auch läwendch für das neuhochdeutsche „lebendig", während die Mundart in ihrer Form läm(d)ch auf das mittelhochdeutsche lébendic zurückgeht. Dafür sagt die Umgangssprache aber auch (mir) ham für neuhochdeutsches „haben", während die mundartlichen Formen (mir) hun oder hon aus einem mittelhochdeutschen hân entwickelt sind. Auch in diesen Fällen zeigt es sich, daß die obersächsische Umgangssprache nicht die mundartlichen Formen, sondern die mundartliche Lautgebung in Gestalt von Ausspracheregeln übernimmt. So macht die Mundart auch keinen Unterschied zwischen b und p, d und t. „baden" und „Paten" lauten im Sächsischen gleich. Dieser Regel nach heißt es in der obersächsischen Umgangssprache auch hindn und undn; in der Mundart gilt für diese Wörter hing und ung.

Im Stand der Selbstlaute ist das wichtigste die Regel, daß Selbstlaute mit Lippenrundung mit den nicht gerundeten zusammenfallen. Es gibt also im Sächsischen keinen Unterschied zwischen i und ü, e und ö, ī und ū, ē und ō. So heißt es in der Mundart mr kinn (können) für das mittelhochdeutsche

können, bise „böse“ wie schni „Schnee“. Die obersächsische Umgangssprache übernimmt diese Aussprecheregel, nicht diese Formen. Sie sagt kenn für neuhochdeutsch „können“, bēse für „böse“. Ein folgendes -r macht in der Mundart vorangehende ē-Laute zu offenen ā; so heißt es hier bāre für „Beere“. Die Umgangssprache sagt nach dieser Regel auch härn „hören“, während die Mundart in diesem Falle (durchaus regelrecht) hirn wie bise spricht. Die Mundart hat ein mittelhochdeutsches a (außer vor bestimmten Konsonantenverbindungen) zu å oder o verdumpft. Die Umgangssprache behält diese Verdumpfung mehr oder weniger deutlich bei, überträgt sie aber unterschiedslos auf alle kurzen und langen a der Schriftsprache; sie sagt z. B. auch åmd für „Abend“, während die Mundart in Formen wie ūmd oder ōmd das mittelhochdeutsche âbent fortführt. Die Mundart versieht endlich das ō für mittelhochdeutsches ou mit einem leichten u-Nachschlag (den wir in unserer Schreibung unberücksichtigt gelassen haben): bō^{u}m „Baum“, lō^{u}fm „laufen“. Die Umgangssprache übernimmt diese ō^{u}-Aussprache für alle schriftdeutschen ō-Laute; sagt also ō^{u}m „oben“, sō^{u} „so“, während die Mundart, von mittelhochdeutsch sô und oben ausgehend, sū und ūm spricht.

Diese zahlreichen Beispiele lassen die Eigenart der obersächsischen Umgangssprache und ihren grundsätzlichen Unterschied zur obersächsischen Mundart klar heraustreten. Die obersächsische Umgangssprache geht von der Schriftsprache aus, spricht diese aber in obersächsischer Weise aus. Durch die Aussprache, durch Melodie und Lautgebung ist sie mit der Mundart eng verbunden, durch ihr Verhältnis zur Schriftsprache aber grundsätzlich von ihr geschieden; denn Mundart ist Sprache *vor* der Schrift, Umgangssprache ist Sprache *nach* der Schrift.

Wenn wir nun im folgenden feststellen, daß die obersächsische Umgangssprache, wie sie in den sächsischen Städten wirklich gesprochen wird, in einigen Fällen auch echte mundartliche Bestandteile enthält, so nehmen wir damit von dem eben Ausgesprochenen nichts zurück. Die Umgangssprache bleibt trotz solcher mundartlicher Beimengungen von der Mundart grundsätzlich geschieden, wie auch die obersächsische Mundart grundsätzlich Mundart bleibt, auch wenn sie, wie noch zu zeigen ist, bereits umgangssprachliche Beimengungen enthält.

Zu den mundartlichen Beimengungen der städtischen Umgangssprache Obersachsens gehört vor allem die Erhaltung der mundartlichen ē für ei und ō für ou und p für inlautendes pf. Auch die obersächsische Umgangssprache sagt klēd für „Kleid“, bōm für „Baum“, strump und appel für „Strumpf“ und Apfel“. Diese Eigentümlichkeiten übernimmt die Umgangssprache aus der Mundart nicht — wie in unseren bisherigen Beispielen — als stets anwendbare Aussprecheregeln, sondern als einmalige, unwiederholbare Besonderheiten. Es heißt in der Umgangssprache zwar bōm (mittelhochdeutsch

boum) und klēd (mittelhochdeutsch kleit), aber nicht etwa hōs, sondern haus, nicht zēt, sondern zeit, weil hier in mittelhochdeutsch hûs und zît andere Laute zugrunde liegen. In diesen Besonderheiten geht also die Umgangssprache nicht von der Schriftsprache aus, sondern übernimmt ihre Formen unmittelbar aus der Mundart. Auch in oft gebrauchten kleinen Wörtern (Bindewort, Geschlechtswörter, Fürwörter, Hilfszeitwörter, Umstandswörter) behält die Umgangssprache oft die mundartliche Form bei: un „und", ä „ein", äne „eine", de „die", mai „mein", mr „wir", sin „sind" und „sein" (Zeitwort), nischt „nichts", Dresden ni „nicht", Leipzig nich und widder „wieder".

Die Umgangssprache zeigt deutlich ein Bestreben, solche mundartliche Eigentümlichkeiten zurückzudämmen. So heißt es in den „kleinen Wörtern" heute bereits ham „haben" (früher noch han), ōch „auch" (mundartlich ō) neben glei „gleich". Für mundartliches strump wird schon häufig strumf gebraucht. Besonders deutlich ist dieser Verdrängungsvorgang aber bei dem mittelhochdeutschen öu zu verfolgen. Mittelhochdeutsches öu wird in der Mundart und ursprünglich auch in der Umgangssprache wie mittelhochdeutsches ei behandelt, erscheint also als ē: bēmchen „Bäumchen", lēft „läuft". Diese ē-Formen werden in der Umgangssprache mehr und mehr abgebaut. Man hört wohl noch bēmchen und lēft, daneben aber bereits baimchen und laift, kaum mehr drēm für „träumen", frēde für „Freude". Die Umgangssprache nimmt vielmehr die schriftsprachlichen Formen „träumen" und „Freude" und spricht sie als traim und fraide aus, ebenso wie sie laite für „Leute" (mittelhochdeutsch luite) und schaine für „Scheune" sagt. Die Umgangssprache zielt also darauf hin, ihren umgangssprachlichen Charakter immer reiner zu verwirklichen.

Nach der Beimengung mundartlicher Bestandteile unterscheiden sich vor allem die sozialen Sprachstufen, die in der städtischen Umgangssprache zu beobachten sind. Was wir bisher als Umgangssprache gekennzeichnet haben, ist die Sprache der unteren und auch noch weitgehend der mittleren Volksschichten der sächsischen Städte, das heißt also des Großteils der städtischen Bevölkerung; diese Sprache meinen wir auch im besonderen mit unserer Bezeichnung obersächsische Umgangssprache. Aber auch die gehobenen Schichten sprechen eine Art obersächsischer Umgangssprache, das heißt eine Schriftsprache sächsischer Aussprache. Werden hier zwar mundartliche Formen wie bōm vermieden und durch baum ersetzt, so wird man doch auch an der besonderen Lautung dieses ba^{u}m den Obersachsen erkennen. Auch dieses a^{u} — langes a, verschwindendes u —, wie es mundartlich in ha^{u}s vorkommt, ist seiner Lautung nach echt obersächsisch. Auch die Sprache der gehobenen Schichten ist also eine, der Schriftsprache sehr weit angenäherte Umgangssprache; sie

ist dem obersächsischen Lautsystem in bestimmtem Maße, wenn auch nicht vollständig verhaftet. So wird man in den gehobenen Schichten Leipzigs die Aussprache kald, aber nicht die noch echter leipzigerische gald hören können, die Aussprache wächn, aber nicht wắchn, bfärd, aber nicht färd.

Fragen wir nun nach dem Alter dieser umgangssprachlichen Bildungen, so können wir durch verschiedene Überlegungen die Zeit ihrer Entstehung erschließen. Die Umgangssprache setzt zu ihrem Vorhandensein die Schriftsprache voraus, sie muß also in den Jahrhunderten der Neuzeit entstanden sein. 1725 tritt sie uns in einem ausführlichen Zeugnis bereits so klar ausgebildet entgegen, daß wir ihr Vorhandensein auch schon für das 17., vielleicht auch für das 16. Jahrhundert annehmen dürfen.

Die eben erwähnte erste Sprachprobe der obersächsischen Umgangssprache verdanken wir den Sprachreinigungsbestrebungen des Leipziger Professors Gottsched. Um die unreine Aussprache, die sich in Leipzigs Bevölkerung immer noch zu häufig finde, zu brandmarken und der öffentlichen Abscheu preiszugeben, druckt Gottsched in den „Vernünftigen Tadlerinnen" einen angeblichen Brief eines Leipziger Mädchens als Beispiel der „allerschlechtesten Gattung" dieser Sprache ab. Jener Brief, zu diesem Zwecke künstlich hergestellt, mit Unrichtigkeiten der Schreibung vollgestopft, gibt uns in seiner Art ein so deutliches Zeugnis der Leipziger Umgangssprache vor reichlich zweihundert Jahren, daß wir dieses inhaltlich nicht weiter anziehende Gebilde hier wiedergeben wollen. Der Brief lautet:

Werdeste Frau muMe,

Mir han lange uf en Schraiben aus den lieben Halle kewart, mit krauſſen schmerzen. Maine MAma Möchte kärne wiſſen Ab se och Noch fain kesund sain se kummen Jo keen Eenzich mohl här, un Mir han Ihn doch nischt übels getaan. Mir sind hieben noch Alle wolloff nur Der kleene Pruter ist en pissgen Mallate, sonst wirter schon Lange trübben kewesen sain. Mir laipzsche jumfern sind in kraußer kefahr, Weil der daud vaur etliche wochen so stharck unter se kummen, das ihr flucks zwee uff emahl gestorben eens is auch Braut Worden, und ich soll zur hochzich geyen, aber de maMa well Mer keene naie hadrichähne machen lassen, das hah ich wohl kesaht. hat se nich en wäsen drübber gehat, aber ich mache mir Nischt draus lipstes Frau müMgen Schraib se doch en baar zailen an de maMa, denne daß wird sie uf andre getancken bringen, Ich ha disse nacht Nich waul keruht drimme tüt mir der kop wey und ich kan nischt mer schraiben. Atge dausentmahl atge

Meiner hauchgeerdesten Frau muMe

kehaurschamste tienerin
N. N.

P. S. Es kummen klech pay ihn trübben solch Schriften raus die von waibsen Gemacht werden, Ich ha eens Gelesen aber es doocht mit alldem heele nischt. Die Menscher müssen keenen Spinn Rocken oder Stricke Nateln han, se han sich och emahl übersch putzen Muckiret, ich möcht Kärne wissen ab se in halle im blaußen und schwarzen hehmte in de Kirche geyn. Was wörden de Pursche nich schäckern [46].

Ehe wir aus diesem Briefungetüm Schlüsse auf die Lautgestalt der damaligen Umgangssprache ziehen, müssen wir die Grundsätze klarstellen, nach denen hier die Schreibung vorgenommen ist. Einmal ist hier möglichst so geschrieben, „wie man's spricht": eens, kleen, zwee, och (auch), doocht „taugt", baar „paar", här „her", wäsen, hieben uff. Dann aber wird bewußt „fein" geschrieben. Diese feine, überfeine Schreibweise ist den Lehrern Sachsens noch heute wohlbekannt, wenn sie von pürne statt „Birne", von Tavit für „David" in den Aufsatzheften ihrer Schüler lesen. Man weiß, daß b für p und d für t mundartliche Formen sind und bemüht sich, diese Formen in der Schreibung zu vermeiden. So schreibt man im Übereifer auch Pirne für „Birne" und Tamm für „Damm".

Diese überfeine Schreibweise wird in diesem Briefe nun bewußt und im Übermaß angewandt. So heißt es pißgen für „bißchen", tienerin für „Dienerin" u. a. m. Diese Schreibweise sagt also nicht, daß damals pisschen und tienerin wirklich gesprochen worden sei, sondern sie beweist im Gegenteil, daß auch damals p als b und t als d gesprochen worden ist; so wie es an anderen Stellen des Briefes auch mundartgerecht baar für „paar", doocht für „taugt" heißt. Dasselbe gilt für Schreibungen wie daud „tot" und geyn „gehn". Man weiß, daß das mundartliche bōm als „Baum", klēd als „Kleid" (damals auch Kleyd) geschrieben werden muß; so schreibt man für „groß" auch fälschlich krauss, für „weh" wey; die Aussprache ist grōs und wē [47].

Diese überfeinen Schreibungen geben uns zusammen mit den lautgerecht wiedergegebenen Formen ein ganz besonders sicheres Bild der damaligen Leipziger Umgangssprache. Es ist — bis auf geringe Veränderungen — die gleiche Art von Umgangssprache, wie sie noch heute, 200 Jahre später, in der unteren und mittleren Schicht der Leipziger Bevölkerung gesprochen wird. Als wichtigste Kennzeichen merken wir folgende an:

p wird als b gesprochen: baar „paar",
überfeine Schreibung von pay, pissgen, Pruter.
t wird d: doocht, dausent, daud (tot),
überfeine Schreibung von tienerin, Nateln, Mallate.
k wird g: überfeine Schreibung von kärne „gerne", kesund „gesund" u. a.
inlautendes g wird ch: doocht „taugt", Eenzich „einzig";

Schreibung von atge „adje“, pissgen „bißchen“, Mümgen „Mühmchen“.
-rs wird -rsch: übersch „übers“, kehaurscham „gehorsam“.
Endsilbe -nen wird n: Ihn „Ihnen“.
Endsilbe -em wird -en: aus den „aus dem“.
Endsilbe -tet wird -t: kewart „gewartet“.
Im Stand der Selbstlaute:
ou wird ō: och, doocht (dazu die überfeine Schreibung daud „tot“, krauss „groß“).
ei wird ē: eens, kleen, zwee, emahl (dazu fälschlich wey „weh“, gey(e)n „gehn“).
eu (mittelhochdeutsch iu) wird ai: naie „neue“.

Entrundung von ü zu i: hieben „hüben“, wirter „würde er“. Dazu die „kleinen Wörter“ is „ist“, uf „auf“, de „die“, se „sie, Sie“, ihr „ihrer“, nich „nicht“, nischt „nichts“, raus „heraus“, mir „wir“, en „ein“, leipzigerisch trübben „drüben“.

Es ist also durchaus die heutige Leipziger Umgangssprache; nur daß sie in einigen „kleinen Wörtern“ noch manche mundartliche Formen enthält, die die Umgangssprache heute durch schriftsprachlich abgeleitete ersetzt hat: han „haben“, well „will“, worden „geworden“, auch gesaht „gesagt“.

Im übrigen aber hebt sich die Umgangssprache dieses Briefes, die ja von der allerschlechtesten, das soll heißen allermundartlichsten Gattung sein soll, von der Mundart der Landbevölkerung bereits in der gleichen Weise ab wie heutzutage.

Die von der Schriftsprache ausgehende Umgangssprache kennt z. B. nicht die Selbstlautveränderungen, die die sächsischen Mundarten durch die obersächsische Ausgleichssprache erlitten haben, sie kennt nicht das schlacht für „schlecht“, flosche für „Flasche“, ukse für „Ochse“, das wī für „weh“, grüs für „groß“, ōmd für „Abend“.

Sie setzt in allen diesen Fällen den schriftsprachlichen Laut ein. Dasselbe tut auch bereits die Umgangssprache dieses Briefes. Es fehlt durchgängig der mundartliche Wandel von ë zu a/ā, a zu o/ō, o zu u/ū, â zu ō (ū), ê/œ zu ī, ô zu ū. Es heißt nach den Belegen dieses Briefes kewesen, gelesen, här (mundartlich gewāsen, gelāsen, hār), es heißt das, machen, Nateln (mundartlich dos, nōdeln), es heißt kop (mundartlich kub), vaur (lies vōr), es heißt emahl (mundartlich ēmōl), es heißt wē, gēn (mundartlich wī, gīn), grōs und blōs (mundartlich grūs und blūs); die Schreibungen wey, geyn, krauss, blauss (also nach „Kleid“ und „Baum“) zeigen, daß hier reine ē- und ō-Laute, ohne jeden Anklang an ī und ū gehört worden sein müssen.

In der Dorfmundart des Leipziger Landes sind diese mundartlichen Laute nicht nur heute zu finden, sondern sie sind uns auch für die Zeit dieses Briefes

belegt. In den Text der Bauernkantate, die zu Ehren des Kammerherrn von Dieskau in Kleinzschocher 1742 aufgeführt wurde, hat der Leipziger Dichter Picander Züge der damaligen Leipziger Landmundart eingefügt. So heißt es im Eingangslied:

Mer hahn ne neue Oberkeet an unsern Kammerherrn,
Ha gibt uns Bier, das steigt ins Heet, das ist der klare Kern.
Der Pfarr mag immer büse tun; ihr Spielleut, halt euch flink!
Der Kittel wackelt Mieken schun, das kleene luse Ding.

Hier sind die mundartlichen Formen, die zur gleichen Zeit in der städtischen Umgangssprache bereits nicht mehr vorhanden sind, für die damalige Mundart der Dörfer um Leipzig bezeugt: Der Wandel von ô zu ū in lūse „lose", schun „schon", von ê/œ zu ī in büse „böse"; auch mundartliche Formen wie ha für „er", hēt für „Haupt". Der Gegensatz der städtischen Umgangssprache und der ländlichen Mundart war also bereits vor zweihundert Jahren ebenso klar ausgeprägt wie heutzutage.

Uns bleibt nur noch die Frage, wie damals vor 200 Jahren die Gebildeten der obersächsischen Städte gesprochen haben. Der Brief der „Vernünftigen Tadlerinnen" will ja die schlechteste Gattung, das heißt die Sprache der untersten Schichten zeigen. Es bestand also auch damals ein Unterschied in der Sprache der Oberen und der Unteren, wie ein solcher Unterschied auch heute innerhalb der Umgangssprache besteht. Es ist jetzt nur die Frage, ob dieser Unterschied ein grundsätzlicher war, so daß die Sprache der Gebildeten mit der obersächsischen Lautgebung des Volkes gar nichts gemein hatte (also etwa Preußisch oder Süddeutsch klang) oder ob dieser Unterschied, wie heute, nur ein gradweiser war, das heißt auch die Sprache der Oberen ein Schriftdeutsch obersächsischer Aussprache war.

Abgesehen von der offenen Frage, wie denn die gebildeten Obersachsen damals gesprochen haben sollten, wenn sie nicht obersächsisch gesprochen hätten, ist uns der obersächsische Grundzug der Sprache der Gebildeten jener Zeit auch sonst genugsam bezeugt. Auch bei den Obersachsen der gebildeten Klasse, so heißt es z. B. in der „Berlinischen Monatsschrift" von 1783, sei das „Singen", das „mer statt wir" die „Verwechslung des b und p, des d und t" „sehr gewöhnlich". Mit diesen wenigen Worten ist der obersächsische Charakter der damaligen Gebildetensprache bereits umrissen. Das „Singen", der Tonfall, ist, wie nicht anders zu erwarten, auch in den oberen Schichten obersächsisch; dazu kommen — beim einzelnen mehr oder weniger deutlich ausgeprägt — bestimmte lautliche Eigentümlichkeiten wie das Verschmelzen der b und p, der d und t (das damals noch bei weitem nicht als so anstößig empfunden wurde wie heute), schließlich wohl auch einige „kleine Wörter" wie

mer für „wir“ [48]. Es bestand also damals — ebenso wie heute — nur ein gradweiser, aber kein grundsätzlicher Unterschied zwischen den Umgangssprachen der oberen und der unteren Schichten. Eine Stimme im „Teutschen Merkur“ von 1782 meint gleichfalls, daß sich obere und untere Klassen nicht scharf absetzen ließen und daß man auch bei „Chur-Sächsischen Herren und Damen, die ganz zuverlässig in die obersten Classen gehörten“ das Obersächsische deutlich heraushöre. Auch Adelung findet zwischen der Aussprache der unteren und der oberen Schichten Sachsens keinen grundsätzlichen Unterschied.

Schließlich verleugnen auch die obersächsischen Dichter des 17. und 18. Jahrhunderts den obersächsischen Grundzug ihrer Sprache nicht. Gellert (geboren 1715 in Hainichen, lebte in Leipzig), Kästner (geboren 1719 zu Leipzig), Lichtwer (geboren 1719 in Wurzen), Christian Reuter (geboren 1665 in Kütten bei Halle) reimen unbedenklich Getreide und Freude, sein und scheun, lieget und betrüget (Gellert), schön und stehn, Prügel und Spiegel, Kühe und schrie (Lichtwer), Götzen und Geschwätzen, Hippokrene und Töne (Kästner); ein Zeichen, daß ihnen in der gesprochenen Sprache ein Unterschied zwischen gerundeten und ungerundeten Lauten nicht geläufig war. Die Schreibung der Verkleinerung -chen als -gen (Reuter Fläschgen, Charlottgen) zeigt, daß schriftsprachliches g inlautend als ch gesprochen wurde und deshalb auch zur Schreibung des ch-Lautes in -chen Verwendung finden konnte. Bei Gellert und anderen finden sich weiter Reime wie schaden und waten, Pfad und betrat, die zwischen d und t keinen Unterschied machen, Bahn und an, gethan und an, die die (früher durchaus geltende) mundartliche Aussprache ān für „an“ erkennen lassen. Gellert reimt außerdem so oft Schluß und Fuß, Spruch und Tuch, entrissen und versüßen, liest und Zwist, daß kein Zweifel besteht, daß ihm die in Ost- und Mittelsachsen auch umgangssprachlich verbreitete Kürzung von uo, üe und ie eigen gewesen ist. Der Hamburger Brockes, der in Weichmanns „Poesie der Niedersachsen“ 1725 eine ausführliche Studie über die „Beurteilung einiger Reim-Endungen, welche von etlichen Mund-Ahrten in Teutschland, absonderlich in Ober- und Niedersachsen, verschiedentlich gebraucht werden“, vorlegt, nennt als kennzeichnende Reime sächsischer Dichter weiterhin Fürsten und knirschten, Löwen und geben, Riesen und fliessen, weiten und beyden, herrschen und Fersen, Güte und Bitte u. a. m.

Diese Beispiele zeigen, daß im 18. Jahrhundert auch die Sprache der oberen Schichten Sachsens eine Art obersächsischer Umgangssprache, das heißt obersächsisch ausgesprochener Schriftsprache war. Von der Sprache der Unteren war sie dadurch unterschieden, daß sie sich der Schriftsprache weit stärker annäherte als diese [49].

Wir dürfen also am Schluß dieses Kapitels sagen: Die obersächsische Umgangssprache heutiger Prägung ist wenigstens seit dem 17. Jahrhundert in den Städten Sachsens zu Hause; sie besitzt schon damals die gradweisen Unterschiede zwischen der stärker schriftsprachlichen Redeweise der gehobenen Schichten und der stärker mundartlichen der unteren; gegen die Mundart der Landbevölkerung setzt sie sich durch ihren schriftsprachlichen Ausgangsort schon damals deutlich ab [50].

Obersächsische Umgangssprache und obersächsische Mundart

Wie die obersächsische Ausgleichssprache die Sprache der mittelalterlichen Mark Meißen ist, so ist die obersächsische Umgangssprache die Sprache des Landesstaats Sachsen der absolutistischen und nachabsolutistischen Zeit. Das beginnende 18. Jahrhundert, in dem wir die obersächsische Umgangssprache bereits voll ausgebildet fanden, ist die Zeit der höchsten Machtentfaltung des absolutistischen Sachsens unter August dem Starken und seinem Nachfolger.

Als eine Art sächsischer Staatssprache hat die obersächsische Umgangssprache damals ihre Kraft erhalten; wir haben diese Kraft wirksam gefunden im Neulausitzischen, das um jene Zeit den Grund für seinen umgangssprachlichen Lautstand gelegt bekommen hat. Als die Sprache der Beamten und Schulmeister galt die Umgangssprache in jener Zeit bereits über das ganze Land. Ihren festen Sitz hatte sie damals wie heute aber in den Städten, vor allem in den Großstädten Dresden und Leipzig. Sie sind die Geburtsorte der Umgangssprache; in ihnen ging die Schriftsprache zuerst ins tägliche Leben ein und bildete in der Begegnung mit der Mundart die Zwischenform der Umgangssprache heraus. Die Formen der Umgangssprache sind in den einzelnen Städten nur unbedeutend unterschieden. Leipzig hat als Besonderheit das weiche „ga“ in „Kohlenkasten“, Chemnitz die Verdumpfung des a zu o in Fällen wie „Max“ und „wachsen“. Was die einzelnen Städte, z. B. Dresden und Leipzig, Dresden und Plauen, stärker unterscheidet, ist der Gesamtklang, die verschiedene Sprachmelodie, in der jede Stadt ihrer umgebenden Mundart verhaftet bleibt.

Die obersächsische Umgangssprache gilt heute nicht nur in den Städten des obersächsischen Mundartgebietes, sondern darüber hinaus in den meisten Städten Sachsens, vor allem auch im Erzgebirge. Sie setzt sich auch dort fest, wo die Stadt zur Sommer- oder Winterfrische aufs Land kommt, so vor allem in vielen Orten der Sächsischen Schweiz.

Als die Städte im 19. Jahrhundert zu Sammelpunkten der Industrie wurden, gewann die Umgangssprache als Sprache der Fabrikindustrie neue Durchschlagskraft. Wir sehen sie in den Fabrikdörfern um Chemnitz und an der Oberelbe Fuß fassen.

Das Eindringen der Umgangssprache in das Land durch Beamte, Sommerfrischler, Industrie konnte auf die Dauer auch auf die Mundart nicht ohne Wirkung bleiben. Doch sind die Wirkungen solcher örtlicher Einflüsse auf die Umgestaltung ganzer Mundartgebiete geringer als man oft annimmt. Am ehesten hat noch die Schule eine Wirkung vor allem in der Verdrängung besonders hervorstehender mundartlicher Einzelformen. Im allgemeinen vermögen diese örtlichen Einflüsse aber nur mitzuhelfen, den Boden zu lockern für die großen und tiefgreifenden Sprachbewegungen, die von den großen Städten her die alten Mundarten umgangssprachlich umgestalten. Von den großen Städten Dresden und Leipzig aus, die schon seit Jahrhunderten rein umgangssprachlich sind, sind auch schon seit Jahrhunderten umgangssprachliche Formen aufs Land und in die Mundarten gedrungen.

Wie dieses Eindringen umgangssprachlicher Formen in die alten Mundarten vor sich geht, zeigt uns Karte 18. Für „Ei" und „Eier" gelten oder galten in der obersächsischen Mundart Formen, die regelrecht wie „Kleid" entwickelt waren: ē oder ēr für „Ei" (das -r ist aus der Mehrzahl übernommen), ēer, ēr, ēre für „Eier". In der städtischen Umgangssprache gelten nur die schriftdeutschen Formen ei und eier. Karte 18 zeigt nun, daß das mundartliche ēr(e) für „Eier" im Westteil des Obersächsischen, im Osterländischen und Altenburgischen, noch große Flächen erfüllt. Nur Leipzig fällt mit dem schriftsprachlichen eier heraus und ist, wie wir sehen, kräftig dabei, diese Form auch seiner ländlichen Umgebung mitzuteilen. Das Ende dieses Verdrängungsvorganges wird sein, daß das ēr-Gebiet um Leipzig von innen, von Leipzig her aufgefressen sein wird. Dieser Endpunkt der Entwicklung ist um Dresden bereits erreicht. Hier gilt eier bereits im großen Kreis um die Landeshauptstadt, Reste von ēr finden sich nur noch in einem äußersten Ring: am Rande der Lausitz, in der Sächsischen Schweiz, im Osterzgebirge, bei Geringswalde—Mittweida, bei Dahlen an der preußischen Grenze. So können wir die Verdrängung alter Mundartformen durch umgangssprachliche auf dieser Karte gleichzeitig in zwei verschiedenen Stufen der Entwicklung beobachten. Um Leipzig sehen wir den Anfang, um Dresden das Ende eines solchen Verdrängungsvorgangs. Für uns ist an diesem Beispiel noch wichtig, zu sehen, daß die neuen umgangssprachlichen Formen nicht etwa selbständig von den einzelnen Orten aus der Umgangssprache der Beamten und Lehrer übernommen werden, sondern daß die Verdrängung wellenförmig und in zusammenhängender Fläche von den Großstädten ausgeht. Das meinten

wir, wenn wir sagten, daß die umgangssprachliche Schicht, die sich in jedem Dorfe findet, den Boden nur lockert, daß aber die Verdrängungen und Umgestaltungen endgültig im Zuge großer, stetig fortschreitender Sprachbewegungen von den beiden Hauptstädten der obersächsischen Umgangssprache ausgehen. Die alte Form sprachlicher Verdrängung, der von den Kulturmittelpunkten stetig, Ort für Ort fortschreitende Sprachstrom, hat also auch für die Sprachveränderungen, die durch die Umgangssprache in den Mundarten hervorgerufen werden, noch ihre Geltung.

So wird auch die altobersächsische Form nau für „neu", von deren vormals gesamtobersächsischer Geltung wir bereits sprachen, durch das aus schriftsprachlichem „neu" gebildete umgangssprachliche nai von Leipzig und Dresden her verdrängt. Zwischen den beiden Orten ist nau im Nordmeißnischen und Altenburgischen liegen geblieben. Karte 16 zeigt deutlich, wie das umgangssprachliche nai sich von Dresden, vor allem aber von Leipzig aus halbkreisförmig in das nau-Gebiet vorarbeitet. Die kleineren Städte (Wurzen) befördern die Bewegung in ihrem engeren Umkreis. Solche Einzelformen wie nau „neu", die nicht durch einen sichtbaren lautgesetzlichen Zusammenhang mit zahlreichen gleichentwickelten Wörtern gestützt werden und in die Umgangssprache nicht übernommen worden sind, sind der Verdrängung besonders leicht ausgesetzt. Das gilt z. B. auch für die alte obersächsische Form frā für „Frau", die der Umgangssprache schon lange nicht mehr bekannt ist; im Umkreis von Leipzig und Dresden wird sie heute stark zurückgedrängt. Das altobersächsische hām für „hauen" findet sich heute nur noch an den äußersten Rändern des Obersächsischen: am Ostrande bei Großenhain, am Südrande bei Freiberg, am Westrande bei Naumburg; die übereinstimmende Lautgestalt dieser drei auseinanderliegenden Reste weist auf einen früheren räumlichen Zusammenhang hin.

Einstmals über das ganze Obersächsische verbreitet waren auch Formen wie kēfen für „kaufen", glēm für „glauben". Es sind das die echten mitteldeutschen Formen, die von den umgelauteten mittelhochdeutschen köufen und glöuben abgeleitet sind; eine Form wie gläuben ist noch der Sprache Luthers geläufig. In die endgültige Form der neuhochdeutschen Schriftsprache sind diese mitteldeutschen Formen aber nicht eingegangen; hier haben sich die oberdeutschen kaufen und glauben durchgesetzt, die damit auch für die Umgangssprache maßgebend wurden. Dem Obersächsischen waren die unumgelauteten Formen in den Hauptwörtern kōf „Kauf" und glōbe „Glaube" schon immer bekannt; an sie lehnten sich jetzt die umgangssprachlichen kōfen und glōm ihrer Lautgestalt nach an; kēfen und glēm wurden von Dresden und Leipzig aus an den Rand des obersächsischen Sprachgebiets gedrängt. Sie finden sich heute noch im Osten an der Grenze gegen die Lausitz, im

Süden im Nordböhmischen und an der Grenze des Erzgebirgischen, im Westen im Altenburgischen und bei Halle (käfen), im Norden bei Wittenberg und Dobrilugk; hier schließt wieder das kēfen-Gebiet an der Lausitzgrenze an. Den ganzen Rand des Obersächsischen umsäumen also die alten Formen, Zeugen der umgangssprachlichen Bewegungen, die seit den letzten Jahrhunderten vom Inneren des obersächsischen Sprachgebiets, von Leipzig und Dresden aus, über den obersächsischen Raum dahingehen. Einzelne Formen von kēfen, die in der Mitte zwischen Leipzig und Dresden, bei Döbeln, liegen, bestätigen, wie es uns schon die heutige Randlagerung der kēfen-Formen sagt, daß diese Sprachformen früher im ganzen Obersächsischen heimisch waren. Auch die städtische Umgangssprache hat an sie eine ferne Erinnerung bewahrt, wenn es in Dresden heißt, kōfen sei kaufen, kēfen sei mausen.

In diesen umgangssprachlichen Bewegungen, die den obersächsischen Raum heute überfluten und zum Teil schon bis zum Rand erfüllt haben, sehen wir die dritte sprachgestaltende Bewegung, die im letzten Jahrtausend von dem obersächsischen Altsiedelland um Dresden und Leipzig ausgegangen ist: Die erste war der mitteldeutsche Siedlungszug, der von den Freilandschaften aus in die Wälder vordrang, die zweite war die Bewegung des Sprachausgleichs im obersächsischen Mundartgebiet und in der meißnischen Ausgleichssprache, die dritte ist die obersächsische Umgangssprache neuerer Zeit. Der Quellraum dieser Bewegungen ist der gleiche geblieben: Das altbesiedelte Niederland Nordsachsens und des Elbtalkessels, und auch die Richtungen und Wege ihrer Strömung sind die gleichen, naturhaft vorgezeichneten geblieben; von den Altsiedellandschaften aus greifen sie nach Norden und Süden aus. Das Erzgebirge bleibt wie schon früher als Restlandschaft in vielen Fällen liegen; einstmals von ausgleichsobersächsischen Formen überflutet, hält es heute oft diese alten Formen — so Abkömmlinge des mitteldeutschen köufen — gegen jüngere umgangssprachliche Bildungen fest, ohne aber dem Eindringen der Umgangssprache auf die Dauer wehren zu können [50a].

Neben diesen alten Wegen, auf denen die obersächsische Umgangssprache wiederum neue Lautformen, Welle auf Welle, über das Land schickt, hat sie sich aber ganz neue Formen der Sprachumgestaltung geschaffen, die aus dem Gegensatz zwischen obersächsischer Umgangssprache und obersächsischer Ausgleichssprache entspringen. Die neuhochdeutsche Schriftsprache hat, wie wir sahen, die eigentlich sächsischen Eigentümlichkeiten, wie sie in den Sonderformen der obersächsischen Ausgleichssprache bestehen, die schlacht für „schlecht", uksen für „Ochsen", schnī für „Schnee", hūch für „hoch" usf. nicht übernommen. Der Schriftsprache folgend hat die Umgangssprache diese Formen gleichfalls aufgegeben, während die Mundart sie immer noch bewahrt. Aus diesem Gegensatz ergeben sich Verwicklungen von weittragender Bedeutung.

Vor einigen hundert Jahren sind die ausgleichssprachlichen Formen, die schlacht und schnī, von dem obersächsischen Altsiedelraum aus im ganzen meißnischen Bereich durchgesetzt worden, im Süden bis ins Erzgebirge, im Norden bis in die Heiden des Osterländischen (Karten 10, 11, 12). Noch weiter im Süden und im Norden, im Böhmischen und im Nordosterländischen nördlich des markmeißnischen Bereichs, sind alte, nichtobersächsische Formen liegengeblieben: schnē, höch, schlecht, oksen gilt sowohl im Nordwestböhmischen wie im Osterländischen nördlich von Bitterfeld und Torgau. Zur Zeit der ausgleichssprachlichen Bewegungen waren diese Formen die unsächsischen; seit aber die gleichen Formen in der Schriftsprache und Umgangssprache wieder zur Herrschaft gekommen sind, sind die einst verdrängten Formen, die schnē und schlecht und höch und oksen wieder die eigentlich sächsischen, d. h. obersächsisch-umgangssprachlichen geworden, und nun erfolgt eine merkwürdige Umkehr der alten Bewegungen. Jetzt holt die obersächsische Umgangssprache die Formen, die die Ausgleichssprache einst verdrängt hat, wieder ins Innere Sachsens zurück.

Wir beobachteten bereits auf Karte 12 die seltsame Linienführung der Grenze schnē gegen schnī in Nordwestsachsen. Nördlich von Halle kommt die Grenze von nördlichem schnē gegen südliches schnī über die Saale, biegt um Leipzig nach Süden aus, dann wieder nach Norden und geht endlich in alter Richtung nach Osten weiter. Die gleiche Grenzführung zeigt südliches hūch gegen nördliches höch/hök. Wir zogen bereits eine Linie, die diese Ausbuchtung um Leipzig im Norden abschließt, und bezeichneten diese als alte Grenze der ausgleichsobersächsischen Formen von ī für ê/œ und ū für ô. Wir können dieser Grenzberichtigung jetzt die Erklärung folgen lassen: Einstmals galt schnī, brūt „Brot" u. ä. im ganzen meißnischen Bereich bis Bitterfeld und Torgau. Seit einigen Jahrhunderten gilt wieder schnē und brōt in den großen Mittelpunkten Dresden und Leipzig. Diese schriftsprachlich-umgangssprachlichen Formen Leipzigs wirken nun auf die alten mundartlichen schnē und brōt im Norden der Stadt ein und ziehen sie heran. Durch die magnetische Wirkung der Leipziger Umgangssprache rücken diese Formen auf Leipzig zu und verbinden sich mit den gleichlautenden der Leipziger Umgangssprache; es entsteht ein sogenannter „Trichter", eine Einbuchtung der Sprachgrenze durch die Ansaugwirkung Leipzigs.

Den entsprechenden Vorgang sehen wir auch um Dresden im Werden. Vom Elbtalkessel aus sind einst die hīrt für „hört" und schnī für „Schnee" ins Erzgebirge verbreitet worden. Heute steht das Elbtal mit dem umgangssprachlichen Dresdner schnē und hārt nicht mehr hinter diesen Formen, es stimmt im Gegenteil mit den verdrängten erzgebirgischen Formen überein. Nun geht die Bewegung rückwärts. Die erzgebirgischen hārt-Formen rücken

nachweislich gegen die Hauptstadt vor; die Spitzen und Zungen der härt-Linie südlich Dresden (Karte 12) deuten die Bewegung nach Norden an. Das umgangssprachliche härt Dresdens kommt ihnen entgegen, der schmale Trennungsstreifen wird in Kürze überbrückt und auch hier ein Trichter entstanden sein, wie wir ihn um Leipzig bereits vollendet sehen.

Fast alle die mundartlichen Formen, die die obersächsische Ausgleichssprache einst im Bereich der meißnischen Mark verdrängt hat, kehren heute als umgangssprachlich gestützte Formen wieder zurück. So bewegen sich die erzgebirgischen alle und alte für „alte", hindn und hinn für „hinten" gegen die altobersächsischen āle und hing nach Norden, das thüringische trocken ist über altes obersächsisches troich hinweg schon bis Leipzig herangezogen worden.

Die jahrhundertealten Gesetze der sächsischen Sprachbewegungen scheinen durch solche Vorgänge auf den Kopf gestellt. Es laufen nicht mehr alle Sprachbewegungen von den Kulturmittelpunkten aus auf das Land, sondern auch solche vom Lande aus auf die Kulturmittelpunkte zu. Aber auch diese Bewegungen haben ihre treibende Kraft in den Kulturmittelpunkten selbst. Es ist nicht die eigene Kraft der Mundarten, die diese Formen vorrücken läßt, sondern es ist die Umgangssprache der Städte, die die gleichlautenden mundartlichen Formen magnetisch anzieht.

Wir geben zu diesen Bewegungen nur noch zwei Beispiele, die uns bereits früher beschäftigt haben. Auf der Karte 10 „gebrochen, Ochsen" stellten wir bereits eine Einbuchtung der Grenze uksen: oksen um Leipzig fest, die uns einen älteren Grenzverlauf nördlich der Stadt erschließen ließ. Auch um Chemnitz zeigt uns der wirre Grenzverlauf, wie umgangssprachliches oksen und gebrochen von der Stadt aus in das umgebende Land eindringt; die westerzgebirgischen o-Formen greifen unterstützend mit ein. Die Hauptstadt Dresden liegt mit ihren umgangssprachlichen Formen noch mitten im uksen-Gebiet, doch sehen wir, wie sich bereits das umgangssprachliche oksen des Bautzner Landes in einem Zipfel gegen Dresden vorschiebt. Bei „gebrochen" finden wir Neulausitzisch und Dresdner Umgangssprache bereits vereinigt. Das lausitzische gebrochen ist in einem Trichter nach Dresden hineingezogen worden, der bei Königsbrück und Sebnitz auf der alten lausitzisch-obersächsischen Grenze noch aufliegt. Wir können voraussagen, wie die Entwicklung hier weitergehen wird: Gestärkt durch die Unterstützung vom Osten her wird nun Dresden seine umgangssprachlichen o-Formen wellenförmig gegen Meißen, Freiberg, Pirna vorschieben.

Diese Etappe sehen wir auf Karte 11 „Pfeffer, schlecht" bereits erreicht. Pfaffer für „Pfeffer" ist in den sächsischen Mundarten außer im Vogtländischen und Neulausitzischen noch weithin verbreitet. Bei „schlecht" aber hat sich das umgangssprachliche Dresden mit dem Neulausitzischen bereits verbunden.

Das trennende schlacht und schläicht zwischen beiden ist niedergelegt und Dresden hat die neue Form schlecht bereits weit gegen das Osterzgebirgische und im Elbtal verbreitet. Daß sich auch hier eine wellenförmige Ausbreitung von Dresden und eine trichterförmige Bewegung von der Lausitz aus verbunden haben, zeigt die Halbinsel von schläicht, die an der Stelle des Zusammenwachsens beider Bewegungen östlich Dresden stehengeblieben ist.

Wir können auch aus dieser Karte ablesen, wie die Bewegung weitergehen wird: Das schlecht-Gebiet um Dresden wird sich mit dem tiefen schlecht-Trichter um Leipzig (einem der schönsten Beispiele von Trichterbildung) vereinigen, das trennende schlacht niederlegen und die alten a-Formen vielleicht auf das Altenburgische und Erzgebirgische zurückdrängen. In einigen anderen Wortgruppen sehen wir diese Stufe in der Tat schon erreicht. fald für „Feld" und draschen für „dreschen" finden sich in Nordsachsen nur mehr in Resten, bewahrt sind sie im Altenburgischen, im Erzgebirge und seinem Vorland, im Nord- und Nordostböhmischen, auch am Südrand des Lausitzischen. So tritt auch hier der Fall ein, daß das Erzgebirgische, das seine a-Formen fald und draschen erst unter dem Druck der obersächsischen Ausgleichssprache gegen oberfränkisches feld und dreschen angenommen hat, heute die eingebrachten Formen als erzgebirgische Besonderheit gegen die neuobersächsischen feld und dreschen bewahrt.

Wir sehen an all diesen Beispielen, wie stark und wie umstürzend die Umgangssprache heute schon auf den Lautstand der sächsischen Mundarten einwirkt. Die bedeutenden Wirkungen, die die Umgangssprache bereits ausgeübt hat, bestätigen uns unsere Meinung, die wir von dem Alter der Umgangssprache in den Städten und in der neulausitzischen Insel gewonnen haben. Das Bestehen der Umgangssprache im Neulausitzischen gibt den sprachlichen Bewegungen in Sachsen östlich der Elbe eine besondere Note: Hier liegen nahe beieinander drei Inseln der obersächsischen Umgangssprache: in Dresden, der Sächsischen Schweiz und dem Bautzner Land, die das dazwischenliegende Mundartgebiet immer mehr anfressen. Bei „Frau" (Karte 13) beobachten wir, wie auch die umgangssprachliche Sächsische Schweiz sich mit dem Neulausitzischen selbständig in Verbindung setzt.

Das Eindringen der Umgangssprache in die alten Mundarten ist das Gesetz, unter dem die Sprachentwicklung Obersachsens heute steht. Wenn diese Bewegung heute auch bereits weit vorangeschritten ist, so wollen wir ihren tatsächlichen Erfolg doch auch nicht überschätzen. Eine so grundsätzliche Umgestaltung braucht Jahrhunderte, um Schritt für Schritt voranzukommen. Es sind ja immer nur einzelne Formen, die nach und nach in die Mundarten einwandern. Von einer völligen Verdrängung oder Verunkenntlichung der alten Mundarten kann vorerst nicht die Rede sein. Noch bestehen die alten

obersächsischen Mundarten — man braucht nur in die Lommatzscher Pflege zu gehen, um sie zu hören. Aber — und das ist vielleicht die stärkste Wirkung der obersächsischen Umgangssprache —, daß es sie gibt, ist so gut wie unbekannt. Im allgemeinen Bewußtsein hat die obersächsische Umgangssprache das Wissen von den obersächsischen Mundarten völlig verdrängt; wenn irgendwo von obersächsischer Mundart die Rede ist, so wird damit stillschweigend die obersächsische Umgangssprache gemeint.

Schlagen wir in Mundartsammlungen wissenschaftlicher oder nichtwissenschaftlicher Art nach, was dort als obersächsische Mundart geboten wird, so finden wir nicht Proben der Mundart, sondern der Umgangssprache. Nehmen wir z. B. „Das Mundartenbuch" von Julius Schaeffler, eine Sammlung von Proben aller bedeutenden deutschen Mundarten, so finden wir darin als Beispiele „obersächsischer Mundart" sechs Proben Leipziger Umgangssprache. In Albert Zirklers verdienstvollem „Hausbuch Sächsischer Mundartdichtung" gibt uns Franz Adam Beyerlein eine Probe der „meißnischen Mundart" in der Geschichte vom Waldhüter Wackewitz, der vom Hunderttausendtalerschatz geträumt hat: „Ä kleenes Männichen is an sei Bette getretn un hat zu'n gesagt: ‚Wackewitz, Waldhieter Wackewitz!' hat's gesagt, ‚dir is ä großer Schatz bestimmt. Hunderttausend Daler! An Moritzburger Mittelteiche, obn in der Ecke, wo's nach Bärwalde nuff geht, da is'r vergrabn ... Heerst du, Waldhieter Wackewitz?'" — Auch dieses Obersächsisch ist, wie unsere kurze Probe zeigt, nicht Mundart, sondern Umgangssprache: es heißt hier umgangssprachlich getretn statt mundartlich geträtn, gesagt statt gesoit, groß statt grüß, obn statt üm, wo statt wü, geht statt git, vergrabn statt vergröm, heerst statt hierst u. a. m.

Die obersächsische Mundart ist also tatsächlich unbekannt. Die Probe, die wir von der nordmeißnischen Mundart gegeben haben, werden auch die meisten Sachsen nicht als obersächsische Mundart erkennen: „Kleene Moid, wu iss'n 's Gänsemaachen? Ar sellt minnanner hinger in Krautgårtn gihn un sellt'n Grußknacht und Farejung halfen a poor Schebber Hoi weng ..." Um daraus eine Sprache zu machen, die als „obersächsische Mundart" verstanden würde, müßte man sie den meisten in die Umgangssprache übersetzen: „Klene Maachd, wo iss'n 's Gänsemädchen? Er sollt mitenander hindr in Krautgardn gehn un sollt'n Großknecht un Färdejung helfen ä baar Schober Hâi wenden ..."

Daß die alte, bodenständige obersächsische Mundart, die — wie unsere Gegenüberstellung zeigt — so ganz anders klingt als die abgeleitete Umgangssprache, im allgemeinen Bewußtsein so völlig verdrängt worden ist, das ist vielleicht die erstaunlichste Wirkung der obersächsischen Umgangssprache auf die obersächsische Mundart.

Das meißnische Deutsch

Wir hörten im ersten Abschnitt unseres dritten Teiles, welchen großen Anteil Sachsen an der Schöpfung der deutschen Schriftsprache gehabt hat. Wir sahen weiter, wie in der obersächsischen Umgangssprache diese Schriftsprache schon sehr früh in die gesprochene Sprache übergegangen ist; und das letzte Kapitel zeigte uns die großen Wirkungen der Umgangssprache auf die alten Mundarten.

Nicht nur durch seinen Anteil an der Gestaltung der deutschen Schriftsprache, sondern auch durch den starken schriftsprachlichen Einschlag seiner gesprochenen Sprache nimmt Sachsen unter den deutschen Mundartlandschaften seit Jahrhunderten eine besondere Stellung ein; sowohl im Süden wie im Norden Deutschlands sind Schriftsprache und Mundart länger und tiefer getrennt geblieben.

Durch diesen schriftnahen Charakter seiner gesprochenen Sprache ist Sachsen Jahrhunderte hindurch im Reiche vorbildlich gewesen. Wir finden vom 16. bis zum 18. Jahrhundert in Deutschland übereinstimmende Zeugnisse, die die Sprache der höheren Gesellschaftsschicht Kursachsens, d. h. die obersächsische Umgangssprache der Gebildeten, die Schriftsprache obersächsischen Klanges, als beste deutsche Sprache bezeichnen.

Wohl der erste Beleg dafür ist eine Versdichtung des 15. oder 16. Jahrhunderts, in der die deutschen Stämme nacheinander durchgehechelt werden. Während über alle anderen wenig Rühmliches gesagt wird, heißt es über die Sachsen: „in Meißen teutsche sprach gar gut." Daß die Sprache der sächsischen Kanzlei die beste sei, „welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland", sagt Luther; er habe keine besondere Sprache, fügt er hinzu, sondern gebrauche eben diese, allgemein anerkannte Schriftsprache sächsischer Prägung. Daß mit solchen Lobsprüchen nicht nur die geschriebene, sondern auch die gesprochene Sprache Obersachsens gemeint ist, sagen andere Zeugnisse deutlicher. So meint ein Spanier des 16. Jahrhunderts, die Reinheit der Sprache lerne man außer durch Bücher durch den Umgang mit den gebildeten Vertretern dieser Sprache; in Deutschland sei Meißen dafür das maßgebende Land. So hören wir, daß im 16. Jahrhundert ein junger Mecklenburger für einige Zeit nach Sachsen übersiedelt, „damit er besser die meißnische Sprache erlerne".

Während im Norden sich das meißnische Deutsch zu jener Zeit schon unangefochten durchsetzt, hat es im deutschen Süden damals noch mit hochsprachlichen Überlieferungen oberdeutscher Prägung zu kämpfen. Hieronymus Wolf, Professor zu Augsburg, empfiehlt in seiner Schrift De Orthographia Germanica von 1556 noch die Aussprache des kaiserlichen Hofes zur Richt-

schnur. Der Schweizer Gesner läßt 1561 noch die Wahl zwischen der oberdeutschen und der meißnischen Hochsprache.

Aus dem 17. Jahrhundert liegen mehrere Zeugnisse für den Vorrang der sächsischen Sprache vor. Der Oberdeutsche Matthias Quade sagt in seiner „Erdbeschreibung" (1604), die Obersachsen seien den Oberdeutschen in Sprache und Sitten überlegen. Der Hamburger Joachim Vagetius rühmt 1613 Meißen als Land der vorzüglichsten Sprache und der gebildetsten Bevölkerung. Der Anhalter Philipp von Zesen meint (1640), daß die meißnische Mundart, „welche die rechte hochdeutsche", allen anderen vorgehe. Wie man zu Athen das zierlichste Griechisch, zu Rom das zierlichste Latein geredet habe, „so redet man auch in Obersachsen und Meißen das zierlichste Hochdeutsch, das man im Schreiben gebrauchet", heißt es in Zesens „Adriatischer Rosemund" [51]. Ähnlich sagt der Verfasser des „Teutschen Secretarius" (Nürnberg 1656): „Wenn der Ursprung eines Worts ermangelt, so muß die Aussprache Richter seyn, und hält man die Meißnische und Obersächsische für die beste, weil sie lautet, wie man zu schreiben pflegt." Für den guten Dichter ist das meißnische Deutsch Richtschnur: „Wer nun ein reinliches deutsches Carmen schreiben will, der muß den lieblichsten Dialectum, wie der Meißnische ist, ihm vorsetzen", sagt der Mecklenburger Daniel Morhof in seinem „Unterricht von der Deutschen Sprache und Poesie" 1682. In der zweiten Auflage dieser Schrift wird die Sprachreinheit eines Holsteiner Dichters gelobt; „Doch", fügt der Herausgeber hinzu, „würde er es nicht so weit gebracht haben, wenn er sich nicht geraume Zeit in Meißen aufgehalten hätte."

Im 18. Jahrhundert findet das meißnische Deutsch auch im Süden volle Anerkennung. Die Schweizer Kunstrichter Bodmer und Breitinger bezeugen (1740) die allgemeine Geltung und den besonderen Wohlklang der sächsischen Sprache. Breitinger rühmt von den Sachsen, daß „ihre Sprache, die in dem Reichthum und Deutlichkeit der Wörter mit anderen Mundarten schon längst geeifert hat, zum wenigsten in dem Wohlklang den Vorzug über alle anderen Aussprachen in Deutschland behauptet". Bodmer fügt hinzu: „So viel mir bekannt ist, hat Meißen das beste Recht von anderen Provinzen Deutschlands zu fodern, daß sie ihre eigene Aussprache und Mundart für die seinige verlassen; allermaßen es darinnen wahre Vorzüge vor allen andern aufweisen kann, die in der Natur und der Absicht der Sprache gegründet sind. Ich glaube auch nicht, daß irgend eine Provinz des Deutschen Reichs mit Gedanken umgehe, mit ihm um dieses Recht zu streiten ..."

Zu dieser Zeit erreicht die Anerkennung der sächsischen Sprache ihren Gipfelpunkt. Süd und Nord beugen sich vor der Überlegenheit des sächsischen Deutsch. Der Ostpreuße Gottsched, der Richter über den guten Geschmack

in Sprache und Dichtung jener Zeit, stimmt in diesem Punkte mit seinen landschaftlichen und literarischen Gegenfüßlern Bodmer und Breitinger überein: „Ganz Deutschland", sagt er in seiner „Deutschen Sprachkunst", „ist schon längst stillschweigend darüber eins geworden, ganz Ober- und Niederdeutschland hat bereits den Ausspruch gethan: daß das mittelländische oder obersächsische Deutsch die beste hochdeutsche Mundart sei: indem es dasselbe überall, von Bern in der Schweiz bis nach Reval in Livland, und von Schleswig bis nach Trident in Tyrol, ja von Brüssel bis Ungarn und Siebenbürgen auch im Schreiben nachzuahmen und zu erreichen suchet." So sagt auch der Pommer Hermes, der Verfasser des damals vielgelesenen Romans „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" (1770): „Wer bedachtsam lieset, der schreibt wie man in denjenigen Städten schreibt, die einmal im Besitz sind, richtig zu schreiben, und spricht wie man in Meißen spricht .. Ich glaube, wer kein Sachse ist, muß sich bemühen, so sprechen zu lernen, daß man wenigstens seine Landsmannschaft nicht errathe." Und entsprechend heißt es in Schnabels „Insel Felsenburg" (1731): „Sie redeten so feines Hochteutsch, als ob sie geborene Sachsen wären."

Der große Sprachlehrer des 18. Jahrhunderts, Adelung, ebenfalls Niederdeutscher von Geburt, faßt schließlich diese Einsichten in seinen sprachwissenschaftlichen Schriften (1782) zusammen: „Wem noch einige Zweifel übrig bleiben sollten, daß unsere höhere Schrift- und Gesellschaftssprache in dem südlichen Churſachsen einheimisch ist, der komme und überzeuge sich durch den Augenschein. In keiner Provinz Deutschlandes wird sie so allgemein, und in den Städten selbst in den untersten Klassen gesprochen ... Man kann ohne Bedenken hinzu setzen, daß sie auch in keiner Provinz, im Ganzen genommen, so rein und so richtig gesprochen wird ..."

Dies ist also die Meinung, die das Deutschland des 16. bis 18. Jahrhunderts von der sächsischen Sprache hat: Das meißnische Deutsch ist das vornehmste, ist die Sprache der Fürsten und Könige, ist die zierlichste und wohlklingendste, die Sprache des guten Geschmacks und der feinen Bildung; sie gilt von Berlin bis Reval, von Brüssel bis Siebenbürgen; aber in Sachsen ist sie einheimisch, und hier wird sie von denen erlernt, denen es nicht selbst vergönnt ist, in Sachsen geboren zu sein.

Lenken wir von hier aus unsere Aufmerksamkeit auf die Bewertung, die die sächsische Sprache heute genießt, so fällt uns ein Umschlag der Meinungen auf, der geradezu erstaunlich ist. Von dem Ruhm der sächsischen Sprache als der vornehmsten und wohlklingendsten ist heute nicht mehr die Rede. Im Gegenteil, es lassen sich genug Zeugnisse von Schriftstellern des 20. Jahrhunderts zusammenstellen, die das sächsische Deutsch als weichlich, unvornehm, gewöhnlich, abstoßend hinstellen. Und wenn es vor 150 Jahren

hieß: „Wer kein Sachse ist, muß sich bemühen, so sprechen zu lernen, daß man wenigstens seine Landsmannschaft nicht errathe", scheint es heute viel eher notwendig, daß der Sachse seine angeborene Mundart möglichst ganz verleugne, um als „fein" zu gelten. Wie kann, fragen wir uns, in dieser kurzen Zeit die Bewertung der sächsischen Sprache sich so radikal verändern, daß dieselbe Sprache, die eben noch die zierlichste, die vornehmste, die gebildetste war, nun plötzlich als die unvornehme gilt? Ist es vielleicht gar nicht dieselbe Sprache? Hat sie sich so grundlegend verändert? Klingt sie vielleicht heute ganz anders als zu jener Zeit?

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die meinten, die damalige sächsische Sprache sei eben ganz anders gewesen und habe sich erst nach dem 18. Jahrhundert so sehr verschlechtert. Selbst in wissenschaftliche Darlegungen ist diese populäre Meinung eingegangen — ohne freilich irgendwann bewiesen worden zu sein. Die Zeugnisse sind jedoch zu zahlreich, die zeigen, daß auch das vorbildliche meißnische Deutsch jener Jahrhunderte ein Schriftdeutsch obersächsischer Aussprache war. Zweifellos war es nicht die Sprache der unteren städtischen Schichten (die Sprache des Briefes der „Vernünftigen Tadlerinnen"), was die Kritiker als vorbildliches Deutsch loben, es war das Schriftdeutsch der Gebildeten, das aber — wie uns unzweideutige Zeugnisse lehren — ebenfalls ein Schriftdeutsch ausgesprochen obersächsischen Klanges war; lehnt es doch z. B. Adelung ab, zwischen der Sprache der oberen und der unteren Schichten einen grundsätzlichen Unterschied zu setzen. Die sächsische Sprache hat sich seit dem 18. Jahrhundert in ihren Grundzügen nicht verändert, wohl aber haben sich die Umstände verändert, die das sächsische Deutsch in jener Zeit zur vorbildlichen Sprechweise Deutschlands machten.

Wir würden fehlgehen, wenn wir die hohe Geltung des sächsischen Deutsch zu damaliger Zeit nur darin begründet sehen wollten, daß die sächsische Aussprache der Schriftsprache lautlich am nächsten stand. Für die Geltung einer Sprache sind die Tatsachen ebenso entscheidend, die, außerhalb des rein Klanglichen, in der sozialen Geltung des Sprachträgers liegen. So hat sich die neuhochdeutsche Schriftsprache sächsischer Prägung deshalb durchsetzen können, weil sie getragen wurde von der politischen Macht des sächsischen Landesstaats und von der geistigen Macht der reformatorischen Bewegung. Nicht anders hat sich das sächsische Deutsch auch in der Aussprache deshalb durchgesetzt, weil Sachsen im Deutschland jener Zeit politisch und kulturell eine führende Stellung einnahm.

Die Zeit der hohen Geltung des sächsischen Deutsch, das 16. bis 18. Jahrhundert, ist das Zeitalter Friedrichs des Weisen, Moritz' von Sachsen, Vater Augusts, Augusts des Starken und Augusts II.; das Zeitalter also, in dem sich der Landesstaat Sachsen auf dem Gipfel seiner Macht befand, seine

Fürsten, nächst dem Kaiserhaus Habsburg, das höchste Ansehen in Deutschland genossen. Es ist die Zeit, in der Sachsen in Künsten und Wissenschaften in höchster Blüte stand. Am sächsischen Hofe zu Torgau führte der Sachse Heinrich Schütz, der größte deutsche Musiker des 17. Jahrhunderts und Kapellmeister des sächsischen Hofes, die erste deutsche Oper auf; in Dresden wurde (1664) das erste ständige Opernhaus Deutschlands errichtet, an dem Johann Adoff Hasse jahrzehntelang wirkte; in Leipzig glänzte, als Nachfolger Joh. Herm. Scheins und Johann Kuhnaus, Johann Sebastian Bach. In der Residenzstadt Dresden erlebte die barocke Baukunst, im Zwinger, in der Frauenkirche, in der katholischen Hofkirche und zahlreichen Palaisbauten einen Höhepunkt; die Dresdner Gemäldegalerie wurde in jener Zeit begründet. Als Mutterland der reformatorischen Bewegung nahm Sachsen im Geistesleben eine führende Stellung ein; die Universitätsstädte Wittenberg und Leipzig waren Mittelpunkte der Gelehrsamkeit; nicht zuletzt hatte die werdende Sprach- und Literaturwissenschaft in Männern wie Gottsched und Adelung hier ihre Häupter.

Diese Blüte der Künste und Wissenschaften war, in der Auffassung der damaligen Zeit, nicht nur eine Angelegenheit der geistigen Welt, sondern sie war eine wesentliche Bedingung und ein entscheidender Teil der Geltung des absoluten Staates, wie wiederum dieser in der Förderung des künstlerischen und geistigen Lebens eine seiner vornehmsten Aufgaben sah. Die kulturelle und die politische Blüte, beide innerlich miteinander verbunden, begründeten die hohe Geltung Sachsens in jener Zeit.

Das Ansehen, das die sächsische Sprache damals genoß, war also nur ein Teil des Ansehens, das der sächsischen Kultur und dem sächsischen Staat jener Zeit entgegengebracht wurde. Durch die Höhe der sächsischen Bildung war die deutsche Schriftsprache (an deren Ausbildung Sachsen bereits starken Anteil gehabt hatte) in die gesprochene Sprache Sachsens weit eingedrungen; so stand das obersächsische Deutsch lautlich der Schriftsprache näher als andere Mundarten. Das Ansehen der sächsischen Kultur und des sächsischen Staates gab dieser Aussprache aber auch die soziale, politische und kulturelle Überlegenheit, deren eine Sprache bedarf, um als vorbildlich zu gelten.

Die Grammatiker jener Zeit waren sich über diese gesellschaftlichen Ursachen für die überragende Geltung des meißnischen Deutsch wohl im klaren. So sagt Breitinger (1740): „Unter den Provinzen Deutschlands hat Sachsen sich den Ruhm der wohlgesittetsten (d. h. kulturell hochstehendsten), insonderheit seit der prächtigen Regierung ihres königlichen Kurfürsten Friedrich Augusts, erworben; ... dadurch hat ihre Sprache ... den Vorzug über alle andern Aussprachen in Deutschland behauptet.“ Die Bedeutung der sächsischen Geistesbildung betont besonders Gottsched: „Der Sitz der deutschen

Gelehrsamkeit ist, seit der Glaubensreinigung ... nach Obersachsen gewandert. Sonderlich ist er durch die neugestifteten hohen Schulen zu Wittenberg, Jena und Halle gleichsam in Meißen befestigt worden. Nicht wenig hat auch der aus Frankfurt am Main größtentheils nach Leipzig gezogene Bücherhandel dazu beigetragen. Weil auch durch die fruchtbringende Gesellschaft in diesen Gegenden die meisten und besten deutschen Bücher geschrieben und gedrucket worden: so hat die hiesige Mundart unvermerkt in ganz Deutschland die Oberhand gewonnen."

Am klarsten spricht diese Einsichten Adelung aus: „Man weiß, daß die in Obersachsen bewirkte Aufklärung des Verstandes, des Geschmackes und der Sitten sich von hier über alle deutschen Provinzen verbreitete, die derselben nur fähig waren, und nach dem Maße, als sie derselben fähig waren. Mit ihr verbreitete sich auch die hier verfeinerte Sprache, und mußte sich verbreiten, weil sie eben so sehr ein Werk des guten Geschmackes war, als alles übrige. Wer sich den in Obersachsen gereinigten Religionsbegriff, wer sich die daselbst gesäuberte Philosophie, wer sich die daselbst wieder hergestellten schönen Wissenschaften gefallen ließ, ... ließ sich unvermerkt auch die Sprache gefallen, aus dem dunkelen und sehr richtigen Bewußtseyn, daß der gute Geschmack ein schön verbundenes Ganzes ist, welches nicht getrennet werden darf. So ward sie nicht allein die gesellschaftliche Sprache der obern Classen von feinerem Geschmacke, sondern auch die Schriftsprache des größten Theiles von Deutschland."

Als Adelung diese Gedanken in seinem „Magazin für die deutsche Sprache" von 1782 ausspricht und damit, wie er selbst sagt, nur etwas wiederholt, was seit Jahrhunderten bekannt und anerkannt ist, erfährt er einen Widerspruch nicht nur von einer Schärfe, die bis dahin unerhört ist, sondern auch von einer Seite, die bis dahin in Sachen der deutschen Sprache weder einen Anspruch angemeldet hat noch einen solchen hat anmelden können. In der „Berlinischen Monatschrift" von 1783 nimmt der Herausgeber, J. E. Biester, in einem Aufsatz „Ist Kursachsen das Tribunal der Sprache und Litteratur für die übrigen Provinzen Deutschlands?" gegen die Vorbildlichkeit des Obersächsischen in ungewöhnlicher Schärfe Stellung, ja häuft Hohn und Spott auf die sächsische Aussprache, die er mit Ausdrücken wie „unangenehm" und „widerlich" belegt. Durch die Umstände einer früheren Zeit sei das Obersächsische die allgemeine Schrift- und Umgangssprache der feineren Welt geworden. „Dem ungeachtet", fügt der Verfasser hinzu, „folgt nicht, daß wir diese Provinz noch itzt als Stütze unserer Sprache ansehn müssen" [52].

Ist diese bündige Ablehnung der sprachlichen Vormachtstellung Obersachsens ein Einzelfall oder verbirgt sich hinter ihr ein größeres Geschehen

und ein grundsätzlicher Umschlag? In der Tat ist Adelungs Preis des sächsischen Deutsch das letzte Lob, das der sächsischen Sprache vor aller Welt gespendet worden ist; keiner nach ihm hat in gleicher Weise das Lob des Obersächsischen verkündigt und verkündigen können. Der Anwurf Biesters und eine Reihe gleichzeitiger Angriffe kündigen das Ende der obersächsischen Sprachgeltung an. Welches die Gründe und Hintergründe dieses Umschlages sind, wird uns deutlich, wenn wir die Zeit dieses Vorganges beachten und die Richtung, aus der die Angriffe gegen das meißnische Deutsch kommen.

Biester bringt seinen Angriff in der Berlinischen Monatsschrift vor; zur gleichen Zeit meldet sich im „Deutschen Museum" (1782) ein anderer Niederdeutscher zu Wort, der die Vorzüge der hochdeutschen Umgangssprache niederdeutscher Prägung, die bisher noch so gar keine Beachtung gefunden habe, vor der obersächsischen herausstreicht. Solche entschiedenen Angriffe gegen das Obersächsische von Niederdeutschland aus sind durchaus neu. Im 16. und auch im 17. Jahrhundert steht Niederdeutschland noch so ganz unter dem Banne des meißnischen Deutsch, daß eine so scharfe Kritik des Meißnischen, geschweige ein Anspruch eigener Überlegenheit von dort her nicht möglich ist. 1725 wagt der Hamburger Brockes eine gewisse Kritik des Obersächsischen, die er aber im selben Atem mit einer überschwänglichen, man darf sagen unterwürfigen Anerkennung wieder wettmacht. 1771 stellt bereits der brandenburgische Grammatiker Heynatz als Muster der hochdeutschen Sprache neben das Obersächsische das Märkische, d. h. das Brandenburgische, nicht ohne über die „bescheidene Meinung einiger Meißner und ihrer Schmeichler" von der Vorbildlichkeit gerade ihrer Mundart einige spöttische Worte anzufügen.

Die Gründe, die im Niederdeutschland jener Zeit den Anspruch auf selbständige Geltung ihres Hochdeutsch heraufwachsen lassen, sind zwiefacher Natur. Einmal handelt es sich hier um einen Vorgang sprachlicher Art. Um jene Zeit hat Niederdeutschland, durch die Vermittlung des Obersächsischen, die hochdeutsche Sprache bereits soweit angenommen, daß jetzt in den niederdeutschen Kulturmittelpunkten eine deutliche und sichere Schicht hochdeutscher Sprache besteht. Die unmittelbare Abhängigkeit vom Meißnischen hat aufgehört; das seiner hochdeutschen Sprachrichtigkeit sichere Niederdeutschland stellt sich nun bereits neben Obersachsen — und entdeckt an sich selber Vorzüge. Da ist es vor allem die Tatsache, die die niederdeutschen Kritiker hervorheben, daß das niederdeutsche Hochdeutsch die harten und weichen Mitlaute sicher auseinanderhalte, während dies den Obersachsen nicht gelinge. Es ist dies ein kennzeichnend niederdeutscher und darum neuer Vorwurf gegen das Obersächsische; denn nur Niederdeutschland kennt die stark behauchten Explosivlaute p und t, während vom Oberdeutschen her gesehen der Fehler des Sächsischen gering erscheint.

Ist also die neugewonnene hochdeutsche Sprachsicherheit des Niederdeutschen der eine Grund, von dem die niederdeutschen Angriffe gegen das Obersächsische ausgehen, so liegt der andere wiederum in der politischen und kulturellen Machtverteilung jener Zeit. Was die Kritik Brockes' stützt und trägt, ist die bedeutende Stellung, die Hamburg im Geistesleben jener Zeit einnimmt, was den stolzen und spöttischen Worten Heynatz' und den scharfen Angriffen Biesters den Rücken stärkt, das ist die politische Macht Preußens und seines großen Königs, der erst vor wenigen Jahren, im Siebenjährigen Krieg, Sachsen auf die Knie gezwungen hat.

Die sprachliche Vormachtstellung Obersachsens ist mit dem Ende des 18. Jahrhunderts vorbei, nicht nur deshalb, weil die übrigen Landschaften des Reichs in der Schriftsprache obersächsischer Prägung inzwischen selbständig geworden sind, sondern weil mit jener Zeit, mit dem Ausgang des Siebenjährigen Krieges, Sachsen seiner politischen Vormacht entkleidet und in dem Glanze seiner Kultur wesentlich geschmälert ist. Mit der Niederlage im Siebenjährigen Krieg wird der Aufstieg Sachsens zur Großmacht jäh abgebrochen, der Traum einer ostdeutschen Großmacht wettinischer Führung endgültig begraben; statt Sachsen steigt Preußen zur führenden Macht in Ost- und Mitteldeutschland auf.

Was das politische Geschehen dieser Jahre für Sachsen bedeutet hat, ist dem Bewußtsein unserer Zeit (die diese Vorgänge nur von Preußen aus zu sehen gewohnt ist) kaum gegenwärtig. Wir lassen darum einen hervorragenden Kenner der sächsischen Landesgeschichte darüber zu Worte kommen:

„Der Siebenjährige Krieg hat Sachsen schlimmer heimgesucht als irgendein anderes deutsches Land. Mit dem traurigen Schicksal, vorwiegend als Durchmarschgebiet und oft als Kriegsschauplatz dienen zu müssen, mit schwersten blutigen Opfern verband sich eine volkswirtschaftliche Belastung von ungeahntem Maße. Nicht nur, daß die Not Friedrich dazu zwang, das wirtschaftlich hoch entwickelte, finanziell kräftige und gesunde, dicht besiedelte und gewerbfleißige Land für Finanzierung seiner Kriegführung rücksichtslos heranzuziehen; es entging ihm natürlich nicht, daß er dadurch zugleich seinem eigenen Lande den Vorsprung überwinden half, den Sachsen immer noch in wirtschaftlicher und zum Teil auch in allgemein kultureller Hinsicht besessen hatte." „Friedrich hat selbst den materiellen Verlust Sachsens durch ihn auf 40 bis 50 Millionen Taler beziffert. Der Gesamtverlust des Landes mag das Doppelte erreicht haben. Staat, Gemeinden und Private waren schwer verschuldet. Viele Gewerbe hatten ihre Absatzmöglichkeiten verloren; auch als der Krieg beendigt war, wollte der Umsatz nicht wieder in Gang kommen; und so sahen sich tüchtige Arbeitskräfte zur Auswanderung genötigt, gern aufgenommen von den Nachbarländern, nicht zuletzt in Preußen." Doch hat

Friedrich „sein Ziel politisch noch vollkommener erreicht als wirtschaftlich, denn das betriebsame, so oft geprüfte Land hat die wirtschaftlichen Schädigungen durch den Krieg schließlich doch überwunden, nicht aber die politische Niederlage. Denn das Sachsen des Hubertusburger Friedens erfreut sich nicht mehr der Lebensfülle und des Ehrgeizes wie vor den schlesischen Kriegen. Mit der polnischen Krone geht auch der Glaube an eine europäische politische Rolle, an die Gleichberechtigung mit Preußen innerhalb und außerhalb des Reichsgefüges dahin ... Dem alten Rufe des sächsischen Volkes, dem aus Anekdote und Histörchen durch die Welt getragenen Namen Augusts des Starken stand nun der Ruhm der preußischen Waffen, der neue ‚fritzische' Klang des unerhörten Geschehens im Wege ... Mit dem Jahre 1763 geht eine große Epoche der sächsischen Landesgeschichte zu Ende[53]."

Daß der Niedergang der politischen Vormacht Sachsens auch dessen sprachliche Vormacht erschüttern mußte, haben die Grammatiker jener Zeit, vor allem Adelung, bereits erkannt:

„Von 1760 an fängt diese Überzeugung (von der führenden Stellung des obersächsischen Deutsch) wieder an, ... abzunehmen ... So lange die Chursächsischen Städte um der Handlung, der Künste und Wissenschaften willen aus allen Provinzen besucht wurden, so lange man wußte, daß die Schriftsteller, welche man bewunderte, sich in Obersachsen gebildet hatten ..., so lange war auch der Sitz und der Mittelpunkt der schönen Schriftsprache niemanden unbekannt. Allein, als nach dem bekannten siebenjährigen Kriege Sachsens Wohlstand fiel, und mit ihm auch der Zufluß aus den Provinzen immer mehr aufhörte, so mußte dieses Bewußtseyn ganz natürlich eben so abnehmen, als es zugenommen hatte[54]."

Adelung hat das Ende der sächsischen Sprachgeltung selbst gesehen; sein Lob der obersächsischen Sprache ist der Schwanengesang des meißnischen Deutsch. Was nach ihm über das Obersächsische geäußert wird, sind leicht oder laut abschätzige Bemerkungen über eine gestürzte Majestät. Die spöttischen, zum Teil verletzenden Aussprüche Heynatz' und Biesters haben wir bereits angeführt, doch sind die geringschätzigen Urteile über das sächsische Deutsch in jener Zeit nicht an das Norddeutsche gebunden. Goethe, der in seiner Jugend selbst noch nach Leipzig gekommen war, um hier den guten Geschmack und die feine Sitte zu lernen, äußert sich im Alter (1810) absprechend über „das pedantische Regiment", unter dem „die meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeit lang auszuschließen gewußt" habe; doch sei diese Zeit nun endlich vorbei. Schiller widmet in der Epigrammenreihe „Die Flüsse" der Elbe den satirischen Vers: „All ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch — unter den Flüssen Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißen nur deutsch." Alle solche Aussprüche sind in früheren

Jahrhunderten nicht möglich; sie setzen nicht nur voraus, daß die übrigen Landschaften Deutschlands im Hochdeutschen mündig geworden sind, sondern daß auch das Mutterland dieser Sprache, Sachsen, seiner einstigen politischen und kulturellen Führerstellung beraubt ist.

Von dieser Zeit an steht Sachsen sichtbar unter dem Schatten Preußens. Das heißt nicht nur, daß sich im politischen Geschehen der folgenden Jahrhunderte der Gegensatz zwischen einem erfolgreichen Preußen und einem unterlegenen Sachsen fortspinnt; sondern in Preußen, besser gesagt: im Staate Friedrichs des Großen steigt eine neue Haltung, eine neue Art des Lebens und der Lebenserfüllung auf, die dem obersächsischen Ideal des gebildeten Wesens den Rang abläuft. Weit über die Grenzen Preußens hinaus, in ganz Deutschland erringt sich das „Preußische" in der Gestalt des großen Königs Bewunderung und Anerkennung. Goethe berichtet aus seiner Jugend eindrucksvoll genug, wie sich auch die Patrizierfamilie einer freien Reichsstadt des deutschen Südwestens der Wirkung, die „von der Persönlichkeit des großen Königs" ausging, nicht entziehen konnte. „Und so war ich denn auch preußisch oder, um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt", sagt er von sich selber.

Diese neue, „fritzische" Art des Lebens, die im preußischen Staate ihre Verkörperung findet, steht dem Ideal des gebildeten, „zierlichen" Wesens, das bis dahin Sachsens Kulturgeltung getragen hat, immer deutlicher im Wege. Die Überlegenheit seiner Bildung ist der Trost, der dem besiegten Sachsen nach dem Siebenjährigen Kriege bleibt. Es sei auch nicht zu erwarten, meint einmal Adelung, daß ein „militärisch-ökonomischer Staat" wie Preußen die kulturelle Führung an sich nehmen könne. Auch nach 1815 ist es den sächsischen Patrioten eine Genugtuung, daß trotz der militärischen Überlegenheit Preußens Sachsens kulturelle Überlegenheit bestehen bleibe. Aber alle solche Beteuerungen zeigen nur, daß die Geltung dieser Welt des Geschmackes und Witzes erschüttert ist. Für die Kultur der deutschen Klassik ist Sachsen nicht mehr der Mittelpunkt, und sichtbar erhebt sich hinter dem Glanz dieser Kultur bereits der stählerne Schimmer eines Zeitalters der Politik, in dem Preußen der Führer ist.

Mit dem Erstarken Preußens als norddeutscher Großmacht — und erst seit dieser Zeit — gewinnt das Hochdeutsche niederdeutscher Aussprache in Deutschland vorbildliche Geltung; nur das Süddeutsche hat sich, dank der politischen und kulturellen Bedeutung Österreichs und Bayerns, seine begrenzte Geltung erhalten.

Ein überzeugendes Beispiel für das Übergewicht der niederdeutschen Aussprache in unserer Zeit ist die Regelung, die die Aussprache der t- und p-Laute in der deutschen Bühnenaussprache und damit in der vorbildlichen Sprache Deutschlands gefunden hat. Vor allem ist hier die Aussprache des t bedeut-

sam, das in Wörtern wie „Vater", „tot" u. a. häufig vorkommt, während das einfache p nur in ursprünglich fremden Wörtern („Paul", „Papier") auftritt.

Im Hochdeutschen wurden d und t ursprünglich nicht (wie heute) durch Behauchung des t scharf unterschieden, sondern nur durch verschiedene Druckstärke des unbehauchten Lautes auseinandergehalten. Das d (in „das", „Faden") wurde (nach Verlust des Stimmtons) mit einem schwachen d-Laut (stimmlose Lenis), das t (in „tot", „Vater") mit einem kräftigen, aber unbehauchten t-Laut (unaspirierte Fortis) gebildet. In weiten Teilen Mittel- und auch Süddeutschlands fiel dieser kräftige t-Laut mit dem schwachen d-Laut zusammen, so daß z. B. im Obersächsischen zwischen den d- und t-Lauten in „das" und „tot", in „Faden" und „Vater" kein Unterschied mehr besteht. Ähnliches gilt für die Entwicklung der b und p.

In der Schrift wurde aber die alte Unterscheidung fortgeführt, und mit der neuhochdeutschen Schriftsprache wurde sie auch nach Niederdeutschland übertragen. Das Niederdeutsche besaß aber nun in seinem mundartlichen Lautstand einen sehr deutlichen Unterschied zwischen d- und t-, zwischen b- und p-Lauten. Hatte doch das Niederdeutsche in Wörtern wie tid „Zeit" und pund „Pfund" stark behauchte t- und p-Laute erhalten, die das Mittel- und Oberdeutsche gegen tz und pf — Zeit und Pfund — völlig aufgegeben hatte.

Nach diesem mundartlich-niederdeutschen Lautstand sprach nun die sich bildende hochdeutsche Umgangssprache Niederdeutschlands die schriftsprachlichen Formen aus, sagte nun thot und father, phaul und phaphier. Diese Formen der niederdeutschen Umgangssprache, auf deren vermeintliche Lautrichtigkeit die Niederdeutschen, wie wir wissen, bald sehr stolz zu werden begannen, breiteten sich mit dem Erstarken des niederdeutschen Hochdeutsch immer mehr aus; und als im Anfang dieses Jahrhunderts die deutsche Bühnenaussprache festgelegt wurde, war das Übergewicht des niederdeutschen Hochdeutsch bereits so groß, daß diese niederdeutsch-umgangssprachliche Aussprache, gegen die lautgerecht hochdeutsche des deutschen Südens, bereits zur selbstverständlichen Norm geworden war.

Die heutige Vorbildlichkeit der norddeutschen Aussprache geht aber, zumindest in Mitteldeutschland, über solche amtlich entschiedenen Fälle hinaus und erstreckt sich auch auf die Lautbildung solcher Laute, für die eine derart zwingende Regelung nicht besteht. So ist es heute z. B. vornehm, nach dem Vorbild norddeutscher Mundarten håus oder hous für „Haus" zu sagen, während das (lautgerechtere) obersächsische ha^{u}s keinen Anspruch auf besondere Vornehmheit erheben kann; wer besonders fein sein will, sagt vielleicht auch guchke für „Gurke", weil er diese Aussprache von bestimmten norddeutschen Mundarten gehört hat [55]. Es sind auch gewisse mundartliche Einschläge in

der Hochsprache heute entschuldbar, soweit sie mundartlich niederdeutsch sind. So ist es in gebildeter Umgebung zwar möglich, butta für „Butter" zu sagen, aber nicht baul für „Paul". Lautlich betrachtet, ist eines so wenig schriftgerecht wie das andere, aber der eine Fehler ist verzeihlich, weil er im Bereich der anerkannten norddeutschen Aussprache häufig ist, der andere ist unverzeihlich, weil er dem heute nicht mehr vorbildlichen Obersächsisch angehört. Die Frage der Schrifttreue ist dabei ersichtlich nicht der Maßstab; es ist sogar möglich, daß eine nicht schriftgerechte Aussprache vornehmer ist als eine schriftgetreue. So ist es entschieden feiner, nach norddeutscher Weise kēse zu sagen als schriftdeutsch (und sächsisch) käse.

Alle diese einzelnen Fälle der Lautgebung und Lautvertretung haben den Grund ihrer Vorbildlichkeit oder Nichtvorbildlichkeit nicht in sich, sondern außer sich, nicht im Wesen der Laute selbst, sondern in der Geltung der sprachtragenden Gemeinschaft. Daß håus vorbildlicher ist als ha^{u}s, liegt nicht im Klang der beiden Laute, sondern in der allgemeinen Vorbildlichkeit des Nordens [56]. Und doch hat die Nichtvorbildlichkeit des Sächsischen in unserer Zeit auch eine gewisse lautliche Begründung, die in dem Gesamtklang der sächsischen Sprache liegt.

Der klangliche Gesamtcharakter einer Sprache hat Ausdruckswert; eine Sprache kann kraftvoll, kann dünn, kann energisch, kann weichlich klingen; und einer Zeit, die eine kraftvolle und zuchtvolle Haltung fordert, entspricht eine Sprache, die ihrer Natur nach klangvoll und energisch ist, mehr als eine andere, die diese Eigenschaften nicht besitzt.

Das Obersächsische hat, wie es Adelung ausdrückt, etwas „Sanftes und Leichtes" an sich; die Laute werden mit einer sehr geringen Spannung gebildet — b und p, d und t werden nicht unterschieden —, die Silben gehen ohne deutliche Trennung ineinander über (während sie andere Mundarten scharf gegeneinandersetzen); die Sprachmelodie fließt in weichen Kurven, ohne große Spannungshöhepunkte dahin. Es ist klar, daß eine Sprache dieses Charakters bei einer Bewertung nach Straffheit und Energie hinter anderen zurücksteht. Es ist aber nicht notwendig, daß sie deswegen gering bewertet werden muß. Auch hier ist nicht nur der Klangcharakter für die Beurteilung einer Sprache maßgebend, sondern dazu kommen wiederum Gründe politischer Art. Es gibt in allen Teilen Deutschlands Mundarten, die als weichlich oder breit gekennzeichnet werden könnten. Daß unter ihnen gerade das Obersächsische herausgegriffen und einer besonders scharfen Beurteilung unterzogen wird, hängt zusammen mit der Entwicklung, die das Bild des Sachsen im Gefolge der politischen Ereignisse des 19. Jahrhunderts genommen hat [57].

Die Politik der sächsischen Regierungen im 19. Jahrhundert war nicht dazu angetan, die gesunkene Bedeutung Sachsens wieder zum alten Glanze zu

führen. Der Friede von 1815 nahm Sachsen mit fast zwei Dritteln seines Landes ein weiteres Teil seiner Machtstellung. Aber nicht nur außenpolitische Erfolge blieben der sächsischen Politik versagt; auch im Inneren vermochte die sächsische Staatsführung nicht eine Staatsidee von gleicher werbender und anspornender Kraft aufzurichten, wie sie das benachbarte Preußen besaß. So war es z. B. nicht möglich, in den 1815 an Preußen abgetretenen Gebieten, die doch seit Jahrhunderten sächsisch gewesen waren, eine Irredentabewegung in Gang zu bringen; die Anziehungskraft des preußischen Staates erwies sich als überlegen.

Dabei ist in dem sächsischen Volke jener Zeit ein starker politischer Wille lebendig, der auf ein einheitliches Deutsches Reich und auf politische Betätigung des aufstrebenden Bürgertums zielt. Das Scheitern dieser Bewegung in der Revolution von 1848 lenkte die Kräfte immer mehr in die Bahnen wirtschaftlicher Betätigung. Der Ausgang der Dresdner Unruhen von 1849, zu deren Niederschlagung die sächsische Regierung preußische Truppen in die Hauptstadt zog, tat dem sächsischen Staatsgedanken im Inneren noch einmal empfindlich Abbruch.

Die sinkende politische Bedeutung Sachsens, die Schwäche der sächsischen Staatsidee im Inneren waren die Vorbedingungen dafür, daß, seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, jenes literarische Bild des Sachsen als des kleinlichen, unpolitischen Spießbürgers entstehen konnte, das die Beurteilung des sächsischen Stammes seitdem so unheilvoll beeinflußt hat. Die Gestalt des Spießbürgers ist für das Deutschland jener Zeit, in der sich die Stürme großer politischer Bewegungen mit der Windstille einer geruhsamen Biedermeierei seltsam vermischten, eine Gestalt von allgemeindeutscher Bedeutung und Verbreitung. Daß man nun die literarische Gestalt des Spießbürgers (um ihr durch individuelle Züge Leben und Wärme zu verleihen) gerade in Sachsen beheimatete (so wie man vor 500 Jahren die „Schwabenstreiche“ in Schwaben lokalisierte), war deshalb möglich, weil dieses Land damals gerade nicht (wie sein nördlicher Nachbar) im Glanz politischer Größe stand und seine Bürger nicht durch den Ruhm ihres Staates erhöht und getragen wurden[58].

Der Sachse als komische Figur ist eine Schöpfung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das 18. Jahrhundert kennt wohl den höflichen, den gebildeten, den „zierlichen“ Sachsen, der ausgezeichnet ist durch feinen Geschmack und vorbildliche Sprache; daß der Sachse ein komischer Spießbürger sei, ist eine Meinung, die erst auf dem politischen Hintergrund des 19. Jahrhunderts entstehen konnte.

Nachdem seit Mitte des Jahrhunderts die Gestalt des sächsisch sprechenden Spießbürgers in einigen Zeitungen häufiger aufgetreten war, gab der Leipziger Gustav Schumann dieser literarischen Entwicklung am Ende der siebziger

Jahre den entscheidenden Stoß. Schumann schuf in der Figur des Partikularisten Bliemchen jene Gestalt des deutschen Spießbürgers, die in das Bewußtsein der Nation als Bild des Sachsen schlechthin eingehen sollte. Schumann selbst hat seine literarische Schöpfung in etwa zwanzig Werken auftreten lassen; seine Bücher haben im Deutschland jener Zeit eine außerordentliche Verbreitung gefunden. Zur gleichen Zeit veröffentlichte der Leipziger Edwin Borrmann parodistische Gedichte in sächsischer Umgangssprache. Vor allem und zuerst war es aber Schumann, der in seiner Gestalt des Bliemchen die literarische Figur geschaffen hat, die das Vorbild für die „sächsischen" Gestalten unzähliger Anekdoten, Romane, Bühnenstücke und Couplets geworden ist.

Schumann hatte sicher nicht die Absicht, in dem kleinlichen und geschwätzigen Spießbürger Bliemchen das Charakterbild seines eigenen Stammes zu zeichnen; es ging ihm vielmehr darum, den engherzigen Spießbürger seiner Zeit überhaupt zu brandmarken. Er schilderte ihn so, wie er den Spießbürger seiner engeren Heimat sah, er schilderte ihn in einer Haltung und Sprache, die in Sachsen nicht minder unangenehm und lächerlich ist als anderswo. Der deutsche Leser aber sah in Bliemchen nicht zuerst den Spießbürger (der auch in ihm selber steckte), sondern den Sachsen. In jener Zeit der neugewonnenen Reichseinheit, als die deutschen Stämme sich mit aufmerksamen Augen betrachteten, wurde ein Bild des Sachsen geprägt, das ebenso irreführend wie verhängnisvoll wirken mußte.

Diese literarische Entwicklung des Bildes vom Sachsen ist auch für die Bewertung der sächsischen Sprache von entscheidendem Einfluß gewesen. Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts ist das sächsische Deutsch zwar nicht mehr vorbildlich, aber keinesfalls geringwertiger als andere Aussprachen, es steht vielmehr gleichberechtigt, nicht mehr besser aber auch nicht schlechter neben anderen Umgangssprachen. Erst mit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts und vor allem durch seine Verbindung mit den Bliemchengestalten hat das Sächsische unter den deutschen Mundarten einen besonders schlechten Ruf erhalten. Deutschland hörte das Sächsische immer nur als die geschwätzige und lächerliche Sprache Bliemchens und bildete sich daraus die Meinung, daß das Sächsische gar nicht anders als komisch und geschwätzig sein könne. Sucht man Romane oder Zeitschriften der letzten Jahrzehnte durch, so findet man das Sächsische nicht anders denn als komische Sprache läppischer Spießbürger. Durch dieses literarische Bild des sächsischen Wesens und der sächsischen Sprache ist das allgemeine Urteil heute so tiefgehend bestimmt, daß es den meisten nicht möglich ist, die sächsische Aussprache unbefangen zu hören. Jeder, der sogenannte sächsische Anekdoten in Zeitung oder Buch gelesen, in Rundfunk, Theater, Varieté gehört hat, ist heute in seiner Meinung über das Sächsische vorbestimmt. Dieses literarische Bild

vom Sachsen und seiner Sprache ist es, das heute einer unbefangenen und gerechten Beurteilung des sächsischen Deutsch hindernd entgegensteht.

Dies ist also der Weg, den die Bewertung des sächsischen Deutsch von der hohen Achtung des 18. Jahrhunderts bis zu der sehr anderen Beurteilung des ausgehenden 19. Jahrhunderts zurückgelegt hat. Hatten wir die hohe Geltung des Meißnischen Deutsch der früheren Jahrhunderte geschildert, so war es auch unsere Aufgabe, den Gründen für diesen völligen Umschlag der Meinungen nachzugehen. Wir mußten dies in großer Ausführlichkeit tun, weil es hier galt, tiefeingewurzelte Vorurteile zu brechen. Wir sind zu leicht geneigt, in der Bewertung eines Stammes und in der Bewertung einer Sprache Dinge zu sehen, die von Natur gegeben und damit feststehend und unabänderlich sind. In Wahrheit werden diese Urteile geformt von den Kräften der Politik, der geistigen Bewegungen und von den typenschaffenden Wirkungen der Literatur.

Der Sachse ist nicht der erste und nicht der einzige deutsche Stamm, der in seiner Geschichte eine so gegensätzliche Bewertung gefunden hat. Das gleiche Schicksal hat, um einige Jahrhunderte vorauf, der schwäbische Stamm vor ihm erlebt. Auch der Schwabe genoß, solange das schwäbische Herrschergeschlecht der Hohenstaufer an der Spitze des Reiches glänzte, die höchste Achtung der deutschen Nation. Die „edlen und stolzen Schwaben" sind damals ob ihrer Tapferkeit berühmt; als die Tapfersten der Tapferen streiten sie den deutschen Heerhaufen voran, sie sind die Träger der Reichssturmfahne. Schwäbische Sitte hat einen hohen Klang, und die schwäbische Sprache gilt als besonders fein.

Als im 13. Jahrhundert die staufische Macht zerbricht, als das Herzogtum Schwaben sich in eine Unzahl unbedeutender Teilstaaten zerstückelt, wendet sich auch das Bild vom Schwaben als Stamm. Aus den tapferen Schwaben, deren einer zehn Feinde niederhaut, werden die feigen Schwaben, deren siebene vor einem Häslein davonlaufen. Der edle und stolze Schwabe wird zur komischen Figur, zum täppischen und einfältigen Schwaben der Schwabenstreiche, die dem Schwabenstamm im 15. und 16. Jahrhundert angedichtet werden; die schwäbische Sprache wird grob und unfein.

Schließlich ist es schon lächerlich, überhaupt ein Schwabe zu sein. Wenn in einem Gedicht des 16. Jahrhunderts ein reisender Schwabe in einem Wirtshaus seine schwäbische Herkunft nennt, so lacht der Wirt schon laut, weil hier ein Schwabe kommt. Erst mit dem Ende des 18. Jahrhunderts beginnt Schwaben sich seiner Haut zu wehren; man sei zwar nicht so gebildet wie die Sachsen, heißt es, dafür habe aber die alte deutsche Biederkeit in Schwaben ihren Sitz. Das 19. Jahrhundert, in dem Schwaben wie Schiller, Hegel, Schelling gemeindeutsche Geltung erlangen, hat dem Schwaben seine

Ehre wiedergegeben; und auch die schwäbische Sprache klingt uns nicht mehr grob und unfein, sondern eher lieblich und herzig.

Die Rolle des deutschen Stammes, der die Lächerlichkeit aller anderen zu tragen hat, ist damals vom Schwaben auf den Sachsen übergegangen. Wir zeigten, wie die Gründe für diesen Umschlag in der Bewertung des Sachsen und seiner Sprache — nicht anders als einstmals beim Schwaben — letztlich im politischen Geschehen jener Zeit zu suchen sind.

Es ist gewiß, daß mit dem Aufgehen der Landesstaaten im einigen Deutschen Reich heute das Verhältnis der deutschen Stämme zueinander, frei von allen landesstaatlichen Gesichtspunkten, neu geordnet werden muß. Der Österreicher weist es heute mit Recht von sich, nach der Schwäche des österreich-ungarischen Staates als „schlapper Österreicher" gewertet zu werden. Ebenso ist es nötig, das Bild des Sachsen und seiner Sprache von den Zusätzen und Verfälschungen zu reinigen, die ihm aus einer überlebten Zeit anhängen.

Sachsens Reichsstatthalter Martin Mutschmann hat die Aufgaben, die sich dabei ergeben, tatkräftig angepackt. Einmal hat er gegen jenes falsche literarische Bild des Sachsen, das die Erkenntnis seiner wahren Natur bisher verhindert hat, den Kampf eröffnet. Dann aber hat er an den Sachsen selbst die Forderung gestellt, in der straffen, soldatischen Haltung, die einst „preußisch", heute verpflichtend deutsch ist, vorbildlich zu sein. Wenn er dabei im besonderen auch auf Zucht, Klarheit und Richtigkeit der Sprache dringt, so erneuert er damit eine Forderung, die dem Sachsen in früheren Jahrhunderten bereits eine selbstverständliche Verpflichtung war. Ist dieser Kampf für ein neues Bild des sächsischen Menschen erfolgreich entschieden, so wird auch das sächsische Deutsch wieder die gerechte Bewertung finden, die ihm nicht nur nach seiner großen geschichtlichen Leistung, sondern auch nach der bleibenden und dauernden Leistung des sächsischen Stammes zukommt.

Anmerkungen und Nachweise

1 Die Auswertung der Ortsnamenbildung für die Erschließung der Siedlungsvorgänge ist seit Meiches bahnbrechendem Aufsatz (Deutsche Erde 4, 81 ff.) für Sachsen leider kaum weiter verfolgt worden. Die Abweichungen unserer Darstellung von der Meiches sind kurz folgende: Meiche glaubte aus der Namengebung unmittelbar auf die Siedlerherkunft schließen zu dürfen. Die seitdem gewonnene Einsicht, daß es sich bei der Namengebung im Neusiedelland um zeitlich und räumlich bestimmte Moden handelt, läßt diesen unmittelbaren Schluß nicht mehr allgemein zu. Wohl aber glauben wir, aus der Lagerung der Namengruppen bestimmte Siedlungszusammenhänge, bestimmte Siedlungszüge, Siedlungsräume und Siedlungszeiten erschließen zu dürfen. Die hier gegebene Skizze ist nichts als ein erster Versuch; eine ins einzelne gehende, historisch unterbaute Untersuchung dieser Fragen ist unbedingt notwendig.

2 Hierzu vor allem Schwarz, Sprachräume S. 111 ff.

3 Die Ausbreitung des Egerländischen bietet in unserem Untersuchungsbereich das beste Beispiel für die mundartschaffende Wirksamkeit der mittelalterlichen Siedlungsbewegung. Die Grenzen der egerländischen Mundart sind nichts anderes als alte Siedlungsgrenzen der ostdeutschen Siedlung. Während in anderen Mundartgebieten — z. B. im Vogtländischen oder Lausitzischen — die alten Siedlungsgrenzen und -räume durch politische Räume und Grenzen später gefestigt worden sind, sind im Egerländischen die späteren politischen Grenzen ganz anders gezogen worden; aber unbeeinflußt von dem Verlauf der politischen Grenzen hat sich die egerländische Mundartgrenze in ihrem alten Verlauf bewahrt.
Auch die Ausbreitung der egerländischen Mundart egerabwärts bis ins Duppauer Gebirge ist lediglich ein Werk der Siedlung. Politisch war das Land um Eger, das historische Egerland, von den egerabwärts gelegenen böhmischen Gauen um Elbogen und Karlsbad von Anfang an getrennt; erst 1322 wurde das Egerland an Böhmen verpfändet, blieb aber verwaltungsmäßig von dem Elbogener und Saazer Kreis getrennt. Die Ausdehnung der egerländischen Mundart ist also ganz und gar ein Werk der Siedlung des 11. bis 13. Jahrhunderts.

4 Firmenich III, S. 610.

5 Zirkler, S. 121.

6 Firmenich III, S. 601 f., in der Schreibung stark verändert.

7 Die Frage, wieweit oberdeutsche Bestandteile des Vogtländischen und Südostthüringischen ihre Verbreitung südlichen Kulturströmungen verdanken, soll hier nicht erörtert werden. In den von uns gewählten Beispielen stimmen Sprachräume und -grenzen mit den alten Siedlungseinheiten und frühen Herrschaftsgebilden gut überein. Nach K. Gleißner reicht der heutige Verlauf der Mundartgrenzen zwischen Plauen und Altenburg im wesentlichen in den Anfang des 14. Jahrhunderts zurück. Auch daraus folgt eine Berechtigung, hier mit Siedlungsgrenzen zu arbeiten. Über die Auseinandersetzung zwischen Süd und Nord auf ostthüringischem Boden vgl. auch das später zum Altenburgischen Gesagte.

8 Dunger, Kinderlieder S. 102.
9 Dunger, Rundas S. 142.
10 Dunger, Kinderlieder S. 87.
11 Zirkler, S. 54.
12 In dem vogtländischen kid für „Kind" steckt die oberdeutsche Näselung (die später zum völligen Verschwinden des n geführt hat); heute geht diese Eigentümlichkeit auch im Vogtland zurück, früher war sie weiter verbreitet, wie die Mundartform Hasdorf für Heinsdorf bei Reichenbach zeigt (vgl. Barthel S. 71).
13 Hinzu kommen einige kleinere Unterschiede (Vogtländisch bisl, stickl, oberfränkisch bisla, stickla, oberfränkisch schnaia „schneien", vogtländisch schnaie u. ä.).
14 Sächsische Heimat, 7. Jhrg., S. 126f.
15 Barthel, S. 64f.
16 Weiter gebracht/gebrächt (osterzgebirgisch und obersächsisch g(e)brocht/g(e)brucht, auf „auf" als Adverb: mīr härn auf (osterzgebirgisch und obersächsisch uf).
17 Außerdem aufgegeben die a-Tönung von auslautendem -e: alta „alte", naia „neue" (im Oberharz erhalten); ebenso die Entwicklung des -er zu -a: brūda „Bruder", bessa „besser". Durch die gleichzeitige Rückentwicklung der beiden -a (aus -e und -er) wieder zu -e bzw. -er sind z. T. falsch rückentwickelte Formen wie der guter alter Mā entstanden, die gelegentlich im Westerzgebirgischen auftreten (vgl. Becker, Osterzgebirge S. 46).
18 Zirkler, S. 29, 49, 54, 46, John, S. 130.
19 Lehmann, S. 72f.
20 John, S. 198ff.
21 Hausenblas, S. 132.
22 Es ist in solchen Fällen möglich, die Abweichungen des Nordwestböhmischen vom Westerzgebirgischen auch so zu deuten, daß sich durch den neuen Zuzug oberfränkischer Siedler diese Formen gegen die damals schon bestehenden obersächsischen Formen der Westerzgebirgler durchgesetzt hätten. Das würde dann heißen, daß die obersächsischen Formen schon im 13. Jahrhundert durch mitteldeutsche Siedler im Erzgebirge verbreitet gewesen seien. Wenn ein solcher Anteil mitteldeutscher Siedler an der Erschließung des Erzgebirges auch sicher ist, so sind doch andererseits die späteren Wirkungen obersächsischer Sprachströmungen im Westerzgebirge so vielfältig belegt, daß nicht daran gezweifelt werden kann, daß das Westerzgebirgische früher wesentlich oberfränkischer war. Die Staffel der ī-Formen (Karte 12 „Schnee" uff.) macht es unzweifelhaft, daß die i̊ für ê erst auf dem Wege obersächsischer Sprachströmungen ins Westerzgebirgische gelangt sind. Eng zusammen mit diesem Wandel gehört aber die obersächsische Entwicklung von ô zu ū, für die dann das gleiche anzunehmen ist. Schließlich darf man vermuten, daß auch der räumlich ebenso gelagerte Wandel von ë zu a (der im Nordwestböhmischen fehlt) im Westerzgebirgischen — wenn er auch schon durch einige Siedler vorbereitet gewesen sein wird — erst unter der Wirkung des obersächsischen Sprachausgleichs durchgesetzt worden ist.
23 Man hat gelegentlich die Frage aufgeworfen, inwieweit das Nordwestböhmische als eigene Mundart gerechnet werden könne oder ob es nicht vielmehr nur ein nichtselbständiges Übergangsgebiet zwischen dem oberdeutschen Westen und mitteldeutschen Osten Nordböhmens sei. Dazu sei noch folgendes angemerkt: Dem tatsächlichen Befund nach haben wir in Nordböhmen zwischen Duppauer Gebirge

und dem Elbtal nicht lediglich eine Treppenlandschaft vor uns, in der sich fränkische Eigentümlichkeiten von West nach Ost allmählich abstufen und mitteldeutsch-obersächsische von der anderen Seite entsprechend entgegenkommen, sondern deutlich abgrenzbare Mundartgebiete; ihren letzten Grund hat diese Tatsache in den bereits vor der deutschen Wiederbesiedlung bestehenden Gaueinteilungen der Freilandschaften. Die Ostgrenze des Nordwestböhmischen gegen das Nordböhmische des Elbtales verläuft nicht zufällig bei Brüx, sondern geht überein mit der Grenze des Archidiakonats Saaz gegen den Archidiakonat Bilin (Karte 2) bzw. der des Kreises Saaz gegen den Kreis Leitmeritz. Die Bildung der kirchlichen Verwaltungsbezirke und der unter Karl IV. geschaffenen Kreise lehnt sich aber an ältere landschaftliche Gebilde an. Die Ausbildung eines selbständigen nordwestböhmischen Mundartgebiets erfolgte in dem Raume und aus der Kraft des alten Lutschanergaus, während sich das Nordböhmische des Elbtals aus den Gauen Bilin, Leitmeritz und Tetschen zusammensetzt. Das nordwestböhmische Mundartgebiet ist also in seinem Umfang kein zufälliges Gebilde, sondern ein selbständiger Raum, der seine in Landschaft und Geschichte begründete Selbständigkeit auch in der Ausbildung einer besonderen Mundart bewiesen hat.

Über die Bedeutung der alten Freilandschaften für die Ausbildung der kolonialen Mundarten ist in den Kapiteln über das Obersächsische und das Meißnische ausführlicher gehandelt.

24 Diese und die folgenden Beispiele aus Göpfert, S. 92—95.

25 John, S. 138, 137.

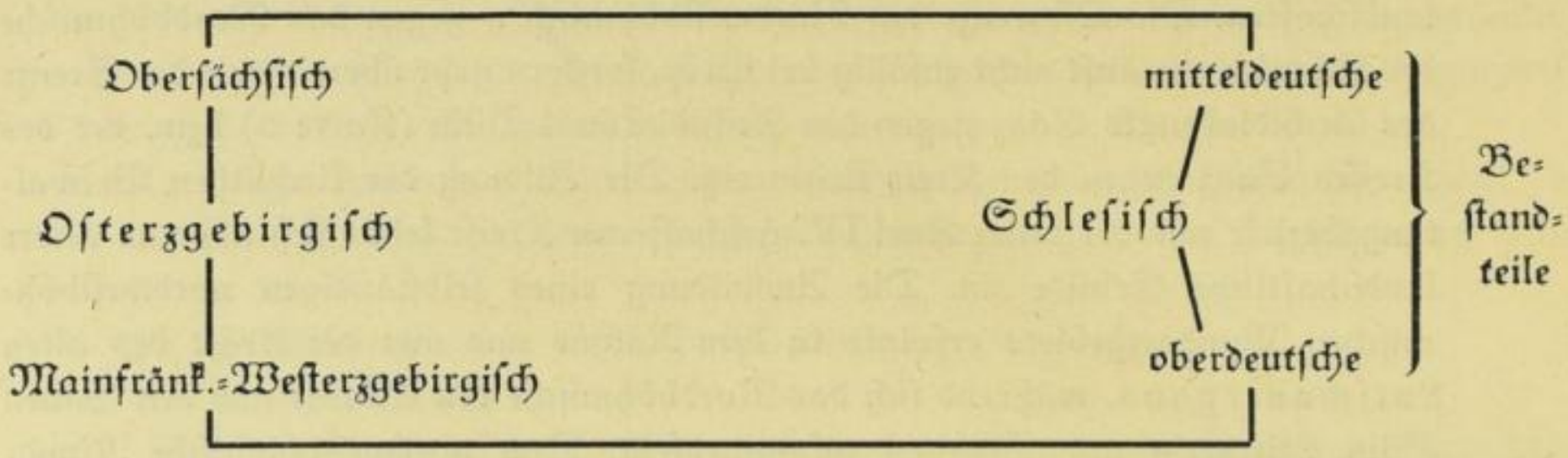
26 Durch v. Unwerth (Das Entwicklungsgebiet der Schlesischen Mundart) ist das Osterzgebirge dem Schlesischen zugeteilt worden. Da diese Zuteilung hier und da (z. B. auf Mundartkarten) noch eine Rolle spielt, soll zu ihrer Widerlegung das Nötigste gesagt werden.

Was im Osterzgebirgischen für Unwerth als Schlesisch gilt, läßt sich in zwei deutlich zu scheidende Gruppen zerlegen. Einmal sind es Eigentümlichkeiten, die das Osterzgebirgische (als Übergangsmundart zwischen dem Westerzgebirgischen und dem Obersächsischen) mit dem Obersächsischen gemein hat. Dazu gehört z. B. der Zusammenfall von mhd â und gedehntem o, der für Unwerth das eine große Kriterium für die Zuweisung des Osterzgebirgischen zum Schlesischen ist. Die genaue Betrachtung der Sprachatlaskarten „geschlafen" und vor allem „gebracht" zeigt, daß die ū für mhd â im ganzen Meißnischen gelten oder gegolten haben, ehe sie jüngeren Verdrängungen erlagen, wie ebenso auch ock früher im Obersächsischen verbreiteter gewesen ist. In diesem Falle ist das Osterzgebirgische also obersächsisch.

In der anderen Gruppe der vermeintlich schlesischen Eigentümlichkeiten des Osterzgebirgischen handelt es sich um Besonderheiten, in denen das Osterzgebirgische mit dem Westerzgebirgischen übereinstimmt. Dazu gehört z. B. die Dehnung einsilbiger Wörter wie tīsch „Tisch", die für Unwerth das andere große Kriterium für die Zuweisung zum Schlesischen bildet.

Was Unwerth also zu der falschen Zuteilung des Osterzgebirgischen zum Schlesischen geführt hat, war eine sekundäre Übereinstimmung beider. Das Osterzgebirgische ist Übergangsmundart zwischen dem Obersächsischen und dem Westerzgebirgischen, d. h. zwischen dem Mitteldeutschen und dem Oberdeutschen. Ebenso enthält auch das Schlesische mitteldeutsche und oberdeutsche Bestandteile. Insofern zeigen die beiden Mundarten eine vermittelte Übereinstimmung, ohne direkten

Zusammenhang. In seinen oberdeutschen Bestandteilen (Dehnung einsilbiger Wörter) geht das Osterzgebirgische mit dem Westen, dem Westerzgebirgischen, in seinen mitteldeutschen, z. B. â wird ū, mit dem Norden, dem Obersächsischen; es besteht aber keine unmittelbare Verbindung mit dem Osten, d. h. mit dem Schlesischen.



Die beigefügte Skizze soll verdeutlichen, wie die relative Übereinstimmung zwischen Osterzgebirgisch und Schlesisch nicht auf einer direkten Verbindung beider, sondern auf einer sehr vermittelten Übereinstimmung der Mischungsverhältnisse beruht. Daß auch das Nordböhmische zwischen Brüx und Böhmisch-Leipa nicht zum Schlesischen gehört, ist bei der Behandlung dieser Mundart angemerkt.

27 Laube, S. 93ff.

28 Wie beim Osterzgebirgischen ist auch beim Nordböhmischen die Zuweisung zum Schlesischen bei genauerer Betrachtung nicht aufrechtzuerhalten. Es reicht in das Nordböhmische nichts herein, das als kennzeichnend Schlesisch gedeutet werden müßte. Die schlesische Erhaltung des a und o vor Gutturalen („machen", „gebrochen"), die schlesische Erhaltung des eu als oi („Scheune") bleiben ostwärts des Nordböhmischen. Dafür erweist der Vorstoß von gebruchn aus dem Obersächsischen (Karte 10), daß die ostmitteldeutschen Formen des Nordböhmischen aus dem obersächsischen Norden eingeführt sind — wie das ja auch die Siedlungsgeschichte des nordböhmischen Gebiets überzeugend verständlich macht. Eine Einzelform wie ock, die auch im Osterzgebirgischen und Südostmeißnischen gilt und früher im Obersächsischen zweifellos verbreiteter war, kann die Zuweisung des Nordböhmischen zum Schlesischen nicht rechtfertigen. Die Grenze des Schlesischen in Böhmen muß bei Böhmisch-Leipa gezogen werden, die Scheidung einer nordböhmischen Mundart westlich und einer nordostböhmischen Mundart östlich dieser Grenze ist unumgänglich.

29 Firmenich II, S. 237 f.; verändert: Anlautend k- in g-.

30 Diese Untersuchungen, die ich im Jahre 1932 in dem Dorfe Hof bei Oschatz durchführte, ohne bei der hier wiedergegebenen Formulierung der Ergebnisse noch an irgendeine Auswertung auf die mundartlichen Zusammenhänge zu denken, sind neuerdings in der Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 47 (1938), S. 251ff. veröffentlicht worden.

31 Firmenich II, S. 263 (umgestellt).

32 Ich verdanke diese Probe, die mir erst unmittelbar vor der Drucklegung zukommt, der Freundlichkeit von Herrn Arno Wolf in Dobschütz bei Lommatzsch, dessen obersächsische Mundartdichtungen — als erste ihrer Art — demnächst in der Reihe „Stimmen der Landschaft" unter dem Titel „Harzebluit" erscheinen sollen.

33 Zirkler, S. 152.

34 Firmenich II, S. 240ff. (umgestellt).

35 Die frühe Selbständigkeit im Rahmen des Pleißnerlandes von Mitte des 12. bis Mitte des 13. Jahrhunderts kann wohl zur Bewahrung der alten Landschaftseinheit, aber kaum zur Ausbildung einer altenburgischen Mundart beigetragen haben; müssen wir doch für diese Zeit noch mit einer stark slawischen Bevölkerung rechnen. Gerade in der Zeit der Eingliederung Altenburgs in den wettinischen Besitz von Mitte des 13. bis Ende des 15. Jahrhunderts müssen sich bestimmte Sonderformen des Altenburgischen ausgebildet haben. Auch die politische Selbständigkeit Altenburgs nach 1485/1554 darf nicht überschätzt werden, bildet doch das Altenburger Land die meiste Zeit nur ein Teilstück westlicherer Herzogtümer. So hat die gewisse politische Selbständigkeit des Altenburger Landes zur Festigung der altenburgischen Mundart wohl beigetragen, entscheidend gewirkt hat der alte Zusammenhang der Landschaft.

36 Zirkler, S. 153ff. (gekürzt).

37 Matthes II, S.X.

38 Matthes II S.IX.

39 Wenzel, S. 102.

40 Wenzel, S. 103.

41 Zirkler, S. 81.

42 Nur für das Vogtländische, dessen Ausbildung ja abseits der meißnischen Ausgleichsbewegungen vor sich ging, haben sie von vornherein besondere Bedeutung gehabt.

43 Ähnliche Bilder zeigen sich bei anderen Fällen mainfränkischer Sprachbeeinflussung. So ist der Wandel des auslautenden -m zu -n in Fällen wie „ihm", „meinem", „deinem" im Sächsischen unter dem Einfluß des fränkisch-oberdeutschen Sprach- und Kulturstromes herrschend geworden. Formen wie ich hab's n gesagt für „ihm gesagt" finden sich im Sächsischen bis Wittenberg und Eisenach, das heißt bis zur Außengrenze Wettins im 15. Jahrhundert; im Schlesischen fehlen sie. Ähnliches gilt für den Wandel von -ben zu -m in Formen wie ūm „oben", lā m „Leben", der ebenfalls in Mainfranken und Obersachsen gilt.
Daß diese mainfränkischen Wandlungen von -m zu -n und -ben zu -m im Obersächsischen erst nach der Besiedlung unter dem Einfluß oberdeutsch-fränkischer Sprachströmungen durchgedrungen sind, macht uns das Verhalten des Schlesischen wahrscheinlich, das diese fränkischen Besonderheiten nicht kennt. Wären diese Lautformen schon in den Jahrhunderten der Besiedlung dem Mainfränkischen und dem Obersächsischen eigen gewesen, so wäre mit Sicherheit anzunehmen, daß sie auch ins Schlesische — das ja, grob gesprochen, eine Verbindung von obersächsischer Ausgleichssprache mit oberdeutsch-mainfränkischen Besonderheiten ist — übergegangen wären. Daß das Schlesische diese Formen nicht kennt, ist uns ein Beweis dafür, daß diese mainfränkischen Züge der obersächsischen Einheitssprache unmittelbar nach der Besiedlung noch nicht angehörten.
Auch der mitteldeutsche Wandel von i zu e, u zu o (Altenburgisch heng „hinten", hong „unten"), von dessen früherer Verbreitung im Obersächsischen die Restformen im Altenburgischen und Westlausitzischen berichten, ist wohl unter dem Einfluß südlicher Lautgebung im Obersächsischen rückentwickelt worden.

44 Süddeutschland hat weithin die alten diphthongischen Formen bruader und liab erhalten, das Hessische und Nordbairische kennt sie als „gestürzte" Diphthonge bråu(de)r und läib, während das Niederdeutsche bei den noch älteren Formen brōder (auch brauder) und lēf (leif) stehen geblieben ist.

45 Unter obersächsischer Ausgleichssprache verstehen wir dabei die Einheitssprache, die, unmittelbar nach der deutschen Wiederbesiedlung (und damit auch nach Schlesien übergreifend) aus der inneren Kraft der Mark Meißen erwachsend, den ganzen Raum der meißnischen Mark erfüllt und nach außen abgegrenzt hat; die also vom Erzgebirgskamm bis in die Torgauer Heide, vom Vogtland bis an die Lausitz gilt, das Vogtland und zum Teil auch die Lausitz aber ausschließt. Zur obersächsischen Ausgleichssprache in diesem Sinne gehört der Wandel von ë zu a, a zu o, o zu u, ê/œ zu ī, ô zu ū, die Entsprechung von inlautend pf durch p, und, im Westerzgebirge nicht geltend, der Wandel von ou zu ō, ei zu ē, nt/nd zu ng. Entgegengesetzt zu der hier vorgetragenen Auffassung über das Verhältnis von obersächsischer Ausgleichssprache und deutscher Schriftsprache äußert sich Frings (Kulturräume S. 314 und Das meißnische Deutsch S. 22), der die „koloniale Durchschnittssprache" als eine der Grundlagen der neuhochdeutschen Schriftsprache ansieht. Der Gegensatz beruht zum Teil auf einer verschiedenen Fassung des Begriffes obersächsische Ausgleichssprache.

46 Gottsched, Ges. Schriften (Ausgabe der Gottschedgesellschaft) I, S. 152 f.

47 Die Grundsätze dieser Schreibung sind von Karg, der diesen Brief in den „Flämischen Sprachspuren" abdruckt, nicht verstanden worden. Karg sieht in der Schreibung dieses Briefes eine lautgetreue Wiedergabe Leipziger Mundart des 18. Jahrhunderts. Er spricht von einer „Ersetzung von g durch k" und von „merkwürdig anmutenden Diphthongierungen" wie hauch „hoch", kehaurschamste „gehorsamste", die er für „durchaus richtig beobachtet" erklärt, da in der Leipziger Mundart das Langvokal ō „gerne in einen au-artigen Diphthongen überrundet" werde. Von solcher Aussprache wie hauch, geyn kann aber weder in der Sprache dieses Briefes noch in der heutigen Leipziger Umgangssprache die Rede sein.

48 Selbst Adelung, der entschiedene Verteidiger des obersächsischen Deutsch, erkennt an, daß „viele Obersachsen" (Magazin I, 1, S. 33) die „harten und die weichen Buchstaben" nicht unterscheiden könnten, meint aber entschuldigend (allerdings nicht mit Recht), daß dieser Fehler noch stärker den Oberdeutschen eigen sei. Die obersächsische Aussprache sei eben „sanfter, leichter und reiner als die Aussprache der Provinzen, daher Obersachsen die Härten und Nebentöne der letztern nicht so leicht annehmen können". Brockes (in seinem Beitrag zu Weichmanns „Poesie der Niedersachsen", S. 6) schildert die Klage eines Leipziger Gelehrten, daß er seinen Zuhörern immer sagen müsse, wann sie „ein hartes p" und wann „ein weiches b" schreiben sollten, weil sonst die Verwechslung beider, so sehr er sich in seiner Aussprache bemühe, nicht zu verhüten sei.

49 Daß auch die Sprache der Gebildeten jener Zeit auf obersächsischer Grundlage ruhte und von der Sprache der Unteren nur gradweise, aber nicht grundsätzlich abgehoben war, ist deshalb notwendig zu betonen, weil durch Karg (Flämische Sprachspuren, S. 52ff.) die Auffassung verbreitet worden ist, die obersächsische Gebildetensprache des 18. Jahrhunderts habe sich von der Sprache des Volkes dadurch grundsätzlich abgehoben, daß sie nicht obersächsisch, sondern — oberdeutsch gewesen sei.

Der grundsätzliche Fehler der Kargschen Betrachtung ist (abgesehen von der Unzulänglichkeit des Beweismaterials), daß Karg die Begriffe Schriftsprache, Mundart und Umgangssprache nicht auseinanderhält. So erklärt er den schriftdeutschen Charakter der Leipziger Gebildetensprache aus den Einwirkungen „fränkisch-nürnbergischen Sprachguts", das heißt oberdeutsch-mundartlicher

Einflüsse. Wenn die Sprache der Leipziger Gebildeten tatsächlich aus einer Mischung obersächsischer und fränkischer Mundarten entstanden wäre, müßte sie einen ganz anderen Charakter haben als sie im 18. Jahrhundert zeigt. Es ist in der Leipziger Gebildetensprache jener Zeit nichts Oberdeutsch-mundartliches enthalten, was sich nicht gleichzeitig im obersächsischen Dialekt findet. In Wahrheit handelt es sich darum, daß die hochdeutsche Schriftsprache (die ja stark süddeutsch bestimmt ist) vom Beginn der Neuzeit an in die gesprochene Sprache Leipzigs übergeht und in der Verbindung mit der Mundart die Umgangssprache hervorruft. Hier liegt nun der entscheidende Mangel, daß Karg den hier schlechterdings nicht zu entbehrenden Begriff der Umgangssprache als mundartlich ausgesprochener Schriftsprache überhaupt nicht kennt. Dadurch kommt er nicht nur dazu, schriftsprachliche Einflüsse fälschlich als mundartliche anzusprechen, sondern auch dazu, der „rein hochdeutschen" Sprache der Oberschicht die grundsätzlich andere „alte niederrheinische Lautgebung" in den „breiten Schichten des Volkes" gegenüberzustellen. In Wahrheit sind beide hochdeutsch, aber von niederrheinischer (gemeint ist osterländischer) Lautgebung bzw. Aussprache (eine Art der Durchdringung, die eben das Wesen der Umgangssprache ausmacht). Als Beispiel der niederrheinischen Sprache der breiten Schichten führt Karg jenen Brief der „Vernünftigen Tadlerinnen" an, dessen Sprache, wie wir zeigen konnten, aber ebenfalls nur ein osterländisch ausgesprochenes Schriftdeutsch ist. Daß auch die Sprache der Gebildeten jener Zeit ein Schriftdeutsch obersächsischer Aussprache ist, konnten wir in mehreren Zeugnissen der Zeit zeigen; einen Nachweis für das Eindringen „fränkisch-nürnbergischen Sprachguts in die Redeweise der führenden Stände" hat Karg leider an keiner Stelle gebracht. Er beschränkt sich darauf, an den Zahlen der nach Leipzig eingewanderten Kaufleute den überragenden Einfluß Frankens, besonders Nürnbergs, zu zeigen, um daraus unmittelbar den sprachlichen Einfluß zu erschließen. Betrachtet man die beigebrachten Zahlen genau, so kann man sich der Kühnheit dieses Schlusses kaum anschließen. Wenn zwischen 1471 und 1550 aus Süddeutschland 79, aus Nord- und Mitteldeutschland 71 Kaufleute zugezogen sein sollen, so ist darin ein kleines, wenn auch bescheidenes Übergewicht Süddeutschlands festzustellen. Immerhin beträgt die Zahl der süddeutschen Zuwanderer nicht mehr als 0,99 aufs Jahr, was für eine Stadt wie Leipzig noch nicht bedeutet, daß sich damit „die ganze bessere Gesellschaft ... allmählich umschichtet und in ihr das oberdeutsche Element mit der Zeit maßgeblich hervortritt". Wenn in den Jahren 1551—1650 116 Zuwanderer aus Süddeutschland, 274 aus dem übrigen Deutschland gezählt wurden, so kann von einem Überwiegen der Süddeutschen überhaupt nicht mehr die Rede sein. Auch wenn von 77 ursprünglich fremden Ratsherrn „allein 38 aus Süddeutschland" stammen, so ist diese Zahl darum nicht verwunderlich, weil sie nicht mehr als die Hälfte der Zugewanderten ausmacht. Wenn der sprachliche Einfluß Mainfrankens auf Obersachsen auch feststeht, so ist es doch nicht möglich, nur aus Zahlenangaben von dieser Dürftigkeit so weittragende sprachliche Schlüsse zu ziehen. Nicht allein die fränkischen Zuwanderer, sondern die zahlreichen Einwanderer aus allen Gegenden Deutschlands haben den Vorgang der Verschriftsprachung der Leipziger Stadtsprache befördert.

Diese Feststellung, die die heutige obersächsische Umgangssprache der des 17. Jahrhunderts grundsätzlich gleichstellt, gilt mit einwandfreier Sicherheit vom Lautstand, mit größter Wahrscheinlichkeit auch von der Sprachmelodie, d. h. dem gesamten Tonfall. Mit vollkommener Sicherheit läßt sich selbstverständlich der

Tonfall vergangener Jahrhunderte nicht erschließen. Zweifellos gibt es innerhalb des obersächsischen Tonfalls sehr viele Möglichkeiten der Abstufung. Es gibt darin etwas allgemein Obersächsisches — eben das, woran der Fremde den Sachsen erkennt —, und es gibt dazu ungezählte individuelle Möglichkeiten, dieses Sächsisch rascher oder langsamer, straffer oder breiter, „singender" oder weniger singend auszusprechen. Es ist nun die Vermutung aufgeworfen worden, daß im Gefolge des Rückgangs der sächsischen Staatsmacht und damit des Sinkens sächsischen Selbstbewußtseins in Sachsen auch ein sprachlicher Haltungsverfall eingetreten sei derart, daß ein stärkeres sprachliches Sichgehenlassen eingerissen sei. Mit Sicherheit läßt sich darüber nichts ausmachen. Fest steht aber, daß es sich bei solchen Wandlungen, mögen sie stattgefunden haben oder nicht, um Vorgänge handelt, die den Grundcharakter, auch den des Tonfalls, der sächsischen Umgangssprache nicht berühren, sondern sich nur auf Abstufungen und Abschattierungen innerhalb dieser erstrecken.

50a) Diese Sprachbewegungen seit der Siedlungszeit, die sich hauptsächlich als Abfolge von Wellen aus den Alt- und Kernlandschaften des sächsischen Tieflandes darstellen, sind für die Bestimmung der sächsischen Mundarten von grundlegender Wichtigkeit. Solche Bewegungen lassen sich nicht nur in der Lautgeographie verfolgen, aus der wir unsere Beispiele entnahmen, sondern in gleichem Sinne auch in der Verteilung der Wörter (vgl. die Ausführungen über die Bezeichnung der Kartoffel im Obersächsischen) und in volkskundlichen Erscheinungen. Von den letzteren sei ein aufschlußreiches Beispiel aus der Hausforschung herausgegriffen. Das Umgebinde, jenes Traggerüst, das die Last des Obergeschosses vor den Wänden des Erdgeschosses zu Boden leitet, findet sich heute in der Lausitz, auf dem Kamme des Erzgebirges, im Vogtland und an der Grenze des Altenburgischen, in einem ähnlichen Hufeisen also, wie wir heute auch die altobersächsischen Restformen ēr für „Eier", kēfen für „kaufen", hām für „hauen" u. a. m. verteilt finden. Diese Verbreitung der Umgebindeformen von Pegau über Vogtland, Erzgebirgskamm und Lausitz bis Großenhain läßt erkennen, daß diese Bauform einst über ganz Sachsen verbreitet gewesen sein muß, ehe jüngere Bewegungen diese Zusammenhänge vom sächsischen Niederland um Dresden-Leipzig aus auflösten und (in der gleichen Ausdehnung wie umgangssprachlich eier und kōfen) durch jüngere Formen ersetzten. Schier (in: Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 12 (1937), S. 84ff.; dort auch Karte) weist darauf hin, daß das Umgebinde als ländliche Bauform kaum vor dem 16. Jahrhundert verbreitet gewesen sein kann; das heißt aber, daß wir innerhalb der Jahrhunderte der Neuzeit in Sachsen zwei Ausbreitungsbewegungen von Hausbauelementen festzustellen haben, von denen die von den obersächsischen Altlandschaften nachstoßende zweite die erste schon wieder größtenteils überschichtet hat.

Solche Beobachtungen, die sich mit den mundartkundlichen völlig decken, machen es uns zur Pflicht, den Sprachbewegungen, die in den 800 Jahren seit der Besiedlung über Sachsen gegangen sind, besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das Heranziehen von Siedlungszusammenhängen, Siedlungsströmen und -grenzen zur Erklärung der heutigen Mundartverhältnisse erfolgt durchaus zu Recht. Es ist nur nötig — und wir haben uns in dieser Darstellung durchgängig darum bemüht — in jedem einzelnen Falle erst sorgfältig der Frage nachzugehen, wieweit hier nicht spätere Bewegungen abgedeckt werden müssen, ehe der Schluß auf ursprüngliche Verhältnisse gewagt werden kann.

51 Zitate dieses Kapitels, wenn nicht anders bemerkt, nach Adelung, Magazin für die deutsche Sprache I, II, und „Die Grenzboten", 19. Jahrg., S. 99ff.

52 Berlinische Monatsschrift, 1. Bd. (1783), S. 189ff.

53 Kötzschke-Kretzschmar II, S. 90ff.
Ein Teilgeschehen, das zur Verdeutlichung des abstrakten Ausdrucks „Rückgang der politischen und kulturellen Vormachtstellung Sachsens" für viele andere erwähnt sein soll, ist das Schicksal der Dresdner Galerie. Die Dresdner Galerie, so wie sie uns heute noch entgegentritt, hat (mit Ausnahme der Werke des 19. Jahrhunderts) ihr Gesicht erhalten durch den königlichen Sammeleifer der augusteischen Zeit. Unter August dem Starken und seinem Sohn sind die Hauptstücke erworben worden; mit dem Ausgang des Siebenjährigen Krieges hören die Käufe schlagartig auf. Die Dresdner Galerie, damals (und noch bis zu Goethes Zeit) einzigartig im Reiche, ist durch die einsetzende Verarmung Sachsens auf dem damaligen Stande stehen geblieben, während Preußen noch im 19. Jahrhundert großartige Sammlungen aufbauen konnte. Entsprechende Vorgänge lassen sich auch in anderen Kulturgebieten, in der Baukunst oder der Literatur nachweisen. So ist z. B. Dresden in seinem Stadtbild barock geblieben, während Berlin sein Gesicht in den Jahrhunderten nach dem Siebenjährigen Krieg erhalten hat, die in Dresden städtebaulich kaum wirksam geworden sind.

54 Adelung, Magazin II, 1, S. 28f.

55 Es ist wichtig, anzumerken, daß die offizielle Bühnenaussprache (vgl. Siebs) sich gegen solche Formen wie håus/hous und guchke wendet; diese offizielle Ablehnung tut dem Zauber solcher Aussprache jedoch keinen Abbruch. Was in der Sprache „fein" ist, wird eben primär nicht durch amtliche Regelungen, sondern durch die gefühlte politische, soziale und kulturelle Überlegenheit der Sprachträger bestimmt.

56 Daß einem Laut oder einer Lautverbindung das Merkmal der Vornehmheit oder Unvornehmheit nicht an sich anhaftet, mag ein Beispiel zeigen. Im Deutschen ist klaid für „Kleid" die „richtige" Form, klēd (klē^{i}d) höchst unvornehm. Im Englischen ist lēdi (lē^{i}di) für „lady" die anständige Form, laidi ist gemeinstes cockney; „vornehm" und „unvornehm" in beiden Sprachen also gerade vertauscht.

57 Auch hier mag ein Vergleich zum Englischen lehrreich sein. Man kann dem Englischen — wenn man will — sowohl Unvornehmheit wie Weichlichkeit wie Breite oder abscheuliches „Singen" vorwerfen; daß man dies (heute) in der Regel nicht tut, hat seinen Grund darin, daß die Engländer als Volk politisch und kulturell als unangreifbare Macht gelten.

58 Was die Größe eines Staates für die Bewertung seiner Bürger bedeutet, wird wohl gerade in unserer Zeit besonders deutlich. Ein Vergleich dessen, was der Deutsche vor 1933 und was er 5 Jahre später ist — sowohl in der Achtung der andern wie in der Achtung seiner selbst — zeigt deutlich genug, wie Selbstbewußtsein und Bewertung eines Volkes oder Stammes von seiner politischen Größe bestimmt wird.

Weitere Nachweise

Um die Lesbarkeit des Textes möglichst wenig zu beeinträchtigen, sind unter „Anmerkungen und Nachweise" nur die notwendigsten Belege gegeben worden. Für die wissenschaftliche Weiterarbeit sind im folgenden weitere Einzelbelege aufgeführt, vor

allem auch dort, wo auf Kartendarstellungen in anderen Werken verwiesen werden kann. Aussagen über mundartliche Tatbestände, zu denen Belege nicht angegeben sind, beruhen auf den Originalkarten des Deutschen Sprachatlasses oder eigenen Aufnahmen.
Bei der Zählung der Zeilen sind Kapitelüberschriften nicht mitgerechnet.

S. 9, Z. 30 ff.: Grundriß Volkskunde I, S. 17 f.
S. 12, Z. 35 ff.: Zur Frage der Ortsnamen vgl. Meiche, Deutsche Erde 4, S. 81 ff.: und Schwarz, Ortsnamen.
S. 13, Z. 37: Leipoldt, S. 101 ff.
S. 23, Z. 26: Nachweis dazu im Abschnitt „Obersächsische Umgangssprache und obersächsische Mundart".
S. 24, Z. 17: Meiche, Deutsche Erde 4, S. 81 ff.
S. 28, Z. 14: Kulturräume, S. 296.
S. 33, Z. 27: Karte im Grundriß Volkskunde I, S. 224.
S. 33, Z. 29: Karte ebenda, S. 222.
S. 34, Z. 20: Gradl, Mundarten Westböhmens, S. 82, 71 f.
S. 37, Z. 16: Schwarz, Sprachräume, S. 55 f.
S. 37, Z. 25: Meinel, S. 31.
S. 37, Z. 38: Karte „zurück" bei Schwarz, Sprachräume, S. 64, und Kulturräume, Karte 43.
S. 38, Z. 9: Schwarz, Sprachräume, S. 57, 74.
S. 41, Z. 18 ff.: Leipoldt, S. 134 ff.
S. 42, Z. 8 ff.: Kötzschke-Kretzschmar I, S. 85 f.; Gleißner, S. 5 ff.
S. 42, Z. 16 ff.: Leipoldt, S. 123 ff.; Barthel, S. 45 ff.
S. 42, Z. 21: Gleißner, S. 8.
S. 44, Z. 15: Franke in: Bayerns Mundarten I, S. 386.
S. 48, Z. 21 ff.: Zur Besiedlung des Westerzgebirges vor allem Fröbe, S. 17 ff., Clauß, S. 14 ff., Roitzsch, S. 56 ff.
S. 49, Z. 24: Fröbe, S. 36; Roitzsch, S. 77.
S. 49, Z. 27: Roitzsch, S. 58 f.
S. 50, Z. 2: Clauß, S. 25 f.
S. 50, Z. 4 ff.: Clauß, S. 28 ff.
S. 50, Z. 13: Schreiber; Auszug bei Clauß, S. 32.
S. 50, Z. 18: Barthel, S. 40; Clauß, S. 34 f.
S. 50, Z. 22: Roitzsch, S. 119 f.
S. 50, Z. 25: Schreiber, S. 110; Clauß, S. 34 f.
S. 50, Z. 29: Ermisch: Das sächsische Bergrecht des Mittelalters. Leipzig 1887, S. XXIX.
S. 52, Z. 39 ff.: Barthel, S. 41 ff.
S. 55, Z. 11: Borchers, S. 31.
S. 55, Z. 36: Clauß, S. 79 f., Karte 18.
S. 55, Z. 39: Clauß, Karte 19.
S. 56, Z. 7: Clauß, Karte 26.
S. 57, Z. 5: Schwarz, Sprachräume, S. 66 f.
S. 60, Z. 3: Schwarz, Sprachräume, S. 102; Schwarz, Ortsnamen, Deckblatt 6; Clauß, S. 21.
S. 60, Z. 19: Zusammenfassung bei Clauß, S. 2 ff.
S. 63, Z. 15 ff.: Becker, Osterzgebirge, S. 2 ff.

S. 64, Z. 35: Becker, Osterzgebirge, Karten 1, 17, 18.
S. 68, Z. 17: Schwarz, Ortsnamen, S. 288.
S. 68, Z. 23: Schwarz, Sprachräume, S. 157.
S. 68, Z. 24: Schwarz, Ortsnamen, S. 288.
S. 68, Z. 28: Schwarz, Ortsnamen, Deckblatt 10.
S. 69, Z. 3: Vgl. auch über die vermutlich von der oberen Eger verpflanzten genetivischen Ortsnamen im Polzental, sowie einen grün-Ort ebenda, Schwarz, Ortsnamen, S. 176 und Deckblatt 4.
S. 69, Z. 13: Rawolle, S. 10 f.
S. 69, Z. 15: Schwarz, Sprachräume, S. 157.
S. 70, Z. 5: Karte in Kulturräume, Blatt 24.
S. 70, Z. 17 ff.: Schwarz, Sprachräume, S. 166 f., 159 ff.
S. 73, Z. 6 ff.: Zur Besiedlung vor allem Kulturräume, S. 97 ff.
S. 75, Z. 2: Hierzu neuerdings Leipoldt in: Forschungen zur Geschichte Sachsens und Böhmens, Dresden 1937, S. 28 ff.
S. 75, Z. 12: Karte dazu im Grundriß Volkskunde I, S. 222.
S. 76, Z. 7: Kulturräume, S. 183 ff.
S. 77, Z. 22: Kulturräume, S. 50.
S. 78, Z. 4 ff.: Über flämische Siedlung in Nordsachsen vgl. Kulturräume, S. 102 ff.; Schulze, S. 129 ff.; Karg, S. 34 ff.
S. 78, Z. 33: Karte bei Karg, S. 39, und Grundriß Volkskunde I, S. 129. Ausführlicher Markgraf in: Volk und Rasse 8, S. 57 ff.
S. 79, Z. 2: Karte in Grundriß Volkskunde I, S. 217.
S. 79, Z. 30: Karte in Kulturräume, Blatt 69.
S. 81, Z. 6: Karg, S. 16.
S. 81, Z. 36: Kulturräume, S. 296; Franke, Obersächsischer Dialekt, S. 12.
S. 83, Z. 9: Wenzel, S. 32.
S. 83, Z. 16: Becker in: Mitteldeutsche Blätter 11, S. 8 f.
S. 90, Z. 8 ff.: Schönebaum, S. 65 ff.
S. 93, Z. 11: Weise, S. 13 f.
S. 95, Z. 15 ff.: Über Siedlung und frühe Geschichte Zusammenfassung bei Streitberg, S. 23 ff.
S. 97, Z. 15 ff.: Streitberg, S. 53 ff.
S. 98, Z. 12: Rawolle, S. 19 f.
S. 104, Z. 19: Näheres bei Wenzel, S. 33 ff., und v. Unwerth, Schlesische Mundart.
S. 104, Z. 32: Rawolle, S. 45 und Karte 11.
S. 105, Z. 16: Schwarz, Ortsnamen, S. 239 ff.
S. 105, Z. 24: Karten bei Streitberg.
S. 106, Z. 12: Streitberg, S. 47; Wenzel, S. 93.
S. 106, Z. 34: Schwarz in: Mitteldeutsche Blätter 5, S. 75.
S. 107, Z. 21: Wenzel, S. 54.
S. 107, Z. 25: Wenzel, S. 58.
S. 107, Z. 27: Wenzel, S. 46 und Sprachatlas.
S. 108, Z. 17: Überblick über die Grenzentwicklung bei Weniſch.
S. 109, Z. 8: Wenzel, S. 58.
S. 109, Z. 12: Wenzel, S. 54.
S. 109, Z. 19: Wenzel, S. 48.
S. 109, Z. 22: Wenzel, S. 59; Rawolle, Karte 18.

S. 109, Z. 24: Wenzel, S. 58.
S. 109, Z. 32: Kämpf, S. 55.
S. 117, Z. 28: Gleißner, S. 77 f.
S. 135, Z. 34: Über den Begriff Trichterbildung überhaupt und entsprechende Vorgänge in anderen deutschen Landschaften (Berlin) s. Becker in: Mitteldeutsche Blätter 11, S. 12 ff.
S. 152, Z. 21: Über „Das überlieferte Bild von Obersachsen und seine Hintergründe" handelt der Verfasser z. T. weitergehend in einer Schrift „Der Obersachse", die im Herbst 1939 im Verlag Heimatwerk Sachsen erscheint.

Anmerkungen zu den Karten

Die Sprachkarten sind gezeichnet nach den Karten des „Deutschen Sprachatlas" in Marburg, beruhen also auf Aufnahmen von 1879. Seit dieser Zeit haben sich manche Sprachlinien verschoben; z. B. sind umgangssprachliche Formen heute z. T. weiter vorgedrungen; andere Linien (z. B. die e-Abfallgrenze, n-Abfallgrenze, Grenze appel: apfel u. a.) sind festgeblieben. Da die Generation derer, die vor 58 Jahren als Schulkinder die Fragen des Sprachatlas beantwortet haben, heute als Schicht der Alten noch lebt, stellen unsere Karten, von heute aus gesehen, die älteste, heute noch hörbare Sprachform dar.
Einige Sprachlinien sind nach den Einzeluntersuchungen von Barthel, Becker, Clauß, Gerbet, Meinel, Rawolle und Wenzel berichtigt.

Karte 1 Nach Leipoldt (in: Grundriß der Vorgeschichte Sachsens), Schlüter (in: Mitteldeutscher Heimatatlas und Atlas der Sudetenländer) und Hellmich (in: Die Besiedlung Schlesiens).

Karte 2 Nach der Meißner Bistumsmatrikel (in: Cod. Dipl. Sax. I, 1, und Posse, Markgrafen), Frind, den Einzeluntersuchungen von Bönhoff, Größler und Herrmann und unter Benutzung einer im Institut für Heimatforschung zu Leipzig gezeichneten Karte.

Karte 4 Nach Schwarz, Ortsnamen, ergänzt nach Meiche (Deutsche Erde IV) und den Karten des Deutschen Reiches. Die Karte erhebt keinen größeren Anspruch, als in den großen Zügen richtig zu sein. Für eine endgültige Karte der Ortsnamen wäre für jeden Ort eine historische Untersuchung nötig. Nur in Einzelfällen, die dem Verfasser gerade bekannt waren, sind bereits Berichtigungen des heutigen Standes vorgekommen. So fehlen im Osterzgebirge die Orte Neunzehnhain und Stolzenhain (da sie erst der Nachsiedlungszeit angehören), Streitwald bei Frohburg (als späte Übertragung eines Waldnamens) und ähnliche Fälle, die das Gesamtbild zu offensichtlich verfälschen.

Karte 5 Die Karte stellt den wettinischen Bereich (Ämter und lehnsabhängige Herrschaften) um 1350 dar. Kleinere nichtwettinische Einsprengsel sind vernachlässigt. Gezeichnet nach Beschorner (Registrum), Putzgers Schulatlas und Merkel (Zur Geschichte des Besitzstandes).

Karte 6 Egerländisch abgegrenzt nach Verbreitung der Zwielaute äi (schnäi) und åu (bråut).
Vogtländisch im N durch n-Abfallgrenze („Mann"), im O durch apfel: appel, im W durch äne „ohne".
Westerzgebirgisch durch n-Abfallgrenze („Mann").

Nordwestböhmisch im N durch Grenze schlacht: schlecht und schni: schnē, im O durch e-Abfallgrenze (gäns).
Osterzgebirgisch nach Becker, Osterzgebirgisch.
Nordböhmisch im N und O durch Grenze bōm: bām „Baum".
Oberlausitzisch im W und N durch frō „Frau", im O durch unn „unten".
Neulausitzisch übereinstimmend nach hinten „hinten", nei „neu", ōch „auch" balde „bald".
Westlausitzisch im W nach der Verbreitung der stimmhaften Laute z, ž und des Zungen-r.
Altenburgisch durch frā̊ „Frau".
Osterländisch durch gind „Kind".
Meißnisch gegen Südostthüringisch (bei Zwickau) durch appel: apfel.

Karte 13 Mehrfach kombiniert und normalisiert. Der Grenzziehung zwischen Obersächsisch, Osterzgebirgisch und Westerzgebirgisch liegen die Formen für mittelhochdeutsch ou zugrunde, bei ei reichen die ā-Formen weiter ins Westerzgebirgische hinein. Egerländisch frau gegen vogtländisches frā grenzt sich etwa auf der angegebenen Linie ab, während augn heute im Vogtland bereits weiter nach Norden, in Böhmen weiter nach Osten reicht.

Karte 15 Als Bergorte angegeben sind bergmännische Neugründungen und solche ältere Orte, die durch den westerzgebirgischen Bergbau des 16. Jahrhunderts zu besonderer Blüte gekommen sind. Im einzelnen sind es auf heute sächsischer Seite: Eibenstock, Sosa, Schneeberg, Neustädtel, Aue, Stollberg, Zwönitz, Thum, Ehrenfriedersdorf, Geyer, Elterlein, Schwarzenberg, Scheibenberg, Schlettau, Buchholz, Annaberg, Oberwiesenthal, Jöhstadt, Marienberg, Freiberg, Brand, Seiffen, Altenberg, Geising. Auf heute böhmischer Seite: Graslitz, Platten, Bärringen, Abertham, Joachimsthal, Gottesgab, Böhmisch-Wiesenthal, Weipert, Schmiedeberg, Kupferberg, Preßnitz, Sonnenberg, Sebastiansberg, Katharinaberg, Zinnwald, Graupen. Quellen waren die Angaben von Schreiber und Karell. Über die Verbreitung des ge-Anlautes in „glauben" lagen Angaben für Böhmen bei Abfassung der Karte nicht vor.

Karte 17 Unter Fortführung und teilweiser Umgestaltung eines Gedankens von Frings (Kulturräume und Kulturströmungen).

Schrifttum

Adelung, Johann Christoph: Magazin für die deutsche Sprache. Leipzig 1782 ff.

— Über den Ursprung der Sprache. Leipzig 1781.

Albrecht, Karl: Die Leipziger Mundart. Leipzig 1881.

Barthel, Friedrich: Der vogtländisch-westerzgebirgische Sprachraum. Halle 1933 (Mitteldeutsche Studien, H. 5).

Becker, Horst: Mundart und Geschichte im Osterzgebirge. Halle 1933 (Mitteldeutsche Studien, H. 4).

— Umgangssprache und Dialekt im Obersächsischen. In: Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 11, S. 1ff.

— Der Aufbau des Dorfes Hof (1932). In: Zeitschrift für Volkskunde 47, S. 251ff.

Behaghel, Otto: Die deutsche Sprache. 7. Aufl. Leipzig 1923 (Das Wissen der Gegenwart, 54).

— Geschichte der deutschen Sprache. 4. Aufl. Straßburg 1916 (Grundriß der germanischen Philologie, 3).

— Schriftsprache und Mundart. Gießen 1896.

Biester, J. E.: Ist Kursachsen das Tribunal der Sprache und Litteratur für die übrigen Provinzen Deutschlands? In: Berlinische Monatsschrift 1, S. 189ff.

Bönhoff, Leo: Der Muldensprengel. In: Neues Archiv f. Sächs. Gesch. 24, S. 43ff.

— Der Pleißensprengel. In: Neues Archiv f. Sächs. Gesch. 29, S. 10ff.

Borchers, Erich: Sprach- und Gründungsgeschichte der erzgebirgischen Kolonie im Oberharz. Marburg 1927. (Deutsche Dialektgeographie, H. 22).

Bormann, Edwin: Mei Leipzig low ich mir! Leipzig 1882.

Braune, Wilhelm: Über die Einigung der deutschen Aussprache. Rektoratsrede Heidelberg 1904.

Bretholz, Bertold: Geschichte Böhmens und Mährens. 4 Bde. Reichenberg 1921ff.

Bronisch: Grundzüge der deutschen Mundart, welche inmitten der sorbischen Bevölkerung und Sprache in der Niederlausitz und in den nördlichen Teilen der Oberlausitz gesprochen wird. In: Neues Lausitzisches Magazin 39, S. 108ff.

Clauß, Herbert: Geschichte und Sprache des Sächsisch-Böhmischen Westerzgebirges. Halle 1934 (Mitteldeutsche Studien, H. 7).

Deutscher Sprachatlas, auf Grund des von Georg Wenker begründeten Sprachatlas des Deutschen Reiches und mit Einschluß von Luxemburg . . . bearb. von Ferdinand Wrede. Marburg 1926ff.

Dittrich, Hans: Die Mundart des Bezirkes Friedland. In: Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen, Allg. Teil II, S. 3ff. Friedland 1926.

— Unsere heimische Mundart. In: Heimatkunde des Bezirkes Reichenberg, Bd. 2, S. 5ff. Reichenberg 1931ff.

Dunger, Hermann: Größere Volkslieder aus dem Vogtlande. Plauen 1915.

— Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande. Plauen 1874.

— Rundas und Reimsprüche aus dem Vogtlande. Plauen 1876.

Etwas von deutschen Mundarten. In: Deutsches Museum 1, S. 276ff.

Firmenich, Johannes Matthias: Germaniens Völkerstimmen. 3 Bde. Berlin 1843ff.

Franke, Karl: Der obersächsische Dialekt. In: Sächsische Volkskunde, S. 257ff.

— Der obersächsische Dialekt. In: 10. Programm der Realschule 2. Ordnung zu Leisnig 1884, S. 1ff.

— Die Unterschiede des ostfränkisch-oberpfälzischen und obersächsischen Dialektes, sowie die von den vogtländischen und erzgebirgischen Mundarten dazu eingenommene Stellung. In: Bayerns Mundarten 1, S. 19ff., 2, S. 73ff. München 1892ff.

Frind, Anton: Die Kirchengeschichte Böhmens im allgemeinen und in ihrer besonderen Beziehung auf die jetzige Leitmeritzer Diözese. Bd. 1. Prag 1864.

Frings, Theodor: Die Grundlagen des Meißnischen Deutsch. Halle 1936.

— Sprache und Siedlung im mitteldeutschen Osten. Leipzig 1932 (Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil. Hist. Klasse, Bd. 84, H. 6).

Fröbe, Walter: Ein Jahrtausend erzgebirgischer Geschichte. Schwarzenberg 1933.

Gebhardt, August: Grammatik der Nürnberger Mundart. Leipzig 1907 (Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten, Bd. 7).

Der gemiethliche Sachse in volksthümlichen Redensarten und Witzwörtern. 1. Lieferung. Dresden 1881.

Gerbet, Emil: Grammatik der Mundart des Vogtlandes. Leipzig 1908 (Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten, Bd. 8).

— Westerzgebirgisch und Südostthüringisch. In: Zeitschrift f. hochdeutsche Mundarten 1, S. 113ff.

Gleißner, Käthe: Urkunde und Mundart auf Grund der Urkundensprache der Vögte von Weida, Gera und Plauen. Halle 1935 (Mitteldeutsche Studien, H. 9).

Göpfert, Ernst: Dialectisches aus dem Erzgebirge. In: 29. Bericht der Realschule zu Annaberg 1872, S. 3ff.

— Die Mundart des Sächsischen Erzgebirges. Leipzig 1878.

Gottsched, Johann Christoph: Gesammelte Schriften. Bd. 1. Die Vernünftigen Tadlerinnen. Hrsg. von Eugen Reichel, Bd. 1. Berlin o. J.

Gradl, Heinrich: Die Dialecte der Deutschen (Böhmens). In: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Böhmen, 1. Abt. Wien 1894.

— Die Mundarten Westböhmens. München 1895.

Größler, Hermann: Die Einteilung des Landes zwischen unterer Saale und Mulde in Gaue und Archidiakonate. In: Archiv f. Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen 15, S. 17ff.

Grundriß der Sächsischen Volkskunde. Hrsg. von Walter Frenzel, Fritz Karg, Adolf Spamer. Leipzig 1932.

Grundriß der Vorgeschichte Sachsens. Hrsg. von Walter Frenzel, Werner Radig, Otto Reche. 2. Aufl. Leipzig 1935.

Hausenblas, Adolf: Grammatik der Nordwestböhmischen Mundart. Prag 1914 (Beiträge zur Kenntnis deutsch-böhmischer Mundarten, 2).

Hellmich: Die Besiedlung Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Breslau 1923.

Hermes, Johann Thimotheus: Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. 3. Aufl., 1. Bd. Leipzig 1778.

Herrmann, Rudolf: Die Dekanatsgrenzen im Naumburger Bistumssprengel Thüringer Anteils. In: Zeitschrift d. Vereins f. Thür. Geschichte. N. F. 31, S. 243ff.

John, Ernst H. H.: Volkslieder und volkstümliche Lieder aus dem sächsischen Erzgebirge. Annaberg 1909.

Jungandreas, Wolfgang: Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart. Breslau 1928 (Wort und Brauch, Bd. 17).

Kämpf, Robert: Lautlehre der Reichenberger Mundart. In: Mitteilungen d. Ver. f. Heimatkunde des Jeschken-Isergaues 14, S. 49ff.

Karell, Viktor: Das Erzgebirge und seine Besiedlung. Kaaden 1924 (Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egertales, Bd. 4).

Karg, Fritz: Flämische Sprachspuren in der Halle-Leipziger Bucht. Halle 1933 (Mitteldeutsche Studien, H. 6).

— Mundarten. In: Grundriß der Sächsischen Volkskunde, S. 207ff.

Keller, Albrecht: Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors. Freiburg i. B. 1907.

Knothe, Franz: Die Markersdorfer Mundart. B.-Leipa 1895.

Kötzschke, Rudolf und Hellmut Kretzschmar: Sächsische Geschichte. 2 Bde. Dresden 1935.

Kulturräume und Kulturströmungen im mitteldeutschen Osten. Von Wolfgang Ebert, Theodor Frings u. a. Textband und Kartenband. Halle 1936.

Lang, Alfred: Grenzen, Unterschiede und Herkunft des Westerzgebirgischen. In: Zeitschrift f. deutsche Mundarten 2, S. 19ff., 3, S. 3ff.

— Die Zschorlauer Mundart. Diss. Leipzig 1906.

Laube, Gustav: Volkstümliche Überlieferungen aus Teplitz und Umgebung. Prag 1896 (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, Bd. 1, H. 2).

Lehmann, Emil: Sudetendeutsche Volkskunde. Leipzig 1926 (Deutsche Stämme, deutsche Lande).

Leipoldt, Johannes: Die Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im Vogtland auf der Grundlage der Siedlungsformenforschung. Plauen i. V. 1927.

Lippert, Julius: Socialgeschichte Böhmens. 2 Bde. Leipzig 1896ff.

Bihms Koarle (D. i. August Matthes): Kraut und Rüben. Gereimtes und Ungereimtes in Oberlausitzer und deutsch-böhmischer Mundart. 3 Bde. Bautzen o. J.

Meiche, Alfred: Der Dialekt der Kirchfahrt Sebnitz. Diss. Leipzig 1898.

— Die Herkunft der deutschen Siedler im Königreich Sachsen nach den Ortsnamen und Mundarten. In: Deutsche Erde 4, S. 81ff.

Meinel, Hans: Vogtländisch und Nordbayrisch. Halle 1932 (Mitteldeutsche Studien, H. 3).

Merkel, Aemil: Zur Geschichte des Besitzstandes des Hauses Wettin. In: Mitteilungen der deutschen Gesellschaft in Leipzig, Bd. 8, H. 3, S. 1ff. Leipzig 1890.

Michel, Reinhart: Die Entwicklung des westgermanischen Lautstandes in der Mundart von Seifhennersdorf. Diss. Leipzig 1889.

Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde 1ff.

Müller-Fraureuth, Karl: Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten. 2 Bde. Dresden 1911ff.

Nagler, Franziscus: Das klingende Land. Musikalische Wanderungen und Wallfahrten durch Sachsen. Leipzig 1936.

Philipp, Oskar: Die Zwickauer Mundart. Diss. Leipzig 1897.

Pompé, Franz: Die Laut- und Akzentverhältnisse der Schokauer Mundart. Diss. Leipzig 1907.

Posse, Otto: Die Markgrafen von Meißen. Leipzig 1881.

Preusker, Karl: Blicke in die vaterländische Vorzeit. 3 Bde. Leipzig 1841ff.

Radig, Werner: Sachsens Vorzeit. Bielefeld 1936.
Rawolle, Erich: Mundart und Koloniſation in der Sächſiſch-Böhmiſchen Schweiz. Halle 1934 (Mitteldeutſche Studien, H. 8).
Registrum Dominorum Marchionum Missnensium, hrsg. von Hans Beſchorner. Leipzig 1933.
Roitzſch, Paul: Auf wilder Wurzel. Schwarzenberg 1929 (Erzgebirgiſche Natur- und Kulturbilder aus dem Verwaltungsbezirke der Amtshauptmannſchaft Marienberg, Bd. 1).
Roth: Aus Chriſtian Lehmanns „Epiſteln". In: Glückauf 50, S. 231ff.
Sachsens Antheil an der Ausbildung der neuhochdeutſchen Sprache. In: Die Grenzboten 19, 1. Sem., Bd. 1, S. 99ff.
Sächſiſche Volkskunde, hrsg. von Robert Wuttke. Dresden 1900.
Schaeffler, Julius: Das Mundartenbuch. Berlin 1926.
Schmidt, Otto Eduard: Die Beſiedlung des Erzgebirges. In: Neues Archiv f. Sächſ. Geſch. 40, S. 123ff.
— Kurſächſiſche Streifzüge. 7 Bde. Dresden 1913ff.
Schönebaum, Herbert: Die Beſiedlung des Altenburger Oſtkreiſes. Leipzig 1917 (Beiträge zur Kultur- und Univerſalgeſchichte, H. 39).
Schreiber, Fr. Max: Die Bedeutung der Erzlagerſtätten für die Städte des Sächſiſch-Böhmiſchen Erzgebirges. Diſſ. (ungedruckt) Leipzig 1923.
Schulze, Eduard Otto: Die Koloniſierung und Germaniſierung der Gebiete zwiſchen Saale und Elbe. Leipzig 1896 (Preisſchriften der Fürſtlich Jablonowskiſchen Geſellſchaft, 33).
Schumann, Guſtav: Emma Bliemchen. Leipzig 1894.
— Familiengeſchichten des Partikulariſten Bliemchen. Leipzig 1883.
— Memoiren des Partikulariſten Bliemchen. Leipzig 1879.
— Partikulariſt Bliemchen aus Dresden in der Schweiz. Leipzig 1881.
— Partikulariſt Bliemchen in Paris. Leipzig 1878.
und andere Schriften desſelben Verfaſſers.
Schwarz, Ernſt: Mundartliche Rückzugsgebiete im oſtmitteldeutſchen Raume öſtlich der Elbe. In: Mitteldeutſche Blätter f. Volkskunde 5, S. 65ff.
— Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geſchichtsquelle. München 1931 (Forſchungen zum Deutſchtum der Oſtmarken, 2. Folge, Bd. 2).
— Oſtmitteldeutſche Sprachprobleme. In: Beitr. zur Geſch. d. deutſchen Sprache und Literatur 52, S. 361ff.
— Sudetendeutſche Sprachräume. München 1935 (Schriften der Deutſchen Akademie in München, H. 21).
Seeliger, E. A.: Geſchichte des Friedländiſchen bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges. In: Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen, Allg. Teil III, S. 27ff. Friedland 1926ff.
Siebs, Theodor: Deutſche Bühnenausſprache. 11. Aufl. Berlin 1915.
Straube, Otto: Die höchſten Siedlungen des ſächſiſch-böhmiſchen Erzgebirges. Diſſ. Leipzig 1906.
Streitberg, Gerhart: Die wortgeographiſche Gliederung Oſtſachſens und des angrenzenden Nordböhmens. Halle 1937 (Mitteldeutſche Studien, H. 10).
Tetzner, Emil: Die Mundart von Leubsdorf. Hohenfichte 1928.
Theißig, K.: Überblick über die Mundart des öſtlichſten Erzgebirges. In: Mitteilungen des Vereins f. ſächſiſche Volkskunde 3, S. 271ff.

Unwerth, Wolf von: Das Entwicklungsgebiet der schlesischen Mundart. In: Mitt. der schles. Ges. f. Volkskunde, Bd. 13/14, S. 155ff.

— Die schlesische Mundart. Breslau 1908 (Wort und Brauch, H. 3).

Wagner, Kurt: Deutsche Sprachlandschaften. Marburg 1927 (Deutsche Dialektgeographie, H. 23).

Weichmann, C. F.: Poesie der Niedersachsen. 1. Teil. Hamburg 1725.

Weise, Oskar: Die Altenburger Mundart. Eisenberg 1889 (Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsforschenden Vereins zu Eisenberg, H. 4).

Wenisch, Rudolf: Die Grenze zwischen Böhmen und der Oberlausitz. Diss. (ungedruckt) Prag 1925. Auszug in: Jahrb. d. Philos. Fakultät d. Deutsch. Universität Prag, Bd. 3, S. 18ff.

Wenzel, Fritz: Studien zur Dialektgeographie der südlichen Oberlausitz und Nordböhmens. Marburg 1919 (Deutsche Dialektgeographie, H. 6).

Wieland, Christoph Martin: Über die Frage: Was ist Hochteutsch? und einige damit verwandten Gegenstände. In: Der Teutsche Merkur 1782, 4. Vierteljahr, S. 145ff.

Zirkler, Albert: Hausbuch sächsischer Mundartdichtung. Bd. 1. Die Volksdichtung. Leipzig 1927. — Bd. 2. Volksbuch sächsischer Mundartdichtung. Leipzig 1938. — Bd. 3. Volksbuch sudetendeutscher Mundartdichtung (erscheint 1938).

Die Arbeit wurde im Juli 1937 abgeschlossen

Vom gleichen Verfasser erschien:

Die Familie

Leipzig: M. Schäfer 1935. Lw. 3.75

Das Buch stellt in der Fülle der familiengeschichtlichen Neuerscheinungen etwas Bleibendes und Wertvolles dar. Es steht geradezu auf einsamer Höhe und verdient, unmittelbar neben das Werk Riehls gestellt zu werden.

Gutachten der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes vom 10. 7. 37

Das Buch erläutert mit tiefer wissenschaftlicher Gründlichkeit, dabei aber in schlichter Sprache die Grundbegriffe der Familie . . . Sehr wertvoll und von echt nationalsozialistischem Geiste getragen ist der Schlußabschnitt, der der Familie in der Volksordnung ihren Platz zuweist.

„Schrifttum über Familie, Volk und Rasse", zusammengestellt vom NS.-Lehrerbund und vom Rassenpolitischen Amt der NSDAP., und „Schulungsbrief" 6, Folge 1.

Die Familienforschung hat dringenden Anlaß, von solch einer mit nüchterner Klarheit, wie zugleich mit heißem Herzen geschriebenen, wissenschaftlichen Untersuchung nicht nur Kenntnis zu nehmen, sondern sich mit ihr auseinanderzusetzen. Sie kann dabei nur gewinnen.

Prof. Dr. Mitgau in: Familiengeschichtliche Blätter 1936, H. 10/11

Das Buch gehört, wie auch andere Beurteilungen einstimmig erweisen, zu den besten, die seit langem über dieses Gebiet auf dem Büchermarkt erschienen sind. Es geht in seinem Inhalt in die Tiefe und vermittelt uns Erkenntnisse in einer klaren und einfachen, aber dafür um so einprägsameren Form. Der Parteiredner wird in diesem Buch sehr viel für sich Verwendbares finden.

„Unser Wille und Weg", Monatsblätter der Reichspropagandaleitung der NSDAP., Juli 1938

Das Buch ist weiterhin aufgenommen in die NS.-Bibliographie, empfohlen von der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums, vom Reichserziehungsministerium, der Reichsjugendführung und anderen Stellen.

Was will Volkskunde?

Eine Einführung in das volkskundliche Denken

Stuttgart: Franckh 1934

Aufgenommen unter die „Ersten hundert Bücher für nationalsozialistische Büchereien".

Mundart und Geschichte im Osterzgebirge

Halle: Niemeyer 1933

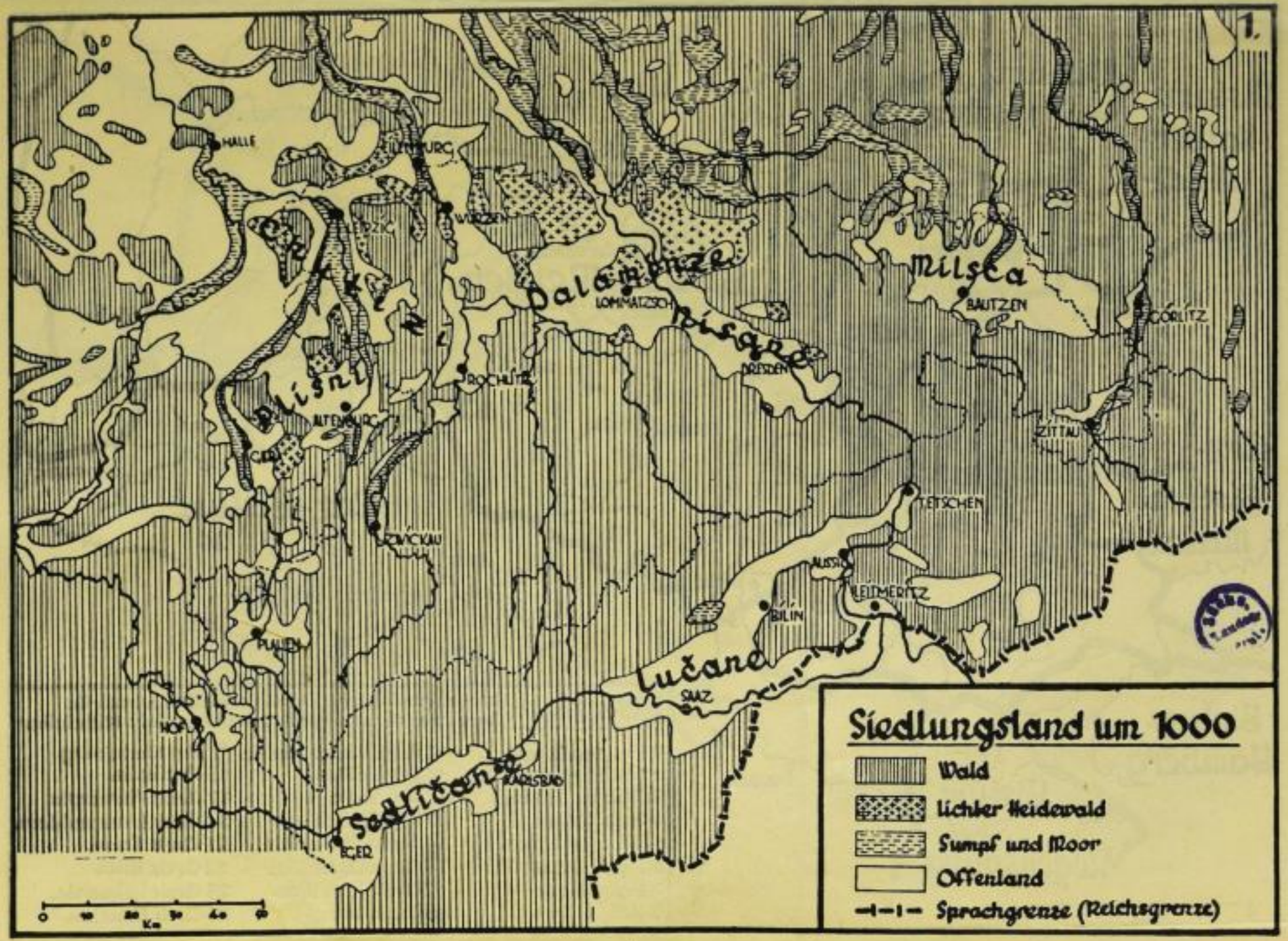
Die Arbeit darf als musterhaftes Beispiel einer ausgeweiteten „Sprachraumforschung" gelten, die am kleinen Raum erfolgreich angesetzt wird. Zeitschrift für deutsche Philologie, Dezember 1934

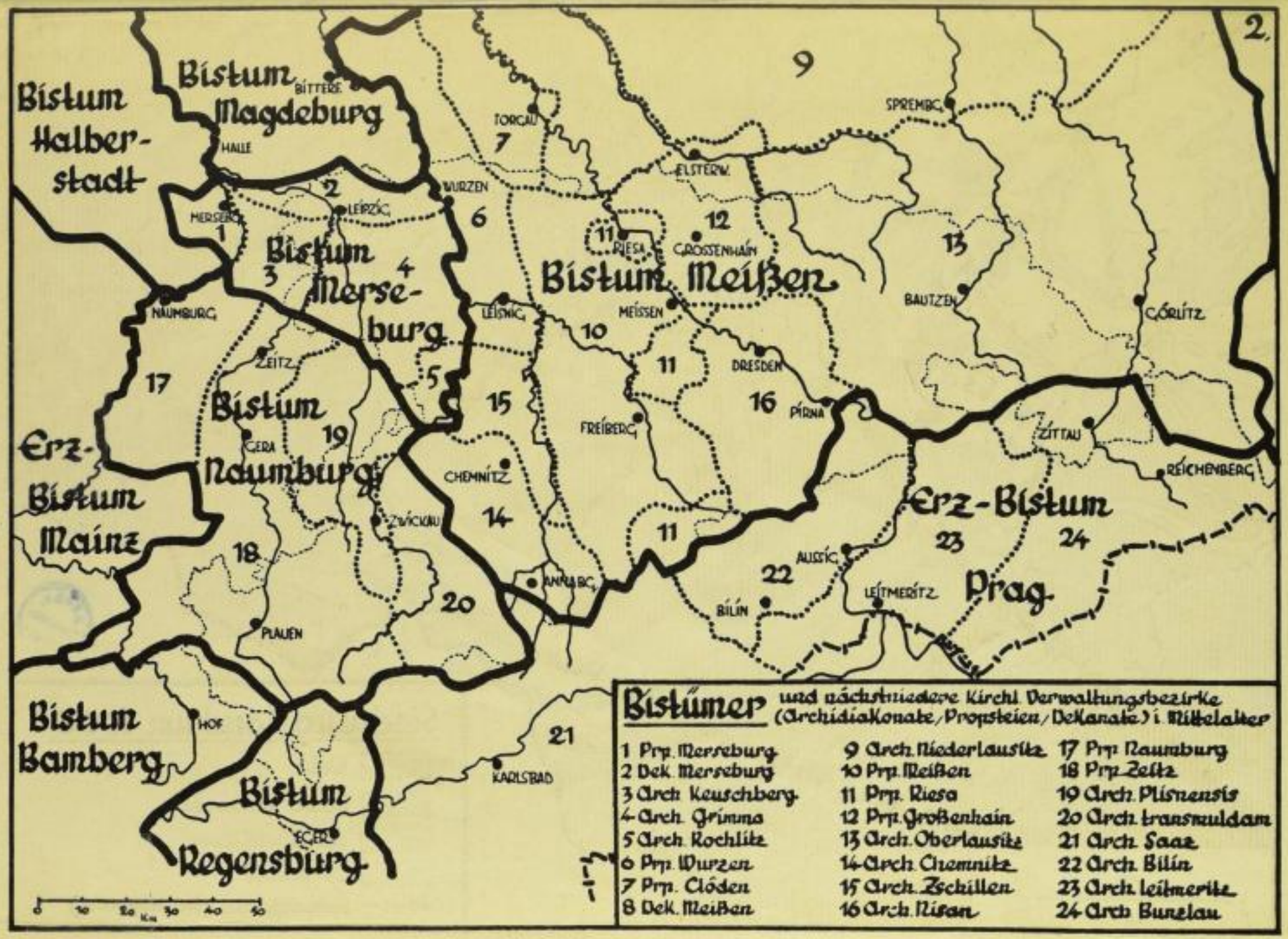
SLUB
Wir führen Wissen.

Ⅹ v. Baensch Druckerei, Dresden

SLUB
Wir führen Wissen.

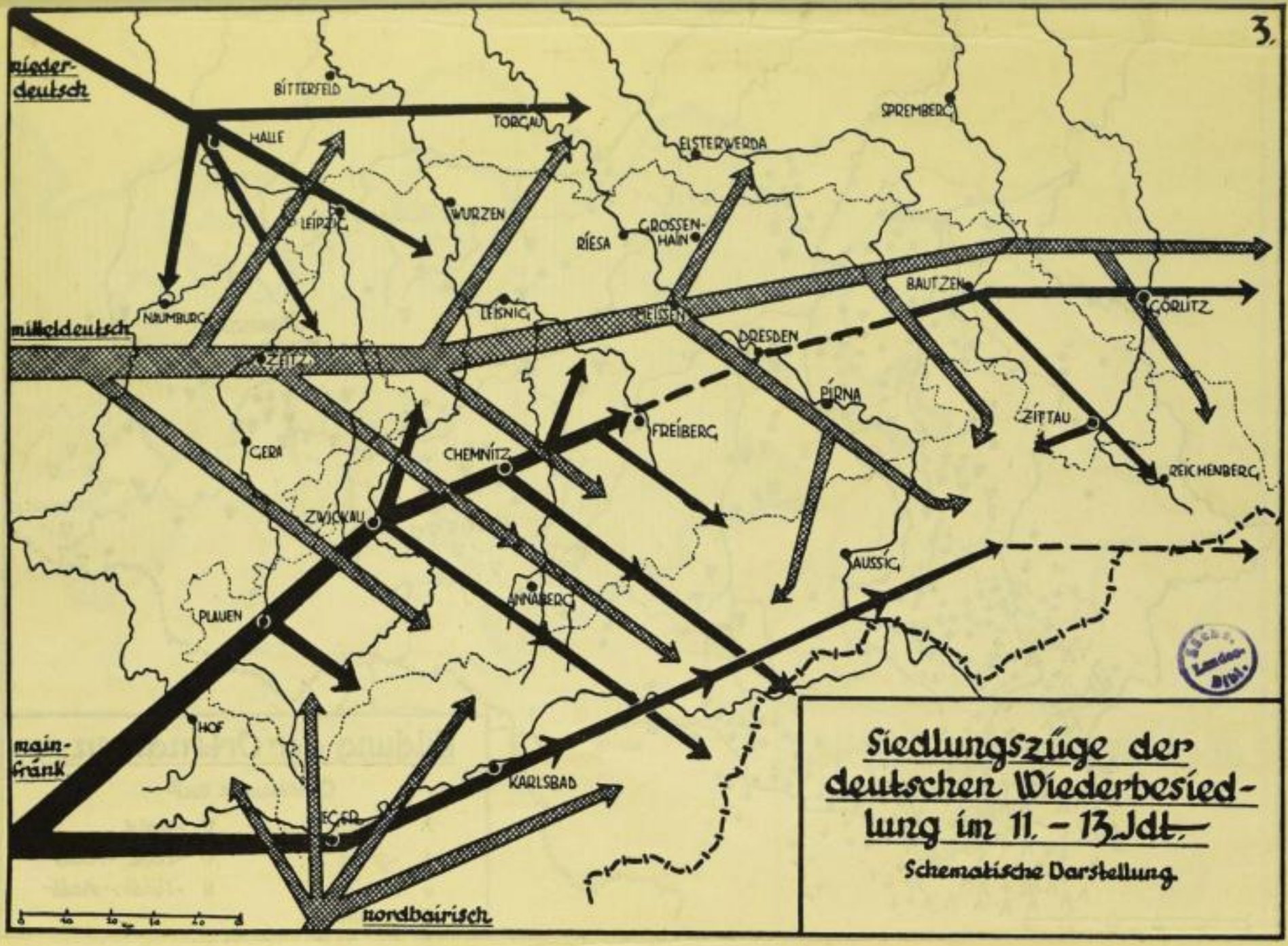
SLUB
Wir führen Wissen.

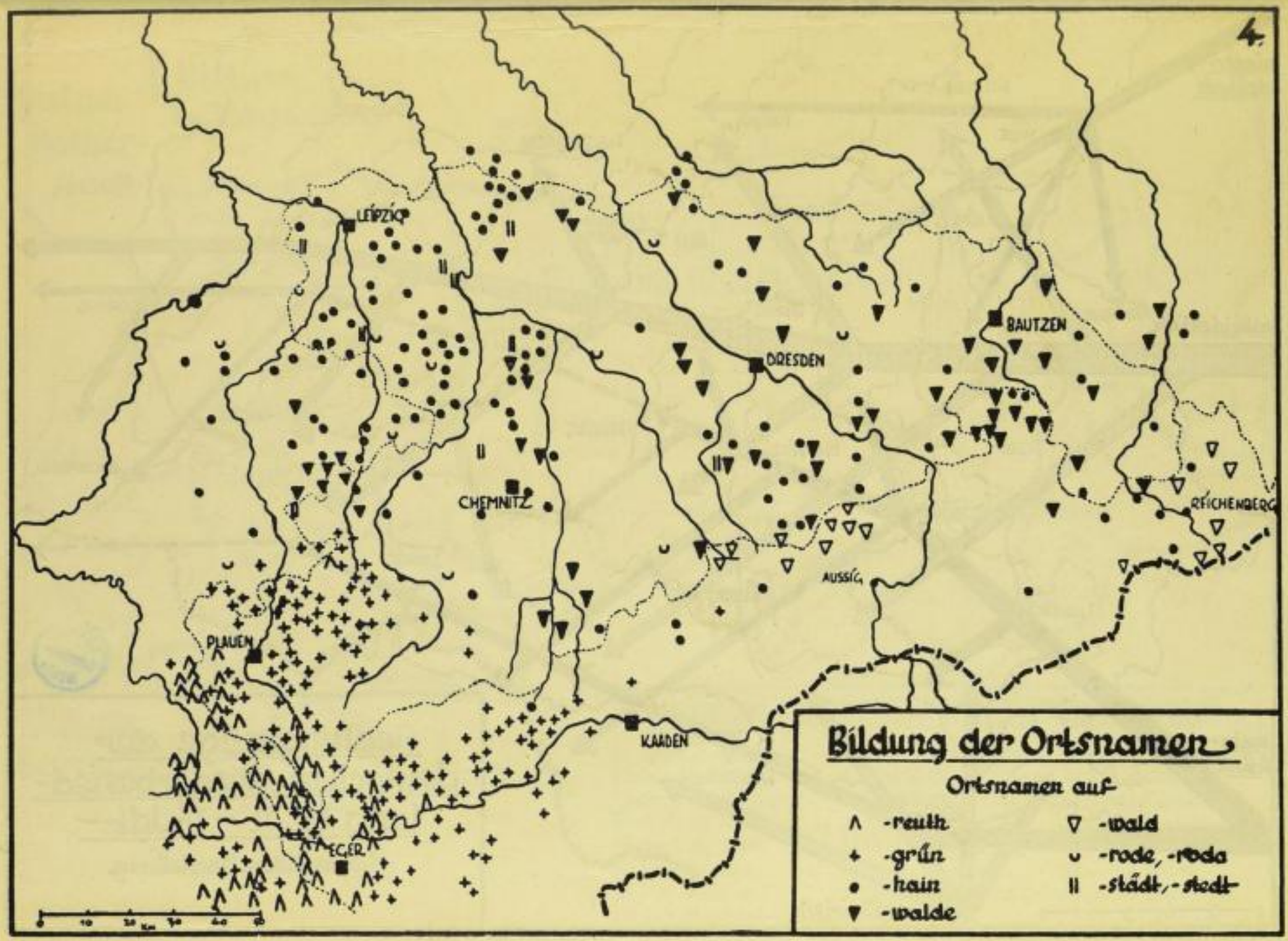

1.
HALLE
WÜRZEN
Dalaminze
LOMMATZSCH
Nisane
Milsca
BAUTZEN
GÖRLITZ
DRESDEN
ROCHLITZ
Plisni
ALTENBURG
ZITTAU
TETSCHEN
ZWICKAU
AUSSIG
LEITMERITZ
BILIN
PLAUEN
Lučane
SAAZ
HOF
Sedličane
KARLSBAD
EGER
Siedlungsland um 1000
Wald
lichter Heidewald
Sumpf und Moor
Offenland
Sprachgrenze (Reichsgrenze)
0 10 20 30 40 50
Km

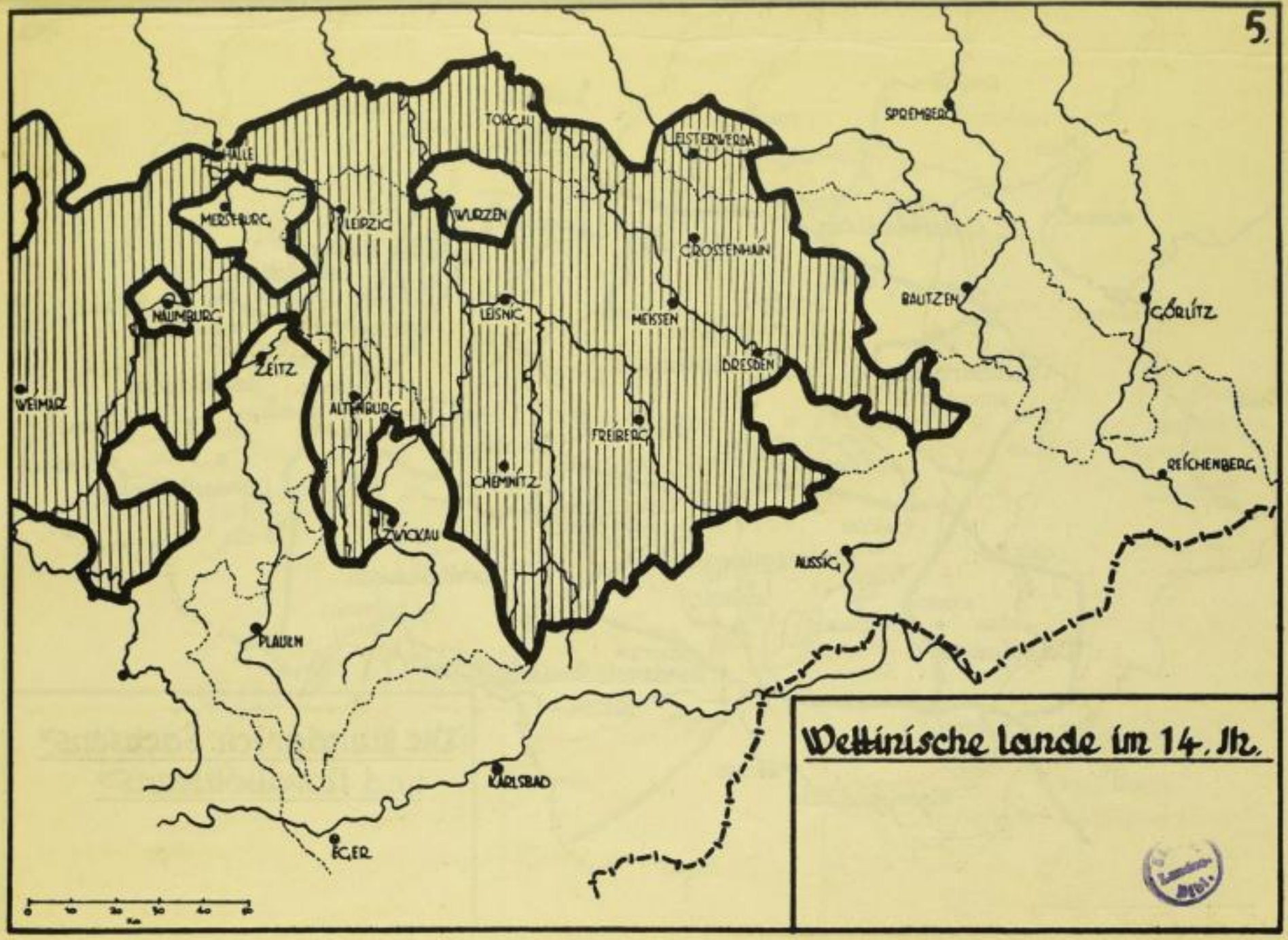


Bistümer und nächstniedere kirchl. Verwaltungsbezirke (Archidiakonate/Propsteien/Dekanate) i. Mittelalter

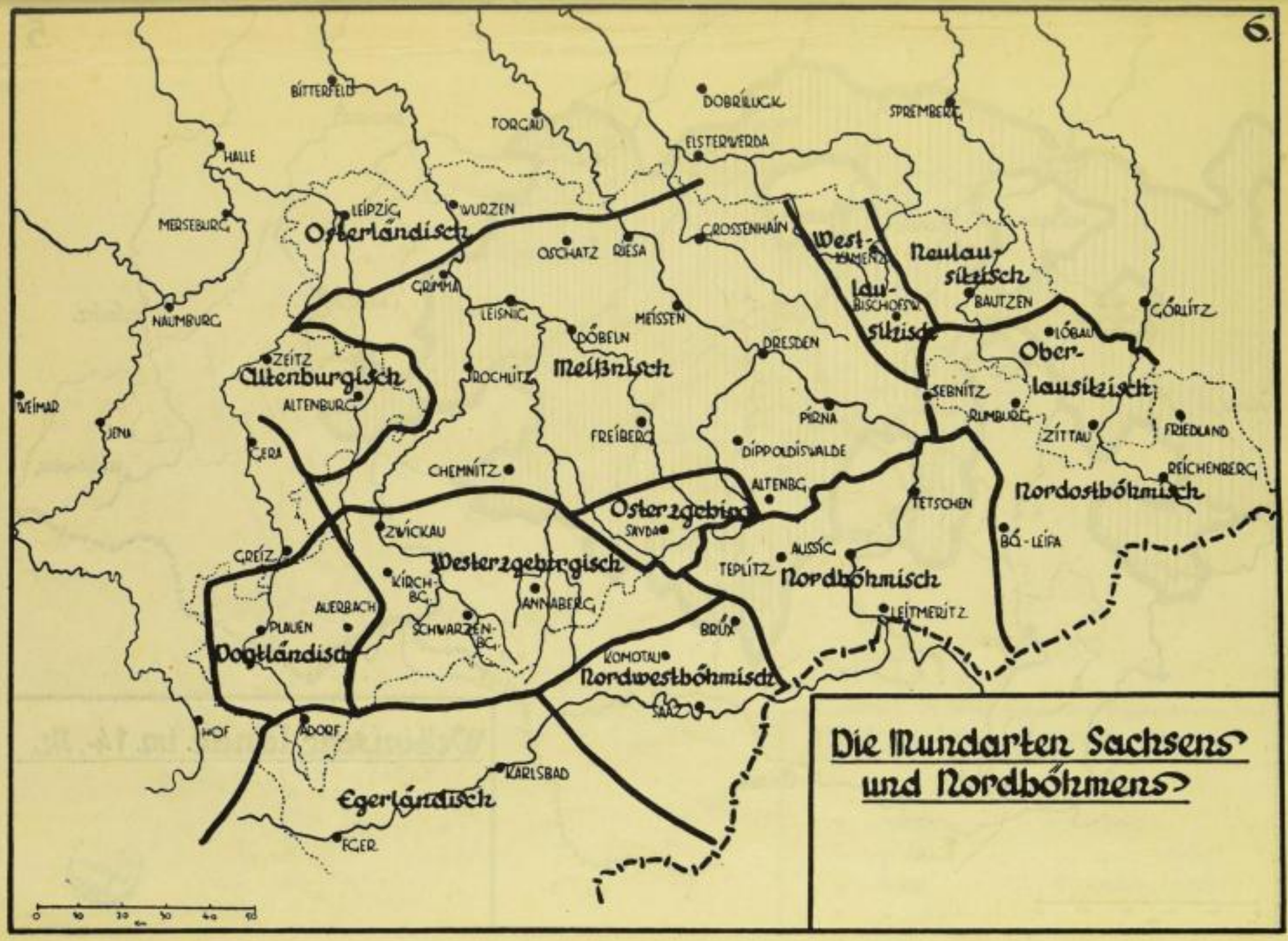
1 Prp. Merseburg	9 Arch. Niederlausitz	17 Prp. Naumburg
2 Dek. Merseburg	10 Prp. Meißen	18 Prp. Zeitz
3 Arch. Keuschberg	11 Prp. Riesa	19 Arch. Plisnensis
4 Arch. Grimma	12 Prp. Großenhain	20 Arch. transmuldam
5 Arch. Rochlitz	13 Arch. Oberlausitz	21 Arch. Saaz
6 Prp. Wurzen	14 Arch. Chemnitz	22 Arch. Bilin
7 Prp. Clösen	15 Arch. Zschillen	23 Arch. Leitmeritz
8 Dek. Meißen	16 Arch. Nisan	24 Arch. Bunzlau


3.
nieder-
deutsch
BITTERFELD
TORGAU
HALLE
ELSTERWERDA
SPREMBERG
LEIPZIG
WURZEN
RIESA
GROSSEN-
HAIN
BAUTZEN
GÖRLITZ
NAUMBURG
LEISNIG
MEISSEN
mitteldeutsch
DRESDEN
ZEITZ
PIRNA
ZITTAU
FREIBERG
GERA
CHEMNITZ
REICHENBERG
ZWICKAU
AUSSIG
ANNABERG
PLAUEN
HOF
main-
fränk
KARLSBAD
EGER
nordbairisch
Siedlungszüge der
deutschen Wiederbesied-
lung im 11. – 13. Jdt.
Schematische Darstellung.

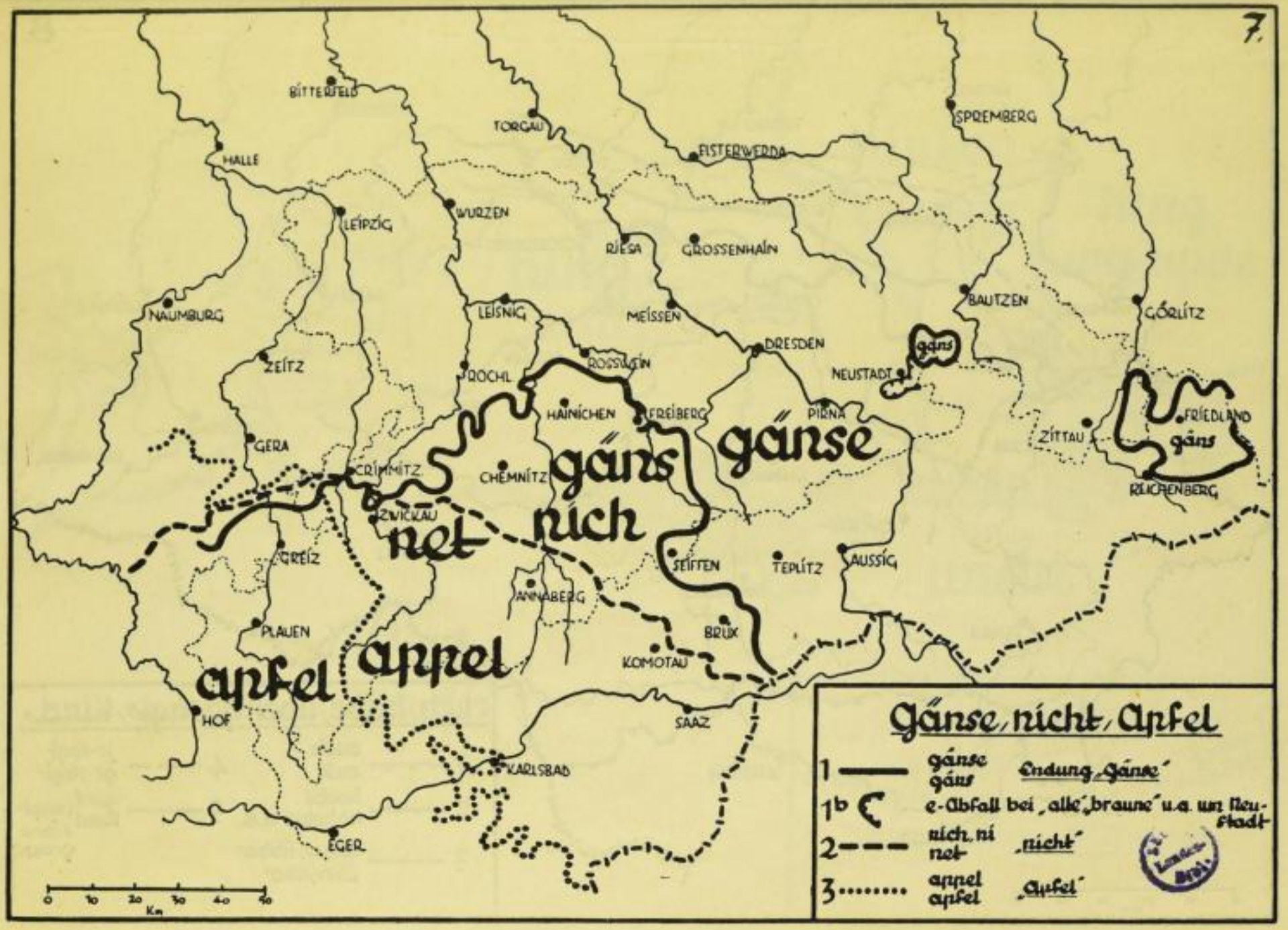

LEIPZIG
DRESDEN
BAUTZEN
CHEMNITZ
REICHENBERG
AUSSIG
PLAUEN
KAADEN
EGER
Bildung der Ortsnamen
Ortsnamen auf
-reuth
-grün
-hain
-walde
-wald
-rode, -roda
-stádt, -stedt



Wettinische lande im 14. Jh.



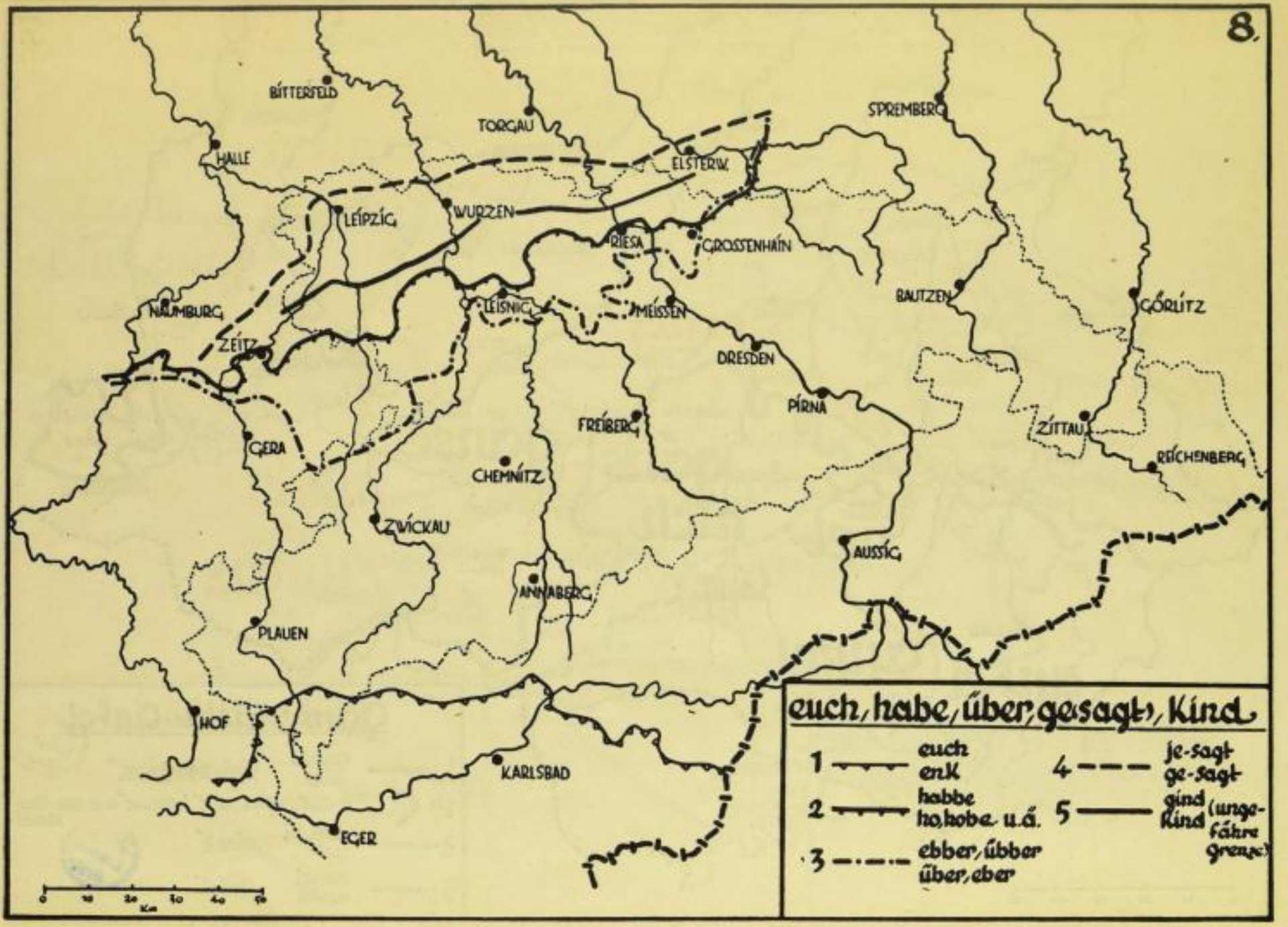
Die Mundarten Sachsens und Nordböhmens

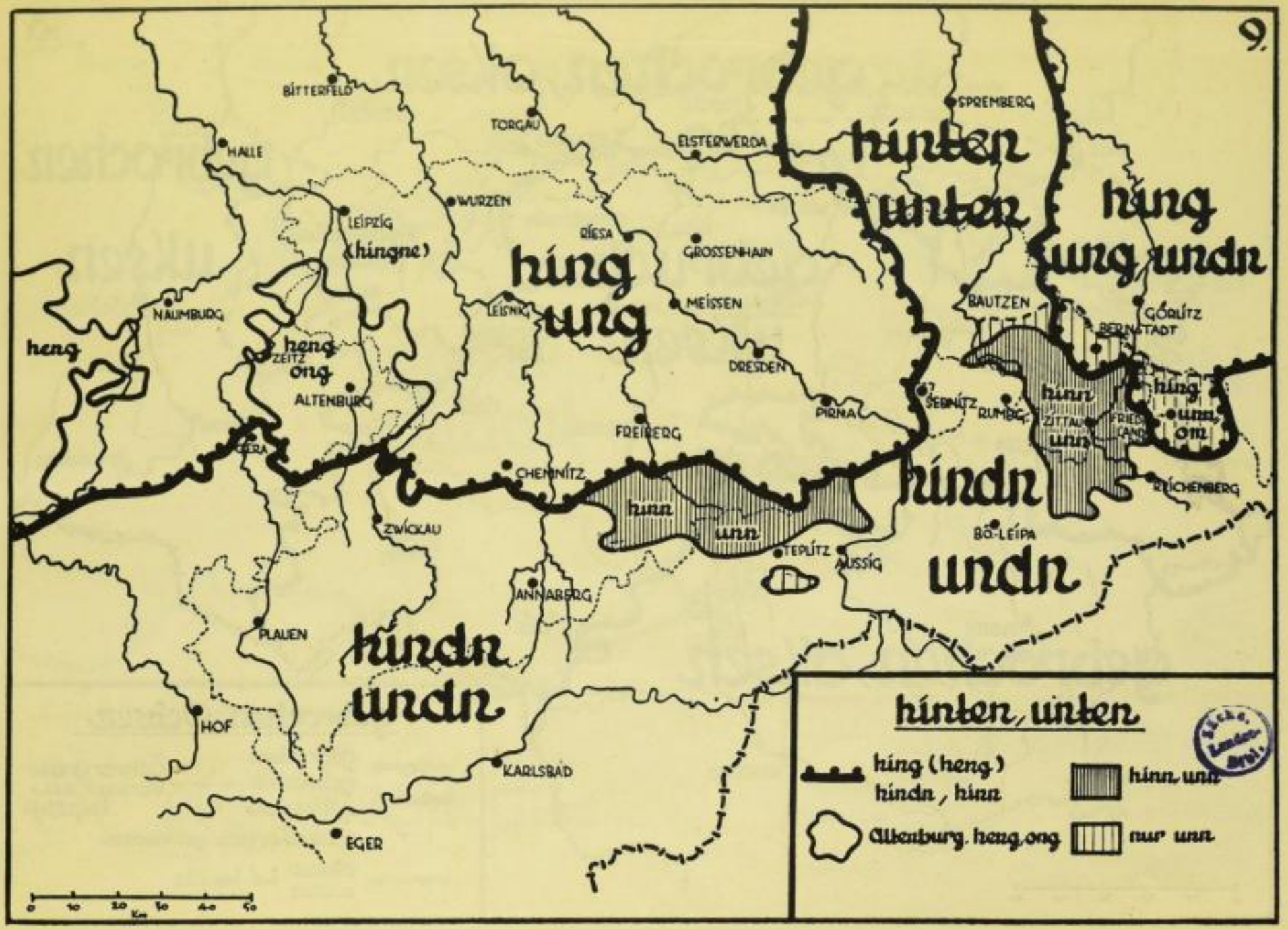


Gänse / nicht / Apfel

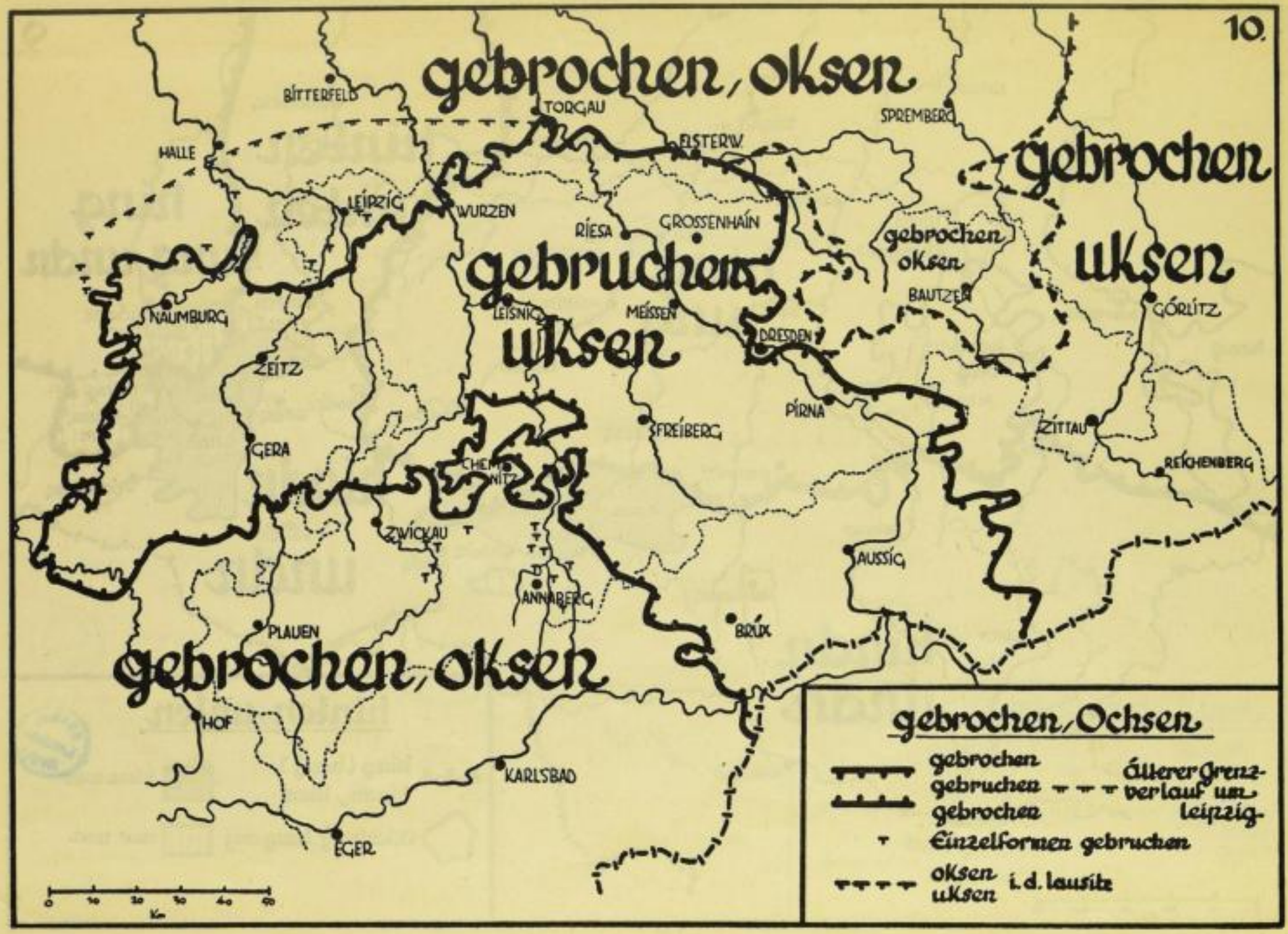
1 ——	gánse gáns	Endung „Gänse“	
1b ⊂	e-Abfall bei „alle“ „braune“ u.a. um Neustadt		
2 – – –	nich, ni net	„nicht“	
3	appel apfel	„Apfel“	

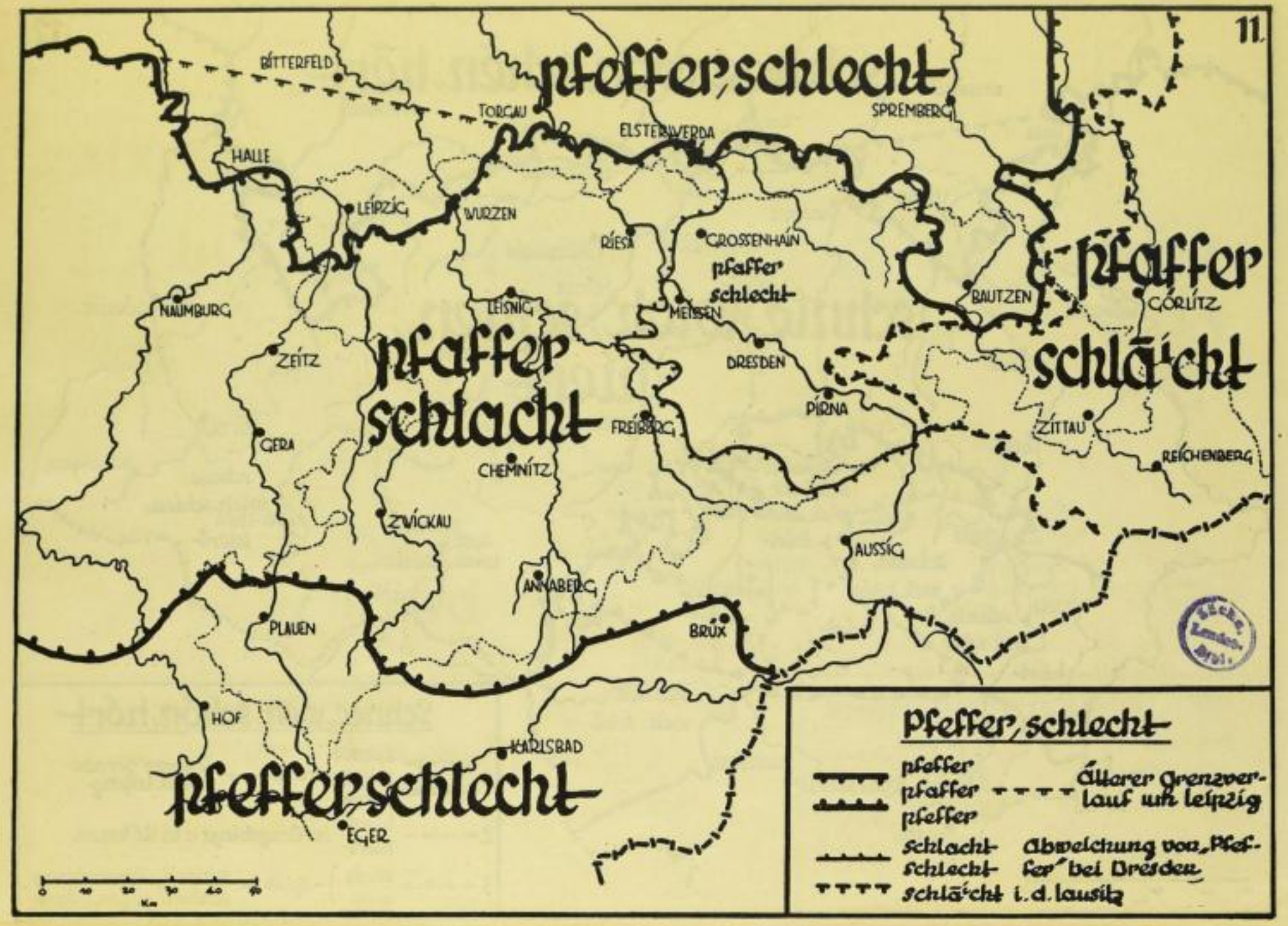
SLUB
Wir führen Wissen.


BITTERFELD
TORGAU
SPREMBERG
HALLE
ELSTERW.
LEIPZIG
WURZEN
RIESA
GROSSENHAIN
NAUMBURG
LEISNIG
MEISSEN
BAUTZEN
GÖRLITZ
ZEITZ
DRESDEN
PIRNA
FREIBERG
ZITTAU
GERA
CHEMNITZ
REICHENBERG
ZWICKAU
AUSSIG
ANNABERG
PLAUEN
HOF
KARLSBAD
EGER
0 10 20 30 40 50 Km
euch, habe, über, gesagt, Kind
1 euch enk
2 habbe ho, hobe u.ä.
3 ebber, übber über, eber
4 je-sagt ge-sagt
5 gind kind (ungefähre Grenze)


9.
BITTERFELD
TORGAU
HALLE
ELSTERWERDA
SPREMBERG
hinten
unten
hing
ung undn
WURZEN
LEIPZIG
(hingne)
RIESA
GROSSENHAIN
hing
ung
NAUMBURG
LEISNIG
MEISSEN
BAUTZEN
GÖRLITZ
BERNSTADT
heng
heng
ong
ZEITZ
ALTENBURG
DRESDEN
PIRNA
SEBNITZ
RUMBG
hinn
ZITTAU
unn
FRIEDLAND
hing
unn
om
FREIBERG
CHEMNITZ
hindn
REICHENBERG
hinn
unn
ZWICKAU
BÖ-LEIPA
TEPLITZ
AUSSIG
undn
ANNABERG
PLAUEN
hindn
undn
HOF
KARLSBAD
EGER
hinten, unten
hing (heng)
hindn, hinn
hinn unn
Altenburg, heng, ong
nur unn
0 10 20 30 40 50
Km

10.


gebrochen, oksen
gebrochen
uksen
gebruchen
uksen
gebrochen, oksen
gebrochen
oksen
BITTERFELD
TORGAU
SPREMBERG
HALLE
ELSTERW
LEIPZIG
WURZEN
RIESA
GROSSENHAIN
BAUTZEN
GÖRLITZ
NAUMBURG
LEISNIG
MEISSEN
DRESDEN
ZEITZ
PIRNA
FREIBERG
ZITTAU
GERA
REICHENBERG
CHEMNITZ
ZWICKAU
AUSSIG
ANNABERG
BRÜX
PLAUEN
HOF
KARLSBAD
EGER
0 10 20 30 40 50 Km
gebrochen/Ochsen
gebrochen
gebruchen
gebrochen
älterer Grenzverlauf um leipzig
Einzelformen gebruchen
oksen
uksen
i.d. lausitz


pfeffer, schlecht
pfaffer schlecht
pfaffer schlacht
pfaffer schlächt
pfeffer, schlecht
BITTERFELD
TORGAU
ELSTERWERDA
SPREMBERG
HALLE
LEIPZIG
WURZEN
RIESA
GROSSENHAIN
pfaffer schlecht
BAUTZEN
GÖRLITZ
NAUMBURG
LEISNIG
MEISSEN
ZEITZ
DRESDEN
PIRNA
ZITTAU
GERA
FREIBERG
CHEMNITZ
REICHENBERG
ZWICKAU
AUSSIG
ANNABERG
PLAUEN
BRÜX
HOF
KARLSBAD
EGER
0 10 20 30 40 50 Km
pfeffer
pfaffer
pfeffer
Älterer Grenzverlauf um Leipzig
schlacht-
schlecht-
Abweichung von „Pfeffer" bei Dresden
schlächt i.d. Lausitz

12.
schnee, weh, schēn, hērt
schnie, wieh, schien, hiert
BITTERFELD
HALLE
TORGAU
SPREMBERG
ELSTERWERDA
LEIPZIG
WURZEN
RIESA
GROSSENHAIN
BAUTZEN
LEISNIG
MEISSEN
GÖRLITZ
NAUMBURG
DRESDEN
ZEITZ
PIRNA
FREIBERG
ZITTAU
GERA
CHEMNITZ
REICHENBERG
schnee, wieh, schie hārt
schnie, wieh, schien, hiert
ZWICK.
BÖ-LEIPA
GREIZ
schnie, wieh, schien, hārt
AUSSIG
schnee, weh, schie hārt
ANNABERG
PLAUEN
schnie, wie, schie hārt
BRÜX
HOF
schnee, weh, schē
KARLSBAD
schnāi, wāi, schāi
EGER
Schnee, weh, schón, hórt
1 schnee schnie schnee
1b frühere grenze nördl. leipzig
2 hiert hārt im Erzgebirge u. in Böhmen
3 wieh weh
4 schien schān Abweichung gegen „Schnee"
0 10 20 30 40 50 Km

13.

BITTERFELD
TORGAU
SPREMBG
HALLE
ELSTERWERDA
WURZEN
LEIPZIG
RIESA
GROSSENHAIN
(frau)
(frā)
PULSNITZ
BAUTZEN
GÖRLITZ
LEISNIG
NAUMBURG
MEISSEN
ZEITZ
(frā)
DRESDEN
PIRNA
FREIBERG
GERA
CHEMNITZ
ZITTAU
REICHENBERG
ALTENBERG
ZWICKAU
BÓ-LEIPA
(bō"m)
(klē'd)
(frō")
AUSSIG
ANNABERG
PLAUEN
BRÜX
SAAZ
HOF
KARLSBAD
EGER

bōm
klēd
frō

bām
klād
frā

bām
klēd
frā

bām
klād
frā

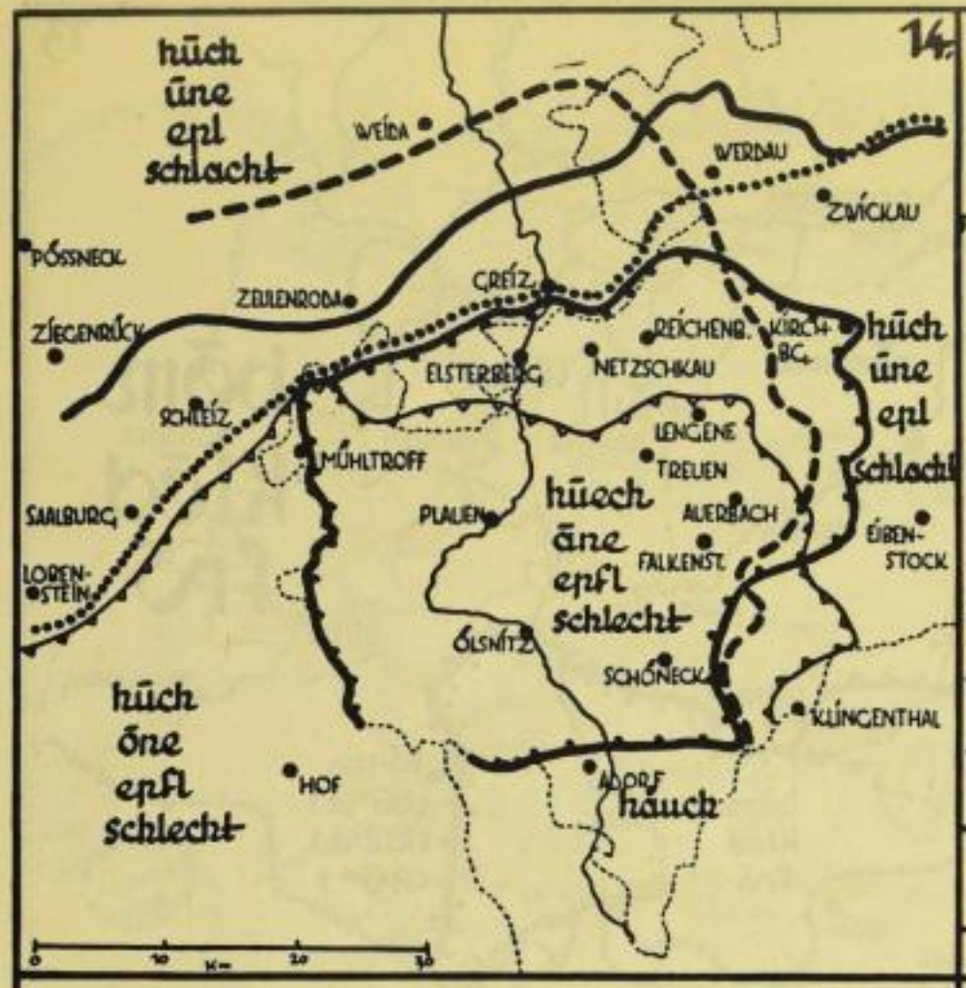
bām
klād
frā

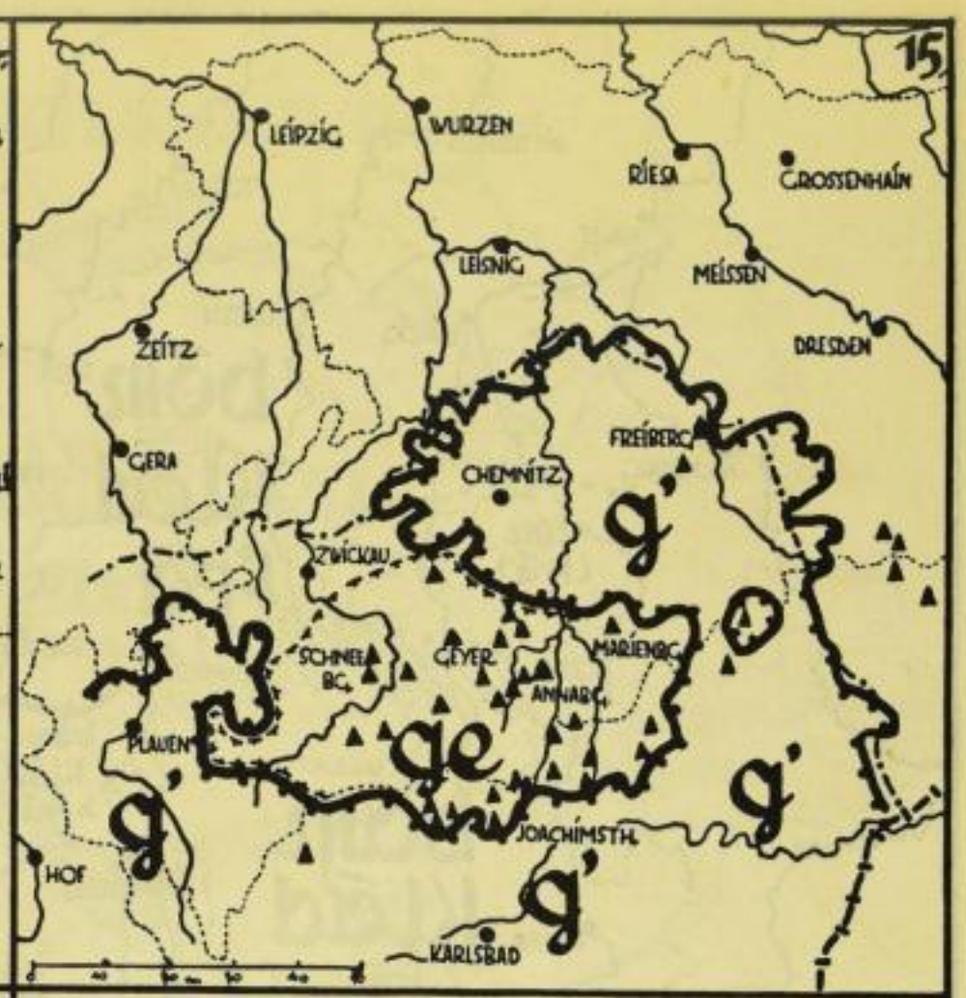
ăugn, bām
kload/kloida
frău

0 10 20 30 40 50 Km

Baum (Augen), Kleid, Frau

- bōm
- bām/bām
- bām/ăgen
- Übergangsgebiet
- Schles. frō
- Altenburg. frā
- um Bautzen frau
- um Pulsnitz frā



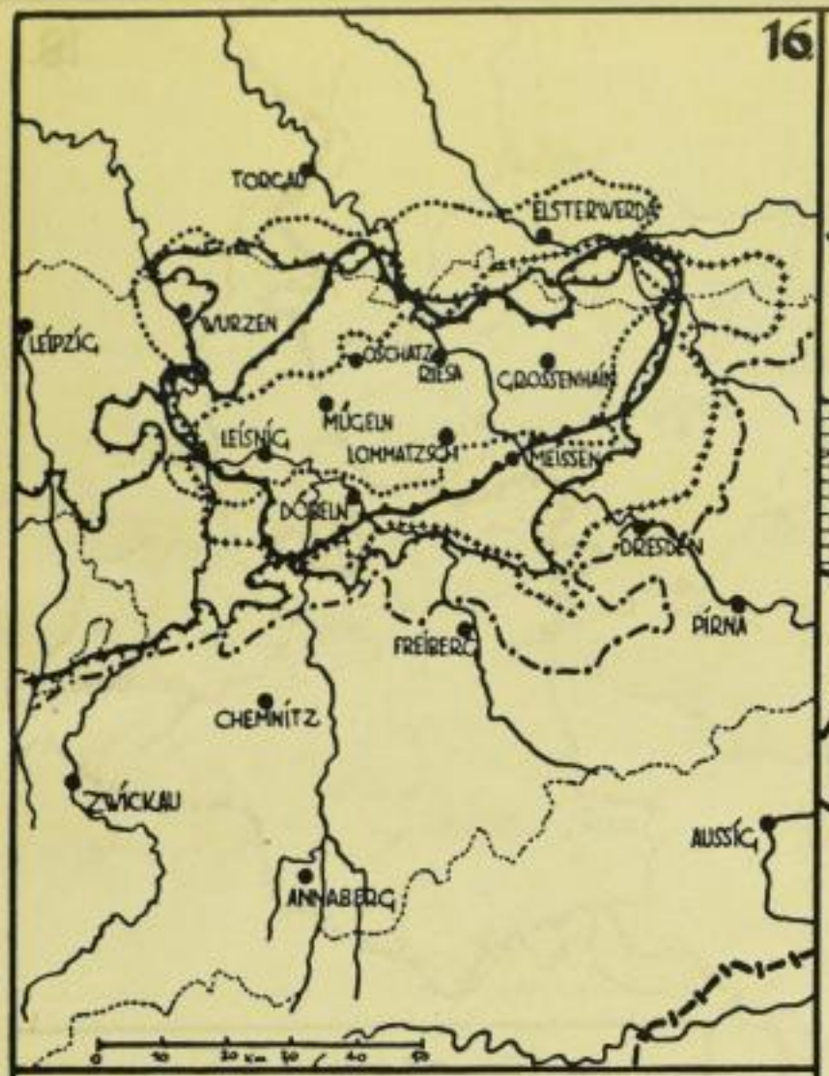


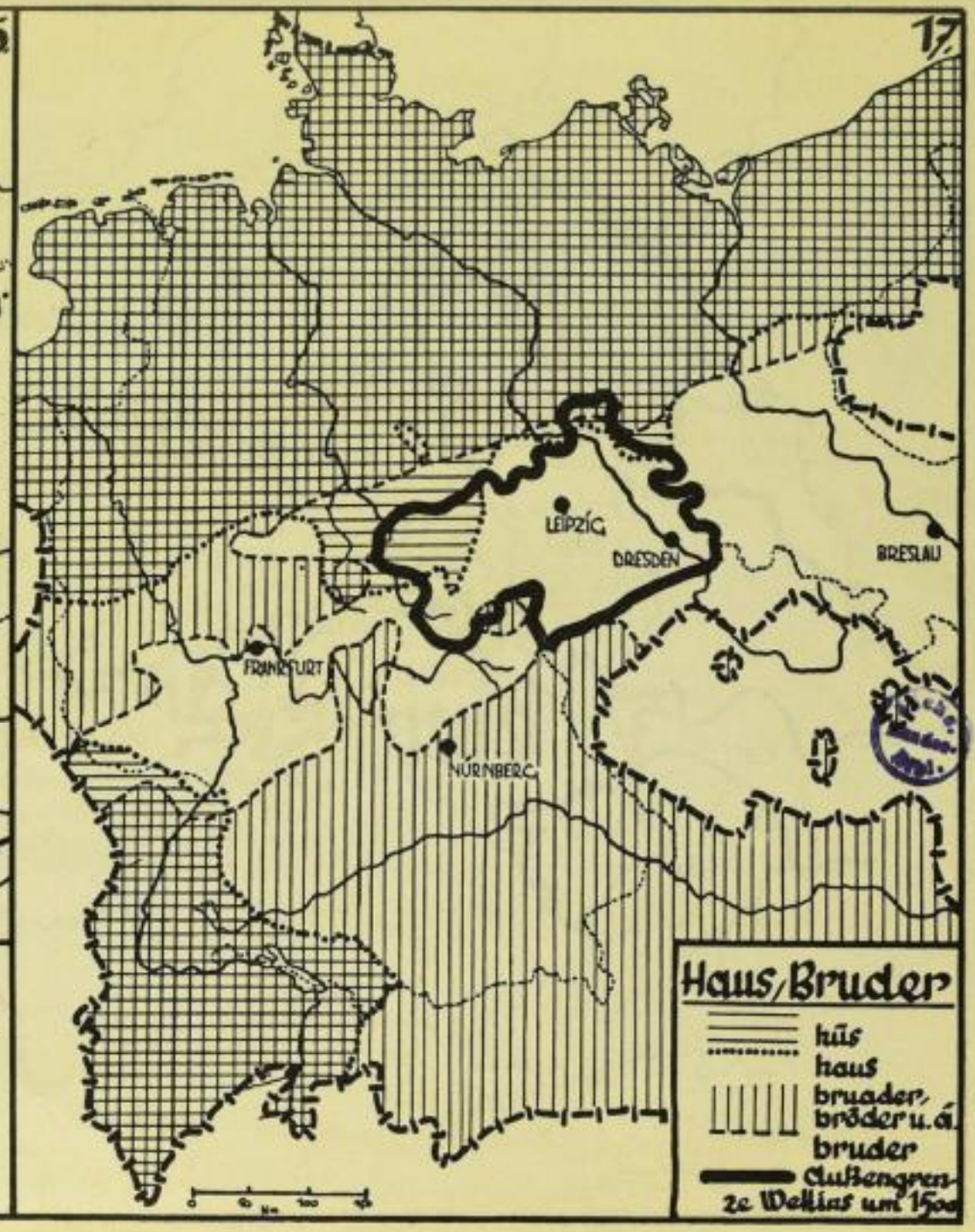
hoch, ohne, Apfel, Gänse, Mann, schlecht

1 hüech, äne
2 epl / epfl
3 gänse / gäns (e-Abfall)
4 mann / mā (n-Abfall)
5 schlecht / schlecht

gesagt (Vorsilbe), glauben

1 ge-sagt / g-sagt Vorsilbe ge- in gesagt
2 e-Abfall-linie
3 Nordgrenze von westerzgebirg. gelām „glauben"
▲ Wichtige Bergorte im 16. Jh.





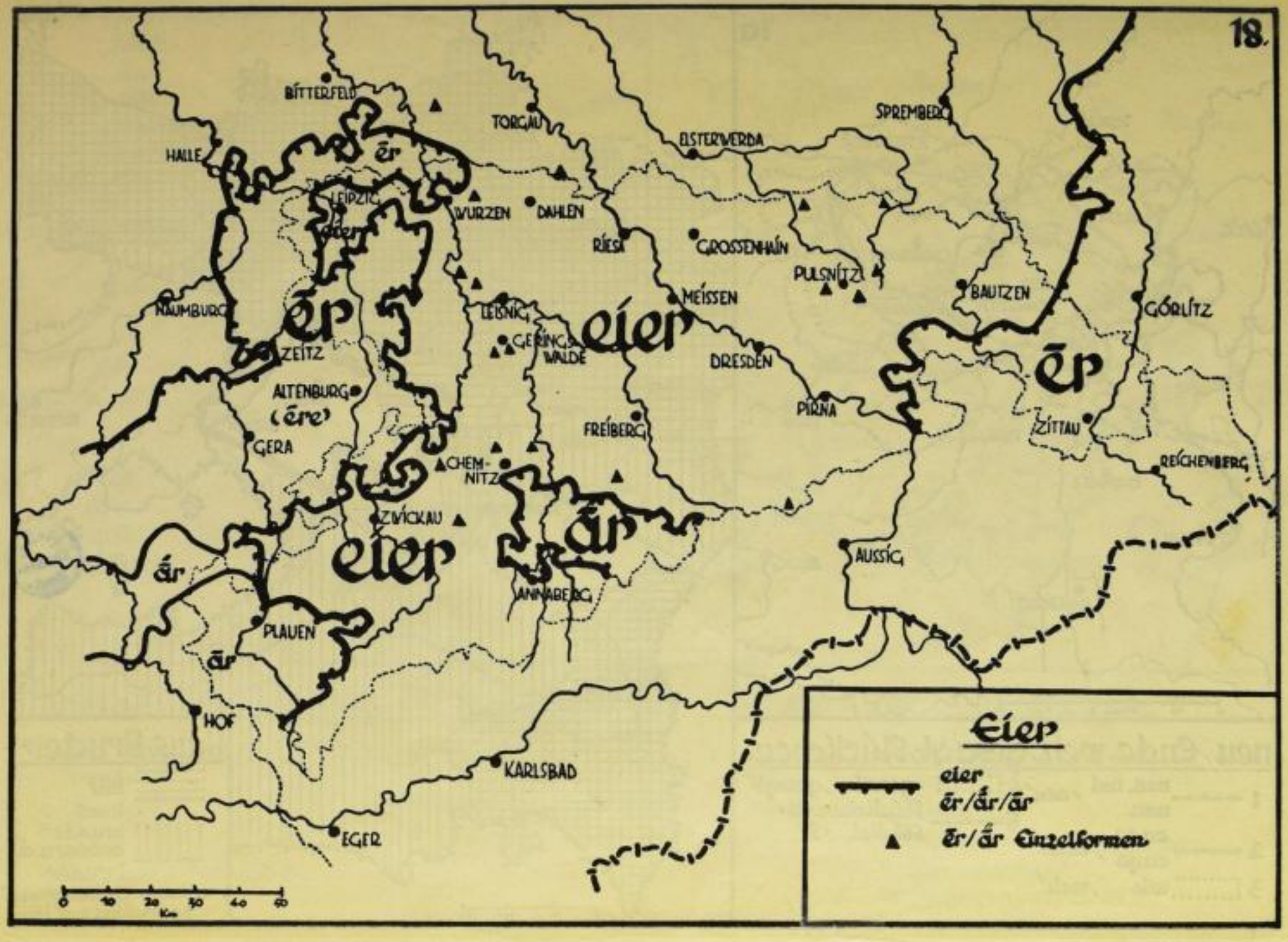
neu, Ende, weh, gesagt, Stückchen

1 neu, nai, nau „neu"
2 ende, enge „Ende"
3 wie „weh"
4 gesoit „gesagt"
5 Stückchen (N), Stückel (S)

Haus, Bruder

hüs
haus
bruader, bröder u. ä.
bruder
Außengrenze Wettins um 1500

18.


BITTERFELD
TORGAU
ELSTERWERDA
SPREMBERG
HALLE
LEIPZIG
WURZEN
DAHLEN
RIESA
GROSSENHAIN
PULSNITZ
MEISSEN
BAUTZEN
GÖRLITZ
NAUMBURG
ZEITZ
LEISNIG
GEBIRGS-WALDE
DRESDEN
ALTENBURG
PIRNA
ZITTAU
GERA
FREIBERG
CHEM-NITZ
REICHENBERG
ZWICKAU
AUSSIG
ANNABERG
PLAUEN
HOF
KARLSBAD
EGER
0 10 20 30 40 50 Km
Eier
eier
ēr/ǎr/ār
ēr/ǎr Einzelformen

XX

SLUB Dresden
3 1970655

SLUB
Wir führen Wissen.